This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

YB 21532

913397

D571
R6

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Die orientaliſche Frage

in

Univ. of California

ihrer geſchichtlichen Entwickelung.

1774—1830.

Von

Dr. Richard Roepell,
a. o. Profeſſor der Geſchichte a. d. Univerſität zu Breslau.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1854.

LEES-MUSEUM.
BIBLIOTHEEK
TE AMSTERDAM.

D371
T26

UNIV. OF
CALIFORNIA

Bereits vor mehr als zehn Jahren von dem stets wachsenden Gewicht der orientalischen Frage für die Zukunft Europa's überzeugt, hielt ich im Winter 1843/44 über die geschichtliche Entwickelung derselben bis zum Jahre 1841 eine Reihe von öffentlichen Vorträgen an der hiesigen Universität. Auf der Grundlage dieser Vorträge ist unter der Einwirkung der gegenwärtigen Krisis die vorliegende Schrift entstanden. Ich habe sie für jetzt mit dem Jahre 1830 abgeschlossen, theils weil es mir bisher unmöglich war, das reiche Material, welches für die Entwickelung von 1830—1840 vornämlich in den englischen „Blaubüchern" und den officiellen französischen Sammlungen enthalten ist, im Original selbst einzusehen, theils weil die Zeit bis zum Jahre 1830 ein in sich relativ einheitliches Ganze

913397

bildet, und die bedeutendsten Elemente der Frage noch unzweifelhafter, als das nächstfolgende Decennium erkennen läßt.

Möge meine Arbeit den Zweck erreichen, auf welchen alle wahre Geschichtsschreibung zielt: das Verständniß der Gegenwart aus der Vergangenheit in immer weiteren Kreisen zu fördern!

Inhalt.

Erstes Buch: Das griechische Projekt.

Seite.

1. Rückgang der osmanischen Macht 1
2. Das griechische Projekt 16
3. Die Reformen Selim III. 37
4. Napoleon und Alexander 61
5. Die Begründung einer nationalen Regierung in Serbien . 81

Zweites Buch: Die griechische Revolution.

1. Die erste Erhebung der Griechen 101
2. Die Pforte und die europäische Diplomatie. — Die Unabhängigkeitserklärung der Griechen und ihre erste Verfassung 124
3. Die innere Parteiung und der Freiheitskampf der Griechen von 1822—26. Mehmed Ali von Aegypten und Ibrahim Pascha von Morea 147
4. Die europäische Diplomatie bis zum Tode des Kaiser Alexander 177
5. Das Petersburger Protokoll vom 4. April 1826 und die Schlacht von Navarin am 20. Oktober 1827 199
6. Der russisch-türkische Krieg. 1828—29 243
7. Die Schöpfung eines unabhängigen Griechenlands . . . 284
8. Rückblick 313

Erſtes Buch.

Das griechiſche Projekt.

UNIV. OF CALIFORNIA

1. Rückgang der osmanischen Macht.

Das Reich der Osmanen in Europa hat von seinen ersten Anfängen an den Keim eines innern Zwiespalts in sich getragen.

Wie es durch den Sieg von Asiaten über Europäer, von Moslemin über Christen gegründet ward, so entsprang auch seine ganze innere Einrichtung aus der Eroberung. Es ward ein Kriegsstaat im strengsten Sinne des Wortes, und der nationale wie religiöse Gegensatz der Sieger und Besiegten die allgemeine Grundlage seiner politischen Organisation. Die gläubigen, siegreichen Osmanen allein wurden und blieben die Herrscher; die christlichen besiegten Slawen und Griechen wurden und blieben die Knechte in diesem Staat. Jene, nach Fahnen und Säbeln (Sandschaks und Timars) gleich einem stets zum Aufbruch bereiten Heere über das eroberte Land vertheilt, führten die Waffen: diese ernährten jenes Heer-Volk durch den Zins von dem Acker, welchen sie bauten, zahlten dem Sultan die Kopfsteuer und den Zehnten, die Hauptquellen seines jährlichen Einkommens, und wurden außerdem noch gezwungen, ihm jedes fünfte Jahr die Blüthe ihres männlichen Nachwuch-

fes zur Ergänzung der Janitscharen auszuliefern, der Kerntruppen seiner gesammten Heermacht. Solchergestalt beruhten Finanz- und Heerwesen des Reiches auf dem Gegensatz der Moslemin und der Raja, und nicht nur die Verschiedenheit der Religion und der Nationalität, oder der Stolz der Sieger gegen die Besiegten hielt also diesen innern Zwiespalt im Staate aufrecht, sondern auch der Bestand der wesentlichsten Institutionen desselben hing von seiner Fortdauer ab. Jeder Versuch der Annäherung, Gleichstellung oder Verschmelzung der Raja mit den Osmanli hätte dieses Staatswesen, wie es nun einmal war, in seinen Fundamenten erschüttert; ohne einen völligen Umbau des Ganzen konnte kein Versuch der Art jemals gelingen.

Woher auch hätten die Osmanen in den Jahrhunderten ihrer Macht an diesem Grundverhältniß ihres Reiches irgendwie rütteln sollen? So lange ihre Waffen noch der Schrecken der ganzen Christenheit waren, hatten sie daheim ihre Raja nicht zu fürchten. Zwar erhielt sich in der Herzegowina, in der Kraina, in Montenegro, auf einzelnen Inseln des Archipelagus und in den höchsten Gebirgen von Epirus, Thessalien und Morea eine christliche Bevölkerung, welche, die Waffen in der Hand, einen kriegerischen Geist in sich fortpflanzte und sich zuweilen auch gegen die Pascha's empörte; aber auch sie konnte sich der Herrschaft des Sultan's nie völlig entziehn und trug im Verhältniß zu der gesammten Raja wenig aus. Und diese dachte immer seltener an eine Erhebung, je öfter sie die Waffen ihrer Herrn nach außen siegreich sah; in der Gewohnheit der

Knechtschaft verlor sie fast jede wahrhaft lebendige Erinnerung an ihre frühere Freiheit.

Allein in den Osmanen selbst nahm allmählich jener Kriegsgeist ab, durch den sie einst ihr Reich gegründet hatten, und auf dem ihre Macht nach außen, wie ihre Herrschaft im Innern allein beruhte. Mit Soliman dem Prächtigen schloß sich die lange Reihe ihrer stets kriegslustigen und stets kriegfähigen Herrscher. Von den Sultanen nach ihm, welche in strenger Abgeschiedenheit ohne alle praktische Thätigkeit aufwuchsen, kam die Mehrzahl schon als Jünglinge entnervt, stumpf an Geist und Leib auf den Thron. Sie lebten nicht mehr wie die früheren im Lager und mit den Truppen, sondern im Serail mit Verschnittenen und Weibern. Der Kislar Aga, der Vorsteher der schwarzen Eunuchen und des innern Harems, wurde der einflußreichste Mann, und je länger je mehr unterlag die Verwaltung des Reichs den Interessen und Launen, den Leidenschaften und Intriguen des Harems. Natürlich ging dies Verderben auch gar bald von dem Haupt auf die Glieder, von der Hauptstadt auf die Provinzen über. Wer selbst in die Höhe kommen oder seine Feinde stürzen wollte, suchte die Gunst des Harems mit jedem Mittel, und da alle Beamten des Reichs bis zu den höchsten herauf in jedem Augenblick mit denselben Hebeln gestürzt werden konnten, durch die sie emporgehoben waren, so suchten sie die Zeit ihres Glücks zu benutzen, und Genußsucht, Erpressung und Tyrannei wurden in allen Punkten der Verwaltung heimisch. Da fingen denn auch die wesentlichsten Einrichtungen des Reichs an zu entarten. Die alte Rekrutirung der Janitscharen durch die

Aushebung der christlichen Knaben hörte auf, seitdem jenen die Ehe gestattet ward, und ihre eigenen Söhne, sobald sie erwachsen waren, in ihr Corps aufgenommen wurden. Hiermit verschwand zugleich die alte Strenge und Disciplin, und als mit der Kriegslust der Sultane auch die Kriege seltener wurden, erlosch in dieser Kerntruppe des Reichs der alte Geist so weit, daß es ein Sprüchwort ward, ein Janitschar habe ein gutes Auge und gute Beine, jenes um zu sehn, wenn die Kavallerie wanke, diese um zuerst davonzulaufen. Mit den Timarlis aber ward es nicht anders. Das Einkommen und der Genuß des Timars ward als die Hauptsache, der Kriegsdienst dagegen, der auf dem Lehn ruhte, für den es verliehen werden sollte, als die Nebensache betrachtet. Die regelmäßigen Musterungen dieser über das ganze Land verbreiteten Miliz unterblieben, und wenn sie einmal aufgeboten ward, erschien oft nicht der zehnte Theil der Mannschaft, der nach den Registern erscheinen sollte. So stand es schon gegen das Ende des 17. Jahrhunderts mit der einst so gefürchteten Kriegsmacht der Osmanen. Während alle europäischen Nationen in der Kriegskunst Fortschritte machten, kamen jene zurück, und anstatt der Siege, die sie früher erfochten, erlitten sie Niederlagen. Seit dem Mißlingen ihres Zuges auf Wien (1683) bedrängten sie ihre Nachbarn nicht mehr, sondern wurden von diesen bedrängt. Aus dem Angriff wurden sie in die Vertheidigung geworfen, und bald verloren sie Eroberungen, die sie früher gemacht. Im Frieden von Carlowitz (1699) mußten sie Ungarn und Siebenbürgen an Oesterreich, den ganzen Peloponnes und mehrere

jonische Inseln an Venedig, Podolien und Kaminiec an Polen und Asow an Rußland überlassen, und Eugens Siege bei Peterwardein und Belgrad (1717—18) zeigten der Christenheit von neuem, daß es mit der Macht und Herrschaft der Osmanen zurückging. Wohl erkannten einige tüchtige Veziere die Uebel, an welchen das Reich siechte, und suchten ihm durch Reformen zu helfen. Aber wenn sie auch dann und wann einzelne Erfolge erreichten, auf die Länge kamen sie doch gegen die sich forterbende physische und geistige Schwäche der Sultane, die Intriguen des Serails, den Eigennutz der Paschas und den Widerstand der Janitscharen nicht auf, die auf ihre Privilegien trotzend in offenem Aufruhr jede Reform rückgängig machten. Häufige Thronwechsel, noch raschere Wechsel der Veziere und Pascha's hinderten jede Stätigkeit der Regierung, jedes Beharren in dann und wann beschrittenen Bahnen der Besserung. Im Ganzen ließ man die Dinge gehen, wie sie eben gehen konnten und gingen. Jedermann handelte, so weit seine Verbindungen, seine Intriguen oder seine Macht reichte. Die Paschas regierten oft gleich unabhängigen Herrn in den Provinzen, bekriegten sich untereinander, empörten sich auch bisweilen gegen den Sultan, siegten eine Weile und wurden dann wieder besiegt. Den Großen thaten die Kleinen es nach bis auf die einzelnen Osmanli herab, jeder in seinem Kreise, nach seinem Gelüste und seiner Kraft. An die Stelle der einst so strengen militärischen Ordnung des Reichs traten Erschlaffung und Anarchie.

Man könnte meinen, bei solchen Zuständen hätte die

Raja, aller Willkür preisgegeben, völlig zu Grunde gehen müssen. Allein das war doch keineswegs der Fall. Im Gegentheil, sie erhielt sich nicht nur, sondern sie kam sogar empor, und was auf den ersten Blick das Auffallendste ist, grade ihre Knechtschaft trug sehr wesentlich zu ihrer Erhaltung bei. Denn dem Interesse der Türken an der Fortdauer dieser Knechtschaft hatte die Raja es vornämlich zu danken, daß kein Sultan jemals darauf ausgegangen ist, sie zum Islam zu zwingen. Wer ein Moslemin ward, ward frei und trat in die Reihe der Herrn; aber jede Massenbekehrung hätte den Osmanen die Unterlage einer dienenden Bevölkerung entzogen, deren sie zu ihrem Kriegs- und Herrnleben bedurften, und auf welcher, wie wir sahn, ihr Staatswesen nun einmal beruhte. Sie ließen daher der Raja ihren Glauben und ihre Kirche, und grade diese ward ein Hauptmittel zu deren Erhaltung. Denn der christliche Glaube war es vor allem andern, der fort und fort in der Raja das Bewußtsein ihres Gegensatzes gegen die Osmanen lebendig erhielt, der sie jede nähere Verbindung mit diesen als eine Verunreinigung oder einen Abfall betrachten ließ, sie dadurch vor der Entsittlichung und dem physischen Verfall ihrer Herrn bewahren half und ihr endlich neben aller nationalen Zerspaltung doch auch ein Gefühl und Bewußtsein ihrer Einheit gab, welches seinen Ausdruck und sein Wirken hauptsächlich in der Kirche fand. Der Patriarch zu Konstantinopel war in gewissem Sinne des Wortes der Mittelpunkt eines christlichen Staates inmitten eines muhamedanischen Reiches. Ein weiterer Gewinn, den die Raja aus ihrer Knechtschaft zog, war der,

daß die Osmanen, die mit dem Stolz des Herrn und des Gläubigen auf sie herabblickten, sich auch von jeher gar wenig um sie bekümmerten. Zahlte die Raja nur regelmäßig Kopfgeld, Zinsen und Zehnten, leistete sie die Dienste, welche ihre Herrn forderten, und hielt sie sich im Allgemeinen gehorsam und unterwürfig, so mochte sie für sich selbst sich einrichten und leben, wie sie wollte. Solchergestalt sich selbst überlassen, von aller Theilnahme an dem Staatswesen der Osmanen ausgeschlossen und auf die ursprünglichsten Lebensweisen, die Viehzucht und den Ackerbau, nur hier und da Gewerbe und Handel, zurückgedrängt, bildete diese unterworfene Bevölkerung neben oder wenn man will unter dem osmanischen Staat für sich eine Familien- und Gemeinde-Verfassung aus, und führte in den einfachsten Formen menschlicher Gesellschaft ein Leben, welches, je näher es größtentheils der Natur stand, auch um so mehr Körper und Geist in gesunder Frische erhielt. In dieser Zurückgezogenheit vom osmanischen Staat und Leben ward die Raja daher auch von deren Verfall wenig berührt. Einzelne litten wohl unter der zunehmenden Zuchtlosigkeit und Willkür der Herrn, aber ihrer Gesammtheit kam es grade in diesen Zeiten zu Gute, daß eben im Zusammenhange mit dem Verfall der osmanischen Einrichtungen auch jene Aushebung der christlichen Knaben aufhörte, durch welche sich früher die Janitscharen ergänzt hatten. Seitdem wuchs die Blüthe ihrer männlichen Jugend für sie selbst auf. Es war das ein unermeßlicher Gewinn für ihre ganze Zukunft. Und wie sie hierdurch physisch zu neuen Kräften kam, so hob sich schon an und

für sich im Anblick des Verfalls der osmanischen Dinge ihr eigenes Selbstbewußtsein empor. So viele Jahrhunderte auch schon die Herrschaft des Sultans dauerte, niemals hatte die Raja sie anders als wie eine Gewaltherrschaft angesehn. Sie hatte sich äußerlich der Gewalt gefügt, weil sie ihr nicht zu widerstehn vermochte, das Joch der Knechtschaft getragen, weil sie sich zu schwach fühlte es zu zerbrechen, aber in ihren Augen war der Osmanli immer derselbe Feind des Christen geblieben, der er von allem Anfange an gewesen, dessen Verachtung sie mit ihrem Hasse vergalt. Jetzt aber sah sie vor ihren eigenen Augen den Verfall der Sieger: die Entartung der Janitscharen, Spahi und Timarlis, die Thronrevolutionen in der Hauptstadt, die Empörungen der Paschas in den Provinzen, die allgemeine Verwirrung des Reiches daheim und dessen Schwäche nach außen.

Da ward auch in ihr der Schrecken, die Furcht und der Respekt vor der Stärke und Macht ihrer Herrn geringer, und das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft stärker. In der Tiefe ihres religiösen Bewußtseins hatte sich von Generation zu Generation wie eine Prophetie der Glaube fortgepflanzt, daß der Herr alles Lebens sein Volk dereinst aus den Händen seiner Feinde befreien, und das Kreuz von der heiligen Sophie in Konstantinopel herab noch einmal über das Land leuchten werde. Der alte Glaube empfing jetzt ein neues Leben, und die Zuversicht auf seine Erfüllung stieg.

Wie mußte es da nicht auf diese Raja wirken, als nun in unmittelbarer Nachbarschaft der Osmanen und im feind-

lichen Gegensatz zu ihnen eine Nation zu großer Macht aufstieg, der sie sich weit näher, als allen andern Christen verwandt fühlte? Für die römisch-katholischen Polen und Deutschen, Ungarn und Venetianer hatte sie niemals recht warme Sympathien gehabt, in den Russen dagegen sah die griechische Raja Brüder des wahren Glaubens und die slawische noch außerdem ein Volk von ihrem eigenen Fleisch und Blut. Gleich nach der Schlacht von Pultawa bemerkten die Venetianer, die damals noch Morea besaßen, daß in den Griechen sich eine Theilnahme für die Russen und eine Hoffnung auf deren Hülfe zu regen begann. Und als dann Rußland nach seinen Siegen über die Schweden seine Waffen gegen die Küsten des schwarzen Meeres wandte, Münnich in glänzenden Feldzügen Asow in der Krim (1736), Oczakow an der Mündung des Dniepr (1737) eroberte, über den Dniestr vordrang (1739) und nach dem Siege bei Chocim die russischen Fahnen siegreich an der Donau erschienen, da schlug in dem Bewußtsein der Raja der Glaube an die Kriegsüberlegenheit der Russen über die Türken so tiefe Wurzeln, daß seitdem keine Wechselfälle des Glücks ihn mehr zu erschüttern vermochten. Gewann auch die Pforte damals noch im Frieden von Belgrad fast alle Eroberungen Münnichs zurück, so blieb es doch Niemand verborgen, daß sie diesen ihr günstigen Frieden nicht ihrer eigenen Macht, sondern der Vermittlung Frankreichs, der Friedensliebe Franz von Lothringens und der Eifersucht Birons gegen Münnich verdankte. Die Raja sah nach wie vor dem Frieden in Rußland die Macht, deren Bestimmung

es sei, dem Kreuz den Sieg über den Halbmond zu erringen.

Konnten ähnliche Gedanken Rußland selbst lange fremd bleiben? Es war nicht politischer Ehrgeiz allein, sondern die Erkenntniß wirklicher Bedürfnisse seines Reichs gewesen, was in Peter dem Großen das Streben nach dem Besitz der Küsten der Ostsee wie des schwarzen Meeres erweckt hatte. Jener bedurfte Rußland zum nähern Verkehr mit der Civilisation des Westens, dieser, um sich vor der Barbarei des Ostens dauernd zu schützen, vor welcher selbst Moskau, das Herz des Reichs, keinen Augenblick völlig sicher war, so lange noch die Horden der Tataren die Mündungs-Landschaften der Wolga und des Don, des Dniepr und des Dniestr beherrschten. Dieser Herrschaft ein Ende zu machen, mußte nach der Eroberung der Ostseeküsten die nächste Aufgabe russischer Politik werden. Bedürfniß und Interesse forderten auf sie zu lösen. Die Schwäche der Gegner, welche Münnich bereits an den Tag gebracht hatte, berechtigte zur Hoffnung des Gelingens, und wer konnte dann im Voraus die Tragweite eines Sieges bemessen, wenn mit dem Angriff der Russen auf die Osmanen sich eine allgemeine Erhebung der Raja verband?

Dreißig Jahre etwa nach dem Belgrader Frieden nahm Katharina II. diese Ideen in sich auf. Voll von Geist und Ehrgeiz, Unternehmungslust und lebendigem Bewußtsein ihrer Macht, dachte sie gleich bei ihrem ersten Kriege mit der Pforte (1768—74) nicht nur an eine Eroberung der Küsten des schwarzen Meeres, sondern auch an die fernere

Möglichkeit einer Zertrümmerung des osmanischen Reiches in Europa. Sie zog die Raja in diese Entwürfe und Pläne hinein. Wie Peter der Große schon einmal (1711) einen Agenten zu den Montenegrinern gesandt hatte, der sie auch wirklich zur Erhebung gegen die Türken bewog, so durchstreiften jetzt noch vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges zahlreiche Emissäre Katharinas den Peloponnes und die Inseln, und sobald eine russische Flotte im Mittelmeer erschien, brach hier wie dort der angeschürte Aufstand los. Russische Bataillone kämpften damals zum ersten Male an der Seite der Griechen in Morea, welche freilich als ein Opfer dieses Bundes fielen, als die Russen sich wieder einschifften, und die dann siegreichen Türken dort die fürchterlichste Rache übten. Im übrigen aber führten die Russen diesen Krieg glänzend. Ihre Flotte schlug die türkische bei Chios (1770) und sprengte sie zwei Tage darauf bei Tschesme in die Luft; ihre Heere eroberten die Krim, gewannen die Moldau und Wallachei, überschritten unter Romanzow zweimal die Donau und jagten den Türken einen solchen panischen Schrecken ein, daß ganze Armeekorps derselben ohne Kampf auseinanderliefen. Als der Reis Efendi einmal einen Haufen flüchtiger Janitscharen ermahnte, mit ihm von neuem zum „heiligen Kampfe" umzukehren, antworteten sie ihm: „Du hast leicht reden, Du bist zu Pferde und wir zu Fuß, Du sprengst bei der ersten Gelegenheit davon." Sie waren zum Standhalten nicht zu bringen.

In allen Jahrhunderten ihres Lebens hatte sich die Pforte nicht in so verzweiflungsvoller Lage befunden. Sie

hatte keine Flotte mehr und kein Landheer, auf dessen Muth und Treue sie hätte rechnen können; die siegreichen Russen bedrohten Konstantinopel zur See und zu Lande; die Fürsten Gruſiens und der Pascha von Aegypten waren im offenen Aufruhr; von der Donau bis in den Peloponnes gährte es in der Raja, die Alexis Orloff durch ein offenes Manifest zur Freiheit aufgerufen hatte; und die öffentliche Meinung Europas sympathisirte auf das Lebhafteste mit dem Endziel der russischen Politik. Im Interesse der Aufklärung und Humanität wünschte und forderte sie die Vertreibung der Osmanen von dem Boden Europas, und Voltaire, von dem man gesagt hat, daß er die Meinung seines Jahrhunderts wie ein König beherrschte, schrieb in dieser Zeit seinen tocsin des rois, in welchem er die Könige Europas zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Barbaren aufrief.

Allein kein König folgte diesem Ruf, und die europäische Diplomatie kam bei dem Anblick der russischen Erfolge nicht gegen, sondern für die Pforte in lebhafte Bewegung. England zwar erzog damals durch die „Pflegehand" brittischer Matrosen, Kapitäne und Admirale die noch sehr jugendliche russische Flotte, und Frankreich stand nach einigen schwachen Versuchen, der altbefreundeten Macht zu helfen, von jeder Einmischung ab. Aber das Wiener Kabinet begriff frühzeitig die Gefahr, welche für Oesterreich aus einem Gelingen der letzten Pläne Katharinas hervorgehn mußte. Fürst Kaunitz drängte seinen alten Haß gegen Friedrich II. zurück und suchte diesen zu einem gemeinsamen Auftreten gegen Rußland zu bewegen. „Sein Hof," sagte er dem Könige zu Mährisch-Neustadt, „werde nie dul-

den, daß Rußland die Moldau und Wallachei in Besitz nehme, und eine Verbindung Oesterreichs und Preußens würde stark genug sein, den Siegeslauf der Russen zu hemmen." An diesem Gesichtspunkt hielt Kaunitz auch dann noch fest, als Katharina ihn unter der Hand wissen ließ, sie werde Oesterreich eine Erwerbung von Bosnien und Dalmatien gönnen, im Fall man ihr die Moldau und Wallachei überlasse.

Aber auch Friedrich, obwohl seit 1764 mit Katharina in vertrautem Bunde, sah nicht ohne Besorgniß für sich selbst auf die Siege der Russen. „Preußen" — schreibt er in einer Stelle seiner historischen Werke — „hatte zu fürchten, daß sein Alliirter, zu mächtig werdend, ihm mit der Zeit wie den Polen Gesetze vorschreiben wolle." Dennoch ging er auf die Vorschläge Oesterreichs nicht ein, sondern suchte, als der Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich und Rußland, in welchem er nicht neutral bleiben zu können glaubte, immer drohender ward, einen vermittelnden Ausweg und fand ihn in der Theilung Polens. Für die Eroberungen, welche Rußland in Polen davontrug, gab Katharina im Frieden von Kutschuk-Kainardsche (1774) der Pforte alle ihre Eroberungen, mit geringer Ausnahme zurück. Allein wenngleich Friedrichs Politik solchergestalt ihren nächsten Zweck, die Integrität der Pforte und die Beruhigung Oesterreichs, erreichte, so durchbrach Rußland nichtsdestoweniger in dem Frieden gleichsam alle die Wälle und Vorwerke, auf welchen die fernere Vertheidigung und Sicherheit des osmanischen Reiches beruhte.

Es stipulirte zu Kutschuk-Kainardsche für die Tataren der Krim, Bessarabiens und am Kuban eine Unabhängigkeit, welche diese für sich nie zu behaupten vermochten, und sicherte sich selbst durch eine ganze Reihe von Artikeln über die Verhältnisse der Pforte zur Moldau und Wallachei das Recht, in den Angelegenheiten dieser beiden Landschaften alle Zeit bei der Pforte interveniren zu können.

Sodann mußte die Pforte der russischen Flagge die freie Handelsschifffahrt nicht nur auf dem schwarzen Meere, sondern auch durch den Bosporus und die Dardanellen bis ins Mittelmeer bewilligen und dem Petersburger Kabinet das Recht einräumen, an alle Orte des türkischen Reiches, wo es ihm beliebe, seine Konsuln hinsenden zu dürfen, über deren, so wie der russischen Gesandten und Agenten Behandlung von Seiten der Türken eine Reihe von Bestimmungen in den Traktat aufgenommen wurden. Ferner versprach die Pforte die größte Begünstigung des Handels Rußlands, so wie die Sicherstellung aller russischen Reisenden, insbesondere der Pilger nach Jerusalem, und gelobte die christliche Religion und deren Kirchen in ihrem Reich für immer zu schützen*).

---

*) Art. VII. La sublime Porte promet de protéger constamment la religion chrétienne et ses églises; et aussi elle permet aux Ministres de la cour impériale de Russie de faire dans toutes les occasions des représentations, tant à faveur de la nouvelle église à Constantinople dont il sera mention à l'Article XIV. que pour ceux qui la desservent, promettant de les prendre en considération, comme faites par une personne de confiance d'une puissance voisine et sincérement amie.

Art. XIV. A l'exemple des autres puissances on permet à la haute cour de Russie outre la Chapelle bâtie dans la maison du

Endlich hob der Frieden alle früheren Verträge Rußlands mit der Pforte ausdrücklich auf: nur er allein sollte in Zukunft der Rechtsboden aller völkerrechtlichen Verhältnisse beider Reiche sein.

Wohin dieser Frieden zielte, ist leicht zu erkennen. Er schloß dem russischen Einfluß die Pforte auf und sorgte dafür, daß es an Streitpunkten und demgemäß auch an Rechtsgründen zu Kriegen nie fehlen konnte. Er war, wie Hammer, mit einer Anspielung auf den Ort seiner Unterzeichnung, ihn genannt hat, der „Urborn, aus welchem des osmanischen Reiches unheilbares Verderben, der Beginn seines Endes in Europa aufgesprudelt."

Mit diesem Krieg und Frieden begann die „orientalische Frage," in deren Gewebe der Verfall der Osmanen und die Erhebung der Raja der Zettel, die Politik Rußlands und die Gegenpolitik der andern europäischen Mächte der Einschlag sind.

---

ministre, de construire dans un quartier de Galata dans la rue nommée Bey Oglu une église publique du rit grec, laquelle sera toujours sous la protection des ministres de cet empire et à l'abri de tout gêne et de toute ávanie.

Aus dem Art. 7 hat Rußland bekanntlich stets für sich ein allgemeines Schutz- und Interventionsrecht in Betreff der christlichen Religion und Kirche im türkischen Reiche in Anspruch genommen, obwohl die Worte von et aussi elle permet bis zum Schluß des Artikels sich offenbar nur auf die in Galata neu zu errichtende Kirche beziehen. Insofern aber das Versprechen des Sultans ein integrirender Bestandtheil des Friedens war, konnte allerdings Rußland, wenn jener das Versprechen nicht hielt, über einen Bruch des Friedens klagen und demgemäß handeln.

2. Das griechische Projekt.

Nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardsche stand Katharina in dem Zenith ihres Ruhms. Alle Kabinette warben wetteifernd um ihre Gunst. Die öffentliche Meinung Europas bewunderte und pries sie als die „neue Semiramis des Nordens," und sie selbst bildete in sich das lebhafteste Bewußtsein von der mächtigen Stellung aus, die sie in der Welt einnahm.

Um so weniger gab sie die weitausgreifenden Ideen auf, in welchen sich ihre Politik stets gefallen hatte, und grade je glänzender der Gedanke war, die Osmanen aus Europa zu verjagen und in der Hauptstadt der Cäsaren ein neues christliches Reich für einen Prinzen ihres Hauses zu gründen, um so eifriger hielt sie ihn fest. Er beschäftigte ihre lebhafte Phantasie, fesselte ihren unternehmenden Geist und schmeichelte ihrem Ehrgeiz; und da überdies noch der Mann, der damals über alle andern weit hinaus in ihrer Gunst stieg, Gregor Potemkin sich gleichfalls mit diesem Gedanken erfüllte, weil er in dessen Ausführung eine offene Bahn für die Befriedigung seines eigenen Thatendurstes sah, so trieben Liebe und Ehrgeiz, das Interesse für Rußlands Macht und Potemkins Ruhm, persönliche und politische Motive Katharinen in gleicher Weise an, das „griechische Projekt" zu verfolgen. Als ihr ein zweiter Enkel geboren ward, (1779) ließ sie ihn nach griechisch-orientalischem Ritus Konstantin taufen; aus dem Archipelagus wurden Ammen herbeigeholt, um ihn mit griechischer Milch zu nähren, und griechisch war die Sprache,

die er zuerst vernahm. Zugleich versäumte sie gewiß nichts, die Sympathien der Nation für sich zu gewinnen, über welche der Enkel einst herrschen sollte. Sie gründete in Petersburg das Institut der griechischen Kadetten, bildete in ihrer Armee aus ausgewanderten Griechen ein eigenes Truppencorps, zog angesehene Griechen in ihren Staatsdienst, berief griechische Geistliche zu hohen und einträglichen Kirchenämtern in ihrem Reich, suchte durch ihre Konsuln und Agenten in der Türkei auf jede Weise die alten Verbindungen der Griechen mit Rußland zu erhalten und neue zu begründen, und ließ vor allem dort den Glauben verbreiten, daß Rußland allein so fähig als bereit sei, die Christen gegenüber den Türken zu schützen und in allen ihren Interessen und Wünschen zu fördern. Jahrelang setzte sie gleich unermüdlich diese Bestrebungen fort; sie wußte wohl, daß, wenn ihr dies Unternehmen gelang, das größte Ereigniß ihres Jahrhunderts sich an ihren Namen anknüpfen werde.

Der erste nähere Schritt aber zu diesem Ziele war die Besitznahme der Krim. Die politische Unabhängigkeit, welche Rußland für die Tataren dieser Gegenden im Frieden von Kutschuk-Kainardsche erzwungen hatte, war von vorn herein nur ein Schein und sollte nichts anderes sein. Gleich im nächsten Jahre nach dem Frieden riefen russische, wie türkische Intriguen Parteiungen und gewaltthätigen Hader unter den Tataren selbst hervor. Russisch und türkisch gesinnte Prätendenten stritten um die Herrschaft, und die Folge war, daß schon im Jahre 1778 russische Bataillone einen Chan dort mit Gewalt einsetzten, und

wenige Jahre darauf russische Diplomaten denselben Chan überredeten, seine Herrschaft gegen eine reiche Pension niederzulegen. Katharina aber erklärte in einem Manifeste vom 8. April 1783 der Welt: „Da die Tataren das ihnen durch den letzten Frieden verschaffte Glück eines unabhängigen Staats zu genießen nicht fähig seien, so finde die Kaiserin zur Herstellung der Ruhe in der Krim und zur Sicherheit ihres eigenen Reichs, auch zu einigem Ersatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewendeten über 12 Millionen Rubel sich bewogen, die krimische Halbinsel, Kuban und die Insel Taman unter ihre Herrschaft zu nehmen." Das Manifest ermahnte dann die neuen Unterthanen, „durch Treue und Gehorsam sich der kaiserlichen Gnade würdig zu machen." Die Tataren aber unterwarfen sich erst, nachdem Potemkin viele Tausende von ihnen, Weiber und Kinder hatte einfangen und niedermetzeln lassen. Auf so gewaltsame Weise gewann Katharina diese weiten, fruchtbaren Lande, eine Erwerbung, deren hoher Werth für die Entwickelung der russischen Macht dann erst im rechten Lichte erscheint, wenn man sich erinnert, daß auf diesen Küsten Odessa und Sewastopol liegen, und schon Katharina auf ihrer taurischen Reise (1787) am Thore des neugegründeten Cherson die griechische Inschrift fand: „dies ist der Weg nach Konstantinopel."

Hier aber in Konstantinopel ward gleich damals die Besitznahme der Krim durch Rußland am allerwenigsten unterschätzt. Die Pforte täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß sie in der Krim wiederum eins der Vor-

werke verloren habe, auf welchen ihre Sicherheit gegen Rußland beruhte. Sie fühlte den Verlust um so schmerzlicher, als sie ihn mitten im Frieden erlitten hatte, und ihr erster Gedanke war, sofort zum Schwerte zu greifen. Allein das Vertrauen auf die eigene Kraft war zu diesem Entschlusse doch nicht mehr stark genug, und die Bundesgenossen und Freunde, welche helfen sollten, beeilten sich, zum Frieden zu rathen. Schwedens Gustav III. nahm in diesem Augenblick 200,000 Rubel von Katharina zum Geschenk an, die Kosten einer Vergnügungsreise in den Süden bestreiten zu können. England aber und Frankreich, welche eben ihren Frieden zu Versailles unterhandelten und abschlossen (3. September 1783), hatten nicht die geringste Neigung, sich unmittelbar nach dem amerikanischen Freiheitskriege durch eine Unterstützung der Pforte der Gefahr eines neuen auszusetzen; und daß Oesterreich nicht wieder das „griechische Projekt" durchkreuze, dafür hatte Katharina bei Zeiten gesorgt. Schon im Jahre 1780, als Joseph II. sie in Mohilew, Moskau und Petersburg besuchte, hatte sie sich mit ihm durch ein Eingehn auf seine Pläne gegen Baiern und die Aussicht auf einen Antheil an der türkischen Beute im Allgemeinen verständigt. „Betrachten Sie mich als Ihren General und mein Heer als das Ihrige," hatte ihr Joseph zwei Jahre darauf im Hinblick auf einen etwaigen Türkenkrieg geschrieben, und sie fühlte sich daher jetzt vor Europa so vollkommen sicher und war ihrer Ueberlegenheit über die Türkei so gewiß, daß sie unmittelbar nach der Wegnahme der Krim von der Pforte nicht nur einen neuen, ihr selbst günstigen

Handelstraktat (21. Juni 1783), sondern auch eine förmliche Anerkennung ihres neuen Herrschaftsrechtes über die Krim durch die Drohung ertrotzte, sie werde, falls die Pforte sich weigere, sofort den Krieg gegen sie erklären (8. Jan. 1784).

Allein mit all dieser Nachgiebigkeit erkaufte sich die Pforte natürlich nur einen zeitweiligen Frieden. Je leichter und glänzender Katharina den ersten Akt ihres „griechischen Projektes" durchgesetzt hatte, um so zuversichtlicher hielt sie auch an dem Ganzen fest. Ihre Verständigung hierüber mit Oesterreich ward mit jedem Jahre bestimmter, und nachdem auch Stanislaw von Polen in diese Verbindung hinein gezogen war (1787), sah sich die Pforte von einem Angriffe aller ihrer europäischen Nachbarn bedroht. Da erklärte sie, längst gereizt und erbittert durch Rußlands Uebermuth, diesem am 1. August 1787 den Krieg. Der Sultan entfaltete die Fahne des Propheten, in allen Moscheen des Reichs ward der heilige Krieg gegen die Ungläubigen verkündet.

Aber auch die Kaiserhöfe unterließen es nicht, die Religion zu Hilfe zu rufen. Sie forderten in öffentlichen Manifesten Griechen und Serben auf, für ihren Glauben und ihre nationale Freiheit zu den Waffen zu greifen, und der Aufruf fand von der Donau bis nach Morea einen weit verbreiteten Anklang. Aus Serbien traten so zahlreiche Haufen in den österreichischen Kriegsdienst, daß Joseph II. aus ihnen ein eigenes Freicorps bilden konnte; in Macedonien, Albanien, Livadien erhoben sich die griechischen Kapitane in Waffen, und zum ersten Male seit Jahr-

hunderten wagte es eine kleine Flotte von bewaffneten griechischen Handelsschiffen, die türkischen Kriegsschiffe anzugreifen. Schon damals wäre es wohl zu einem allgemeinen Aufstande der Griechen gekommen, wenn die Kaiserhöfe sie mehr, als es der Fall war, mit Geld und Kriegsmaterial unterstützt, und vor allem selbst gleich im Anfange des Krieges glänzendere Erfolge erreicht hätten. Dies aber war nicht der Fall. Zwar führte Joseph II. ein Heer von 245,000 Mann mit 36,725 Pferden und 898 Kanonen ins Feld, und Katharina gab ihrem Potemkin und Rumanzow auch gegen anderthalb hunderttausend Mann; aber Josephs Feldzug mißglückte völlig, und Potemkin lag an sechs Monate vor Oczakow, das er schließlich nur im blutigsten Sturme gewann. Im folgenden Feldzuge schlugen freilich der Prinz v. Coburg und Suwarow die Türken in den glänzenden Schlachten bei Fokschani und am Rimnik (31. Juli und 22. September), und auf der andern Seite nahm Laudon Belgrad ein (8. Oktober); allein in der Vertheidigung der festen Plätze bewiesen die Türken die ausdauerndste Tapferkeit, wie die heldenmüthigste Aufopferung. In zwei Feldzügen waren die Verbündeten nicht weiter, als bis in die Wallachei gekommen, und noch war nicht einmal Ismail, der Schlüssel des Ueberganges über die untere Donau, bezwungen!

Diesem Widerstande der Türken trat aber auch noch gleichzeitig ein Widerstand anderer Mächte zur Seite. Das „griechische Projekt" bedrohte nicht nur die Pforte, sondern auch das „System des europäischen Gleichgewichts", welches ein Erfolg der russisch-österreichischen Pläne zu ver-

nichten drohte. Sollten die übrigen Mächte Europas es auf diese Vernichtung ankommen lassen? Frankreich freilich, der älteste Bundesgenosse der Pforte, stand damals grade am Vorabende seiner großen Revolution und war durch seine innere Gährung für jede entschiedene Bewegung nach außen gelähmt; aber England und Preußen standen in ungebrochener Kraft und konnten einem unberechenbaren Umsichgreifen Oesterreichs und Rußlands nicht gleichgültig zusehn. Vornämlich fühlte sich Preußen gefährdet und nicht mit Unrecht. Im Gegensatz gegen Polen und Oesterreich war es emporgekommen, und auf demselben Gegensatz beruhte noch seine ganze politische Stellung in der Gegenwart, wie der Zukunft. Aus diesem Gesichtspunkt hatte Friedrich II. die erste Theilung Polens lebhaft gefördert: hatte dann in dem Streit über die bairische Erbfolge sehr gegen seine Neigung und, so alt er auch war, noch einmal gegen Oesterreich zu den Waffen gegriffen und schließlich, als Joseph II. trotz des Teschner Friedens seine Anschläge auf Baiern nicht aufgab, seinen „Fürstenbund" begründet. Es war dies nicht nur sein letztes Werk, sondern auch der Schlußstein des politischen Baues, an welchem er sein ganzes, langes Leben gearbeitet hatte. Was er in der Jugend erstrebt, hatte er nun im Alter erreicht: an der Spitze des Fürstenbundes stand Preußen an Einfluß und Macht in Deutschland Oesterreich vollkommen gleich. Das „griechische Projekt" aber bedrohte jetzt Preußens deutsche, wie europäische Stellung. Katharinas Bündniß mit Polen und Oesterreich vermehrte schon an und für sich beider Gewicht gegen Preußen, und jede wei-

tere Machtvergrößerung Oesterreichs mußte, wo sie auch statt hatte, über kurz oder lang auch auf dessen Stellung zu und in Deutschland zurückwirken. Preußen glaubte daher diese Gefahr nicht in Ruhe abwarten, sondern ihr zuvorkommen zu müssen. Noch bei Lebzeiten Friedrich des Großen hatte die russisch-österreichische Verbindung eine erste Annäherung zwischen Berlin und London herbeigeführt, der „Fürstenbund" hatte sie weiter gefördert, und die holländische Frage war dann die Brücke einer engeren Vereinigung geworden. Jetzt folgte der Kriegserklärung Oesterreichs gegen die Pforte eine Tripleallianz von England, Preußen und Holland auf dem Fuße nach. Friedrich Wilhelm II. hielt noch an dem ersten Grundsatz der Politik seines großen Oheims fest, daß Preußen sich nie und nirgends durch Oesterreichs Macht dürfe überflügeln lassen, und neben dem Könige lebte und webte Herzberg in diesem Gedanken. In der Schule des großen Königs zum Manne und Minister gereift, war er durch und durch, ja leidenschaftlich ein Preuße seiner Zeit; an dessen Schöpfung auch seinen Theil mitgewirkt zu haben, war sein innerer, größter Stolz, und die Erhaltung dieser Schöpfung war ihm nicht nur eine Sache der Ehre und Pflicht, sondern auch des Herzens. Hatte Friedrich der Große, wie man sich einmal ausgedrückt hat, das Gleichgewicht von Europa in seiner Hand gehalten, so sollte auch nach Herzbergs Wunsch der Nachfolger der Schiedsrichter Europa's bleiben.

Von diesem Gesichtspunkt aus ward das Berliner Kabinet recht eigentlich die Seele des Widerstandes, der

sich auch in Europa gegen die österreichisch-russischen Plane erhob. Herzberg faßte aber die Aufgabe und die Mittel der Lösung noch ganz im Geist des Systemes des Gleichgewichtes und der auf diesem ruhenden Politik auf, welche das Jahrhundert beherrscht und in der er sich selber gebildet hatte. Von der Ansicht ausgehend, daß die Integrität der Pforte einmal nicht zu erhalten sei, weil die Türken für sich zu schwach hierzu wären, und keine andere Macht sich für die Integrität ihres Reiches in einen Krieg stürzen werde, setzte er der preußischen Politik das zwiefache Ziel, einmal zu verhindern, daß die Beute der Kaiserhöfe nicht allzugroß und dadurch die Pforte allzuschwach würde, und zum andern, dafür zu sorgen, daß auch Preußen einen entsprechenden Gewinn davontrage. In diesem Sinne hatte er anfangs nicht nur nichts dagegen, sondern wünschte es sogar, daß Rußland Bessarabien mit Oczakow, Oesterreich die Moldau und Wallachei erwürben; nur sollte dann das erstere einen Theil Finnlands an Schweden, das letztere einen Theil Galiziens an Polen herausgeben, so daß Schweden ein Stück seines Pommerns und Polen die Städte Danzig und Thorn an Preußen abtreten könnten. Auch glaubte er diese so verwickelte Combination selbst ohne Krieg, nur durch eine geschickte, von militärischen Demonstrationen unterstützte Diplomatie durchsetzen zu können, und war daher gleich bei dem Beginne des Krieges darauf bedacht, für Preußen die Vermittlerrolle bei den künftigen Friedens-Verhandlungen zu sichern. Zu diesem Zweck wies er den preußischen Gesandten in Konstantinopel, von Diez, auf das Dringendste an,

die Türken theils davon zu überzeugen, daß für sie nur unter preußisch-englischer Vermittelung ein vortheilhafter Frieden zu erreichen sein werde, theils sie allmählich auf seinen großen Ausgleichungsplan vorzubereiten. Denn sein Gedanke war, die Türken selbst sollten sich zu ihren Abtretungen an Rußland und Oesterreich nur unter der Bedingung herbeilassen, daß Oesterreich Gallizien an Polen zurückstelle, und er hoffte sie hiezu durch die Aussicht auf ein preußisches Bündniß und eine englisch-preußische Garantie ihres ferneren Besitzstandes zu bewegen*).

Zu gleicher Zeit versäumte er es aber auch nicht, alle die Kräfte an Preußen heranzuziehen, welche nur Rußlands und Oesterreichs Macht entgegengestellt werden konnten. In der Verbindung mit England förderte die preußische Politik den Angriff Gustav III. von Schweden auf Rußland; zwang die Dänen, welche im Bunde mit Katharina von Norwegen aus in Schweden einfielen, zum Rückzuge und zur Ruhe; und wirkte in Warschau der Vollziehung eines von Katharina angetragenen russisch-polnischen Bundes mit solchem Erfolge entgegen, daß die Polen nicht nur jenen Bund abschlugen, sondern auch die ganze patriotische Partei des Landes sich dem Berliner Hofe auf das entschiedenste näherte.

Nur in Constantinopel kam von Diez lange nicht zu dem gewünschten Ziele. Die Erfolge, welche die Türken im Feldzuge von 1788 errangen, machten es ihm ganz

*) Nach Häusser, Deutsche Geschichte seit dem Tode Friedrich des Großen I. pag. 289 flgd. Er hat die Correspondenz Herzbergs mit Diez benutzt.

unmöglich, ihnen gegenüber mit dem Plane Herzbergs auch nur irgendwie hervorzutreten, und da er angewiesen war, sich auf kein Bündniß mit der Pforte einzulassen, weil Preußen sich nicht in einen Krieg für sie stürzen wollte, so blieb natürlich sein Einfluß in Konstantinopel nur sehr gering.

Erst die Siege, welche die Kaiserhöfe im Sommer 1789 gewannen, führten die preußische Politik weiter. Auf der einen Seite hoffte Herzberg jetzt von den durch das Kriegsglück gedemüthigten Türken ein bereitwilliges Eingehen auf seinen allgemeinen Pacifikationsplan; auf der andern fürchtete er aber auch, daß Russen und Oesterreicher über die Donau vordringen und ihren Sieg weiter ausbeuten könnten, als es im Interesse Preußens lag. Beides forderte zu einem entschiedeneren Handeln auf, und da nun überdies grade jetzt auch die längst in den österreichischen Ländern gährende Opposition gegen Josephs Gesammtstaatstendenzen sich in Belgien zum offenen Aufruhr erhob, in Ungarn denselben vorbereitete, und sowohl die Belgier als die Ungarn sich nach Berlin um Unterstützung wandten, so hielt Herzberg den günstigen Augenblick für die Durchsetzung seiner Pläne gekommen.

Diez erhielt im September die bestimmte Anweisung, den Türken ein Bündniß mit Preußen anzubieten und ihnen für das nächste Frühjahr die kräftigste Unterstützung in Aussicht zu stellen, falls sie nur versprächen, weder für sich allein, noch ohne Berücksichtigung des preußischen Ausgleichungsplanes einen Frieden zu schließen. Zwei preußische Generale, von Kehler und Schönfeld, traten in belgische Dienste, um das Heer der Patrioten zu organisiren, und

in den ersten Monaten des Jahres 1790 suchte das Kabinet von Berlin in mehreren dringenden Noten die Seemächte zu einer gemeinschaftlichen sofortigen Anerkennung der Unabhängigkeit Belgiens zu bewegen. Herzberg war entschlossen, im Frühjahr nöthigenfalls zum Kriege zu schreiten. Preußen rüstete sein Heer; England rief alle seine Seeleute aus fremden Diensten — man hatte die russische Flotte im Auge — zurück und begann, seine Flotte segelfertig zu machen. Und so bedeutend war der Eindruck, welchen dieses alles zusammen auf Katharina II. machte, daß sie im Dezember und Januar England und Preußen aufforderte, den Frieden auf der Basis zu vermitteln, daß Bessarabien, Moldau und Wallachei ein unabhängiges Königreich unter einem christlichen Herrscher würden. Man sagt, daß Potemkin sich geschmeichelt habe, diesen Thron für sich zu erhalten. Wie fern lag da schon die Eroberung Konstantinopels!

In diesem Moment starb Joseph II. (10. Febr. 1790). Die Lage Oesterreichs war höchst kritisch. Die Armee an der türkischen Grenze; alle Länder unzufrieden; Ungarn zum Aufstande bereit; Belgien in offener Empörung; geringe Sympathien in Deutschland, und Preußen in voller Rüstung zum Kriege. Als bei der Kriegserklärung Oesterreichs gegen die Türken das Berliner Kabinet dem Wiener seine Vermittelung angeboten hatte, hatte Joseph eine höhnende Antwort mit den Worten geschlossen: „Ew. Majestät können sich für versichert halten, daß jetzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Muße haben.“ Jetzt schrieb Leopold II. wenige Tage nach seiner Ankunft in

Wien (25. März 1790) aus freien Stücken an Friedrich Wilhelm II.: „Ich kann keinen bessern Gebrauch von den ersten Augenblicken meiner Regierung machen, als indem ich sie anwende, Ew. Majestät zu bezeugen, welchen Werth ich auf Ihre Achtung, auf Ihre Freundschaft, auf die Erhaltung guter Nachbarschaft zwischen uns und endlich auf die Herstellung eines gegenseitigen Vertrauens lege, welches, wie mir scheint, in unserm gemeinschaftlichen Interesse liegt." Er versicherte zugleich, daß „Vergrößerungspläne niemals in seinem politischen Systeme Platz finden würden," bezog sich darauf, daß „sein ganzes Leben von seiner Loyalität, Gerechtigkeit und Mäßigung" zeuge, und bot Frieden und Freundschaft.

Als dieser Brief nach Berlin kam, hatte sich Preußen bereits mit den Türken und Polen in den Verträgen vom 31. Januar und 29. März 1790 verständigt. Es hatte sich die Unterstützung Polens gesichert, gegen die Pforte aber sich verpflichtet, noch in diesem Frühling an Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären und nicht früher von demselben zurückzutreten, als bis die Pforte einen ehrenvollen und sichern Frieden, ja selbst den Besitz der Krim wieder erlangt habe. Zwar war dieser Traktat in Berlin noch nicht ratificirt, und man nahm Anstand ihn zu ratificiren, weil man wohl mit Oesterreich, doch nicht zugleich auch mit Rußland Krieg führen wollte und außerdem die Uebernahme der Verpflichtung in Betreff der Krim für unmöglich hielt. Immer aber schien jetzt bei Oesterreichs ganzer Lage der rechte Moment gekommen zu sein, gegen dieses mit aller Energie aufzutreten. Alle

Verhältniſſe konnten nicht leicht günſtiger werden, als ſie ſchon waren, und jeder Monat Zeit, den Leopold gewann, konnte deſſen Lage verbeſſern.

Allein ſtatt das Verhältniß zu Oeſterreich zu raſcher Entſcheidung zu bringen, ließ ſich der König in den von Leopold eröffneten Briefwechſel und neue Verhandlungen ein. Die Armee war noch nicht bereit, und man ſcheute in Berlin die größern Koſten einer raſcheren Rüſtung, aber die Hauptſache war, daß grade jetzt das bisherige Einverſtändniß Preußens mit den Seemächten ins Schwanken gerieth*).

Weder England, noch Holland hatten von vorn herein für die Ausgleichungsplane Herzbergs ein wahres Intereſſe gehabt. Von dem Geſichtspunkt ihrer Handelsintereſſen aus wünſchten ſie eben ſo wenig Danzig und Thorn in die Hände Preußens übergehen, als Belgien einen Freiſtaat werden zu laſſen. Sie fürchteten allerdings Beide den Ehrgeiz und die Eroberungsluſt der Kabinette von Petersburg und Wien, aber ſie fürchteten auch zugleich und faſt nicht minder den Ehrgeiz und die Arrondirungsluſt Preußens und wollten vor allem einen Krieg ſo lange als möglich vermeiden. Von der Entſchiedenheit Herzbergs war man, im Haag wie in London weit entfernt. Weder hier, noch dort ging man auf ſeine wiederholten Anträge, die Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen, ein,

*) Die folgende Darſtellung beruht vornämlich auf den zahlreichen diplomatiſchen Aktenſtücken, welche van de Spiegel ſeinem Resumé des negociations, qui accompagnèrent la révolution des pays-bas autrichiennes. Amsterdam 1841. beigegeben hat.

um nicht mit Oesterreich zum offenen Bruche zu kommen, und war aus demselben Grunde erst recht mit dem Bündniß unzufrieden, welches Preußen mit der Pforte geschlossen hatte. Als dann aber noch gar die Gefahr auftauchte, daß Frankreich in Folge des englisch-spanischen Streites über den Noatka Sund an England den Krieg erklären und in diesem nach den belgischen Provinzen greifen könne, da wünschten sowohl England, als Holland, der Verwickelung im Osten so rasch als möglich ledig zu werden, und waren vornämlich zu jedem nur irgend billigen Abkommen mit Oesterreich bereit. In den letzten Tagen des März 1790 erklärte das englische Ministerium geradezu nach Berlin, das preußisch-türkische Bündniß sei kein defensives, sondern ein offensives, und wenn Oesterreich in Folge desselben Preußen angriffe, so könne England das nicht als einen casus foederis ansehen und halte sich daher in diesem Falle auch zu keiner Unterstützung Preußens verpflichtet. Zugleich mit dieser Erklärung that England aber auch noch einen zweiten wichtigen Schritt. Es schlug, ohne sich vorher mit Preußen zu verständigen, in Wien und Konstantinopel, Petersburg und Stockholm den Abschluß eines Waffenstillstandes vor und ließ in Wien zu verstehen geben, daß es für einen Frieden auf der Basis des status quo zu verhandeln wünsche*).

Dies alles machte doch in Berlin einen tiefen Eindruck. Wie gekränkt und empört man auch hier über dies Zurückweichen der Seemächte und ihre einseitige Politik war, so

*) Spiegel pag. 195.

übersah man doch nicht, wie sehr die ganze Sachlage hierdurch verändert werde. Herzberg schlug daher um die Mitte April dem Könige vor, entweder sich unter gewissen Modifikationen zunächst an die Politik der Seemächte anzuschließen oder unter Fortsetzung der Rüstungen von Oesterreich die Einwilligung in den gleichfalls etwas modificirten preußischen Ausgleichungsplan zu fordern und, falls diese Einwilligung versagt werde, sofort, ohne sich um die Seemächte zu kümmern und im Bunde mit der Pforte, Schweden und Polen, zum Kriege gegen Oesterreich zu schreiten. Aber er verhehlte es sich selbst und dem Könige nicht, daß diese Bundesgenossen schwach wären und der König bei diesem Kriege nur für sehr ungewisse Erwerbungen seinen Schatz erschöpfen und seine Armee „exponiren" werde*).

Aus dieser Rücksicht und um sich die Seemächte nicht ganz zu entfremden, wählte der König den erstern Weg, sprach aber auch zugleich gegen England die Erwartung aus, daß dieses ihn wirksam unterstützen werde, falls die Kaiserhöfe den Waffenstillstand oder die Präliminarien der Ausgleichung nicht annehmen sollten, und er selbst hierdurch sich in die Nothwendigkeit versetzt sähe, „für die Erhaltung des Gleichgewichts und seine eigene Sicherheit stärkere und den Umständen angemessenere Maßregeln" zu ergreifen. Man hoffte in Berlin, daß England bei dieser Gelegenheit die Interessen Oesterreichs den preußischen nicht vorziehen und es nicht versäumen werde, „seinem natürlichen und auf-

*) Spiegel pag. 197 flgd.

richtigen Alliirten einige für ihn wesentliche und nothwendige Vortheile zu verschaffen*)."

Allein diese Erwartung und Hoffnung schlug gänzlich fehl. Leopold benutzte den Vortheil, den ihm der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Seemächten und Preußen darbot, mit großer Gewandtheit. Er erklärte dem englischen Gesandten in Wien (Anfang Mai 1790), er sei auf der Basis des status quo zum Frieden mit den Türken bereit, aber auch eben so bereit, den Franzosen ein Stück von Belgien zu überlassen, wenn man ihn durch fernere Bedrängung zwänge, in Paris eine Hilfe gegen die Tripleallianz zu suchen. Hierdurch zog er die Seemächte von Preußen ab und zu sich hinüber. Zwar ging nun Friedrich Wilhelm II. noch im Juni 1790 in Person zu dem Heere, das bei Reichenbach an der schlesisch-böhmischen Grenze schlagfertig stand, und es wurde hier mit den österreichischen Bevollmächtigten noch einmal auf Grundlage des Herzbergischen Planes unterhandelt. Als aber die Gesandten der Seemächte kategorisch erklärten, daß sie an keinem Kriege sich betheiligen würden, dessen Zweck über die Erhaltung des status quo hinausgehe, als gleichzeitig aus Warschau die Nachricht einlief, daß die Polen auf das leidenschaftlichste gegen die Abtretung von Danzig und Thorn gestimmt wären, da gab auch Friedrich Wilhelm den Plan Herzbergs auf und schloß sich der Auffassung der Seemächte an. Die österreichischen Bevollmächtigten sperrten sich zwar anfangs zum Schein gegen die Annahme des

*) Spiegel pag. 220 u. 217.

status quo, aber ſchon nach einer Woche (Ende Juli) willigte Leopold ein. Er ſchloß am 19. September darauf einen Waffenſtillſtand mit der Pforte, und wenn er nun auch abſichtlich die Verhandlungen über den Frieden zu Sziſtowa (4. Auguſt 1791) faſt ein ganzes Jahr hinzog, ſo ließ er ſich doch nicht mehr durch Katharinas wiederholte und lockende Anerbieten zu einer neuen Theilnahme an dem Kriege bewegen.

Solchergeſtalt hatte die Tripleallianz unter der Gunſt mannigfach verwickelter Umſtände die Pforte wirklich von einem ihrer Gegner befreit. Bei dem andern aber ſcheiterten die Bemühungen der verbundenen Mächte. Katharina antwortete auf ihre Aufforderung, dem von Oeſterreich gegebenen Beiſpiele der Mäßigung zu folgen: die Pforte habe ihr zuerſt den Krieg erklärt, und man könne daher nicht von ihr erwarten, daß ſie ſich die Bedingungen vorſchreiben laſſe, unter welchen ſie Frieden ſchließen ſolle. Doch eilte ſie jetzt, ſich von dem Krieg mit Schweden zu befreien, um ihre Kräfte ungetheilt gegen die Pforte ins Feld bringen zu können. Sie bot Guſtav III., der kurz vor Eröffnung der Unterhandlungen zu Reichenbach mit ſeinem Heer nur noch 9 Meilen von Petersburg geſtanden und noch am 9. und 10. Juli 1790 einen Seeſieg im Swenska-Sunde erfochten hatte, aus freien Stücken den Frieden unter denſelben Bedingungen an, welche die Verbündeten, wie ſie wohl wußte, für ihn erlangen wollten. Da dieſe Bedingungen in der That die beſten waren, die er erlangen konnte, und da es ſeinem Ehrgeiz mehr ſchmeichelte, ſie durch ſich ſelbſt, als durch den Einfluß der

Verbündeten zu erhalten, welche überdies bisher sehr saumselig gewesen waren, ihn zu unterstützen, so schloß er ohne Rücksicht auf sie mit Rußland zu Werelä ab (4. August 1790). Katharina aber versöhnte nicht nur in diesem Frieden den König, in dem sie die von ihm in Schweden eingeführte Verfassung anerkannte; sie trennte ihn nicht nur von der Tripleallianz in Betreff der Pforte, in deren Streit mit Rußland sich Gustav ferner nicht zu mischen versprach, sondern sie bereitete dadurch auch ein engeres Verhältniß zwischen ihm und ihr vor, daß sie ihm Hilfsgelder zu zahlen versprach, damit er sich von dem Bunde mit England losmachen könne. Seitdem konnte Rußland, auf die Freundschaft von Dänemark und Schweden gestützt, viel ruhiger dem etwaigen Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee entgegensehn. Der ganze Operationsplan der Tripleallianz war auf diesem Punkte durchlöchert, und mit neuer Zuversicht und frischen Kräften griff Katharina die Pforte an. Am 22. Dezember 1790 nahm Suwarow durch einen sechsstündigen Sturm Ismail ein.

Da wandte sich die Pforte noch einmal und dringend an die Hilfe der Tripleallianz, und es schien in der That eine kurze Zeit hindurch noch einmal, daß der russisch-türkische Krieg zum europäischen werden könne. Preußen nahm die Rüstungen wieder auf, welche es nach dem Reichenbacher Kongreß ohne Nachdruck gelassen hatte; den 28. März 1791 legte Pitt dem Parlament eine königliche Botschaft vor, in welcher die Unterstützung des Hauses zur Vermehrung der Flotte verlangt ward, und selbst in Wien trug man sich einen Augenblick mit dem Gedanken,

von neuem mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen. Allein an allen Orten legte sich der Kriegseifer bald. Nicht nur die Parlamentsopposition erhob unter der Führung von Burke und Fox den lautesten Widerspruch gegen den Krieg, sondern auch fast der gesammte Handelsstand des Landes trat auf ihre Seite. In London, Manchester, Liverpool, Leeds, Birmingham, Norwich u. a. Orten erklärten sich zahlreiche Versammlungen für die Fortdauer des Friedens, und der Strom der öffentlichen Meinung schwoll in einigen Wochen so an, daß der Herzog von Leeds, der bisherige Minister des Auswärtigen, aus dem Amte schied und Grenville, ein Mann des Friedens, in seine Stelle trat. (April.) Am 24. Mai 1791 schrieb Pitt dem englischen Gesandten in Berlin, „er wäre noch der Meinung, daß die eingeschlagene Politik die richtige gewesen, aber er habe jetzt vollkommen sich überzeugt, daß er im Falle einer Kriegserklärung im Parlament entweder keine oder eine viel zu geringe Majorität haben werde, um den Krieg mit Nachdruck führen zu können. Unter diesen Umständen habe man den Plan ändern müssen: der Gesandte möge Mittel finden, um den König von Preußen zu überzeugen, daß England nur der stärksten Nothwendigkeit nachgegeben habe."

Diese Wendung der englischen Politik entschied die europäische Krisis. Von den Seemächten verlassen, konnte Preußen für sich allein nicht mehr daran denken, Rußland zum Frieden mit der Pforte zu zwingen, und wenn auch die Kabinette von Berlin und St. James noch mit ihren Vorstellungen in Petersburg fortfuhren, so wußte Katharina

doch sehr gut, daß sie von der Tripleallianz nichts mehr zu besorgen habe. Außerdem nahm grade jetzt die französische Revolution lebendiger als bisher die Aufmerksamkeit der Kabinette in Anspruch. Der verunglückte Fluchtversuch Ludwig XVI. (21. Juni 1791) und die ganze Wendung der Dinge in Frankreich, welche ihm folgte, gab in Berlin der Ansicht das Uebergewicht, daß vor allem andern eine enge Vereinigung von Oesterreich und Preußen gegen die Revolution nothwendig sei. Von diesem Gesichtspunkte aus gab Friedrich Wilhelm zuletzt auch gegen Oesterreich alle bisherigen Forderungen in Betreff der Pforte auf. Am 5. Juli schied Herzberg aus dem Ministerium aus, am 25. unterzeichnete Bischofswerder in Wien die Präliminarien eines Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich.

Die Pforte aber, in allen ihren Hoffnungen auf einen europäischen Beistand getäuscht und im Frühjahrsfeldzug von 1791 von neuem von den Russen geschlagen, suchte jetzt bei Katharina selbst den Frieden, und Katharina kam ihr auf halbem Wege entgegen. (August 1791.)

In einem fast vierjährigen schweren Kampfe hatte sie sich überzeugt, daß das „griechische Projekt" für jetzt die Kräfte Rußlands noch übersteige. Die Wendung der Dinge, die während dieses Krieges in Polen eingetreten war und anfangs unter preußischem, dann unter österreichischem Einfluß zur bekannten Verfassung vom 3. Mai 1791 geführt hatte, erfüllte sie mit Sorge, und sie war nicht gesonnen, dem Einfluß, den Rußland dort seit fast einem Jahrhundert besessen hatte, gutwillig zu entsagen. Diesen wiederzugewinnen schien ihr näher und wichtiger, als ein Stück

türkischen Landes mehr oder weniger. Sie ließ daher die Forderung der Unabhängigkeit der Moldau und Wallachai fallen, und begnügte sich mit der Bestätigung des Friedens von Kainardsche, der Anerkennung ihrer Herrschaft über die Krim, und der Abtretung von Oczakow mit dem Landstrich zwischen Dniestr und Bug. Als die Pforte in diese Bedingungen willigte, gewährte sie ihr den Frieden zu Jassy (9. Januar 1792). Polen aber zahlte gleich im nächsten Jahre die Kosten des „griechischen Projekts."

---

3. Die Reformen Selim III.

Dem Frieden von Jassy folgte noch in demselben Jahre der erste Krieg des alten Europa gegen das neue Frankreich. Bald waren fast alle christlichen Mächte in diese gewaltige Krisis verwickelt, und nach der letzten Theilung Polens unterhandelte auch Katharina schon über ihren Beitritt zur Koalition. Ihr Tod (6. Dezember 1796) verhinderte zunächst die Ausführung; nach drei Jahren aber sah man den Stürmer von Ismail und Praga an der Spitze der russischen Batillone in der Ebene des Po und in den Alpen der Schweiz.

Unter diesen Umständen war die Pforte vor einem neuen griechischen Projekt natürlich gesichert. Hatte Joseph II. noch bei dem letzten Angriff auf sie gesagt, man müsse „die Menschheit an diesen Barbaren rächen", so forderten jetzt christliche Kabinette dieselben Barbaren zum

Kriegsbunde gegen Frankreich auf. Sultan Selim III. aber lehnte das ab. In richtiger Würdigung der innern Verhältnisse seines Reiches wünschte er die Erhaltung des äußern Friedens, und nur als Napoleon Aegypten einnahm und Syrien bedrohte, schloß er nothgedrungen mit Rußland und England das Bündniß, in welchem er Aegypten wiedergewann und die jonischen Inseln erwarb. So wie er dies Ziel erreicht hatte, lenkte er wieder in seine Friedenspolitik ein und suchte sich mit England und Rußland, Oesterreich und Frankreich gleich freundlich zu stellen.

In seiner Jugend freilich hatte auch Selim einmal ganz andere als Gedanken des Friedens gehabt. Er war freier erzogen und besser unterrichtet worden, als es bei den Prinzen in Konstantinopel gewöhnlich der Fall war, und schon früh fühlte und erkannte er, daß der alte Glanz der osmanischen Macht längst erblichen sei. Als ein liebenswürdiger, aufgeweckter Knabe hatte er den ersten Krieg mit Katharina II. durchlebt und seitdem in sich den lebhaften Wunsch genährt, als Sultan dereinst die von Rußland erlittenen Niederlagen rächen zu können. An den Pocken erkrankt, und von der Sorge hörend, die man wegen der so oft zurückbleibenden entstellenden Narben um ihn habe, rief er damals aus: „was geht das Gesicht den an, der bestimmt ist im Lager zu leben."

Diese Ideen an ein künftiges Kriegsleben waren indeß nicht die einzigen, die den jungen Selim bewegten. Er verfolgte vielmehr neben ihnen auch Gedanken einer ganz andern Art. Es reizte ihn, gleich einem neuen Soliman nicht nur Thaten des Krieges, sondern auch Thaten des

Friedens zu vollbringen und mit dem Ruhme eines Helden auch den eines Gesetzgebers zu verbinden. Beide Ideen lagen auch nicht so weit auseinander, als man auf den ersten Blick glaubt. Sie hatten wirklich eine gemeinsame Wurzel: denn sie gingen beide aus Selims tiefem Gefühl von dem Sinken der osmanischen Größe hervor. Schon sein Vater, den er in früher Jugend verloren, hatte in einer Art von politischem Testament ihn darauf hingewiesen, daß der Rückgang der osmanischen Macht nach außen nur eine Folge des innern Verfalls sei, und das Reich zu neuer Kraft gegen seine Feinde nur auf dem Wege innerer Reform zu gelangen vermöge. Seine Mutter Walide und Dr. Lorenzo, sein Arzt, der ihm zugleich ein vertrauter Freund war, hatten ihn in diesen Gedanken bestärkt, und als er zum Manne herangewachsen, sandte er seinen Vertrauten Isaak Bei (1787) nach Paris, um sich von dort aus über Reformpläne unterrichten zu lassen. Die Folge dieser Sendung war ein geheimer vertrauter Briefwechsel zwischen ihm und Ludwig XVI. Der Sultan und der König, die beide später der Reform ihrer Reiche zum Opfer fielen, tauschten darin ihre Gedanken über die wichtigsten Fragen der Verwaltung und Politik aus.

Mit diesen Ideen bestieg Selim, 28 Jahr alt, den Thron seiner Väter. Es war am 7. April 1789, einige Monate nachdem Suwarow Oczakow im Sturm genommen, und Selims erster Gedanke war, sofort ins Lager zu eilen und als echter Padischa seine Heere selbst zu neuen Siegen zu führen. Allein seine Minister stellten sich ihm entgegen, und er hatte gleich damals nicht die Kraft, seinen

Willen gegen sie durchzusetzen. So ist er sein Lebelang geblieben: liebenswürdig, voll Einsicht und Eifer für das Wohl seines Reiches und nicht ohne Beharrlichkeit in dem Festhalten seiner Entwürfe und Pläne, aber bei alledem doch ohne die nachhaltige Kraft, sie siegreich zum letzten Ende zu führen.

Jene Kriegsideen seiner Jugend nahm er, wir bemerkten es schon, nie wieder auf. Desto fester aber behielt er sein Lebelang die innere Reform seines Reiches im Auge, und das um so mehr, je klarer ihm die Nothwendigkeit derselben noch durch den Ausgang des letzten russischen Krieges geworden war. Denn wie schon frühere, so hatte auch dieser gezeigt, daß die Ueberlegenheit der Sieger nicht sowohl auf ihrer größern Tapferkeit an sich, als auf der höhern Ausbildung ihres ganzen Kriegswesens beruhe. In der Ausrüstung und der Einübung der Einzelnen wie der Massen, im Geschützwesen, in der Befestigungskunst, in Taktik und Strategie waren die Türken hinter den Fortschritten ihrer Nachbarn weit zurückgeblieben, und auch ihr Seewesen konnte mit dem der Europäer sich nicht mehr vergleichen. Eine Reform des gesammten Kriegswesens des Reiches war daher dringend nothwendig, ja sie war die nothwendigste von allen, da nichts in der Welt, wie schon die Alten sagten, so schwankend und unsicher ist, als die Macht, welche sich nicht auf die eigene Kraft zu stützen vermag.

Auch faßte der Sultan gleich nach dem Frieden von Jassy zuerst diese Reform ins Auge. Allein wie sie vor allen die nothwendigste war, so war sie auch die schwie-

rigste. Das Reich der Osmanen war von allem Anfang an ein Kriegsstaat gewesen, mit der Einrichtung seines Kriegswesens stand seine ganze politische Organisation in der engsten Verbindung, und jede umfassende Reform des ersteren mußte daher auch die letztere auf das tiefste berühren. Janitscharen, Spahi und Timarli, welche in enger Verbindung unter einander in dem ganzen Reich vertheilt dastanden, waren nicht nur eine Armee, sondern auch der Kern der Nation und eine politische Macht. Unzählige Interessen und Lebensverhältnisse knüpften sich an die Stellung, die sie von altersher einnahmen; wie die Adern durchzogen sie den Körper der Nation, deren Leben so zu sagen in ihnen vornämlich pulsirte.

An eine rasche durchgreifende Aenderung all dieser Verhältnisse war also gar nicht zu denken. Selim bedurfte einer neuen Armee, um den Widerstand der alten zu brechen, und er mußte darauf denken jene zu bilden, ohne diese zu früh zur Empörung zu treiben. Nur sehr langsam, auf mannigfachen Umwegen durfte er hoffen das zu erreichen; und wenn auch der Divan schon 1793 über die Einführung des europäischen Exercitiums bei den Janitscharen berathen hat, so verging doch noch eine ganze Reihe von Jahren, ohne daß man zur Ausführung schritt.

Selim begann vielmehr an ganz andern Punkten sein Werk. Mit Hussein, dem Kapudan Pascha, der seine Ideen mit Lebhaftigkeit ergriff, im vertrauten Einverständniß, ward die Verbesserung der Kriegsschiffe, des Geschützwesens und der Festungen zuerst in Angriff genommen. Man sah bald in den Arsenalen und auf den Werften des

Reiches europäische, vornämlich französische Meister und Gesellen in voller Arbeit, neue Schiffe nach englischem, neues Geschütz nach französischem Muster herzurichten. Ingenieure, auch Ausländer wie jene, setzten die Festungen an den Grenzen in bessern Vertheidigungsstand, während bei Konstantinopel unter lebhafter, persönlicher Betheiligung Selims eine Schule zur Bildung eingeborener Ingenieure ins Leben trat. Im Jahre 1796 brachte dann der Gesandte der französischen Republik, General Aubert Dubayet, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten aller Waffen, auch Handwerker zur Bereitung von Kriegsmaterial nach Konstantinopel mit, und der Kapudan Pascha betrieb nun mit Eifer die Bildung einer kleinen Truppe von Infanterie und Kavallerie nach europäischer Art. Zwar bestand diese Truppe noch 1798 nur aus 500—600 Mann, größtentheils Renegaten, die man für gutes Handgeld und guten Sold warb; aber es war doch immer ein Anfang, und ein vielversprechender, als grade diese Truppe in der Belagerung von St. Jean d'Acre (Dezember bis Mai 1799) mit besonderer Auszeichnung focht. Bei ihrer Rückkehr nach Konstantinopel war die Stimmung des Volkes ihr um so günstiger, als die andern türkischen Truppen sich viel weniger in dem Kriege bewährt hatten, und hierdurch ermuthigt beschloß Selim in dieser „neuen Ordnung" (Nisami Dschedid) rascher vorzugehn. Er erließ die Befehle, eine ganze Anzahl Regimenter Infanterie und Kavallerie nach europäischer Art zu bilden, aber um die Eifersucht der Janitscharen nicht zu reizen, fern von der Hauptstadt im Innern Kleinasiens zu Kutajah und noch weiter in Karamanien.

In seiner Nähe zu Konstantinopel behielt er nur zwei Regimenter Infanterie nebst zwei Escadrons.

In demselben Grade aber, in welchem der Sultan in der Ausführung weiter schritt, trat auch ihm der enge Zusammenhang immer mehr entgegen, der aller Orten zwischen dem Kriegs- und dem Finanzwesen der Staaten besteht. In den Steuern der europäischen Monarchien hat vor Zeiten nichts so große Veränderungen herbeigeführt, als die Errichtung und Vermehrung der stehenden Heere, und auch Selim konnte seine neuen Truppen nicht errichten und unterhalten, ohne für eine bedeutende Erhöhung seiner bisherigen Einkünfte zu sorgen. Er suchte sich auf mancherlei Weise zu helfen: durch neue Verbrauchssteuern, die er auf Wein, Branntwein und Tabak legte, der bekanntlich zu den ersten Lebensbedürfnissen der Türken gehört; durch neue Zölle, welche von Seiden- und Baumwollenwaaren, von Kaffee, Schlachtvieh, getrockneten Früchten u. s. w. bei deren Einfuhr in Konstantinopel und andern bedeutenderen Städten des Reiches gezahlt werden mußten; durch allmähliche Einziehung der großen Lehne nach dem Tode der gegenwärtigen Inhaber, deren Einkünfte dann nicht mehr auf ihre Familie, sondern in den Schatz des Sultans übergehen sollten; durch Verschlechterung des Münzwerthes, die zwar schon vor ihm begonnen hatte, aber doch unter seiner Herrschaft den Piaster bis auf ein Fünftel seines früheren Werthes herabbrachte. Durch diese und andere Mittel steigerte er seine Einnahme schon auf das Doppelte des Betrages, den er beim Antritt seiner Regierung überkommen hatte, und noch höher mußten sie

steigen, wenn es ihm gelang, an Stelle der bisher üblichen Verpachtung der Steuern und Zölle seine eigene großherrliche Verwaltung zu setzen. Auch trug er sich wirklich mit diesem Plan; allein mit der Ausführung desselben machte er doch nur einen sehr kleinen Anfang und hatte allerdings Grund genug, nur allmählich vorzugehn. Denn diese Neuerung hätte nicht nur tausende von Privatinteressen, die mit dem bisherigen Verpachtungssystem zusammenhingen, verletzt, sondern sie lief auch schnurstracks dem allgemeinen Grundprinzip der altgewohnten Regierungsweise des Reiches entgegen, welche überall nicht auf der Centralisirung, sondern der Localisirung der Verwaltung beruhte.

In welchem einzelnen Zweige der Verwaltung also auch Selim seine Reform begann, überall stieß er, wie es nicht anders sein konnte, auf Schranken, welche das allgemeine Wesen seines Reiches ihm entgegenstellte. Er dachte wohl auch an eine Umbildung des Ganzen und hatte hierbei die großen Monarchien Europas vor Augen, deren straffe Organisation ihres einheitlich geordneten Kriegs-, Finanz- und Beamtenwesens er gar gern auf sein eigenes Reich übertragen hätte. Allein auch diese Monarchien hatten sich erst in langer Entwicklung zu dem herangebildet, was sie jetzt waren, und er konnte daher immer mit sich zufrieden sein, wenn es ihm nur gelang, diesem oder jenem morschen Theile seines Staatswesens neue Fundamente unterzulegen und diese so weit zu befestigen, daß seine Nachfolger auf ihnen sicher fortbauen könnten. Aber selbst um nur dieses Ziel zu erreichen, bedurfte er neben der Vorsicht doch auch schon nachhaltiger Macht und längerer Zeit, und

es war die Frage, ob er jene beſaß, und ein gutes Glück ihm dieſe gewähren würde.

Allerdings, den Ideen dieſes Staatsweſens nach iſt der Sultan ein unumſchränkter Herr ſeines Reiches, und inſofern er zugleich der höchſte Khalif iſt, heiligt auch die Religion ſeine abſolute Gewalt. Sie lehrt den Gläubigen, man müſſe ihm gehorchen, auch wenn er weder gerecht, noch tugendhaft ſei; kein Fehler, kein Laſter, keine Tyrannei gebe ein Recht, ſich ihm zu widerſetzen, geſchweige denn ihm die Herrſchaft zu nehmen. Allein, wie überall, ſo wich auch hier das wirkliche Leben gar oft von ſeiner Idee ab, und nur wenige Sultane haben wirklich die unbeſchränkte Autorität geübt, daß ihrem perſönlichen Willen ein unbeſchränkter Gehorſam entgegenkam.

Dies war jedoch keineswegs bei Selim der Fall. Als er den Thron beſtieg, hatte ihn ſein Volk mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus begrüßt, weil es alle Tugenden der großen Sultane der Vorzeit, und vor allem neue Siege über die Ungläubigen von ihm erwartete. Da aber dieſe ausblieben und der Friede von Jaſſy dem Reich nur neue Verluſte brachte, kühlte ſich ſehr bald jener Enthuſiasmus ab, und die ganze der Fremde ſich zuneigende Denk- und Lebensweiſe Selims war nicht geeignet, ihm die Neigung des Volkes wiederzugewinnen, das in ſeinem Herrſcher vor allem ein Ideal ſeines eigenen Seins zu erblicken liebt. Wie vorſichtig er auch ſeine Reformen begann, ſo ward es doch in den höheren Kreiſen bald erkannt, auf welches Ziel er hinſtrebte, und die niedern Schichten fühlten es inſtinctartig heraus. In dieſen wie in jenen, — denn auch

unter den Großen gab es nur sehr wenige, welche mit Selims Ansichten und Bestrebungen sympathisirten — keimten je länger je mehr Abneigung und Mißtrauen, Widerwillen und Haß empor, und da der Sultan noch überdies eine durchaus milde Natur war, so fiel auch die Furcht vor der Strenge des Herrschers hinweg, die sonst in diesem Reich ein Hauptheber des Gehorsams ist.

In seiner unmittelbaren Nähe, am Hofe und in der Hauptstadt, setzte er mit Hülfe des ihm sehr ergebenen Mufti wohl einiges in seinem Sinne durch, wie z. B. die Errichtung eines Staatsraths von nur zwölf Mitgliedern, durch welchen der alte Einfluß des Vesirats und des Divans beschränkt ward. Allein gleich der Versuch, die Paschas der Provinzen nur auf drei Jahre zu ernennen, und ihre sehr selbstständige Statthalterschaft dem europäischen Beamtenthum zu nähern, schlug gänzlich fehl. Sie bewegten sich vielmehr grade unter Selims Regierung in einer Selbstständigkeit, die in der That einer Unabhängigkeit gleich kam. In Aegypten hob sich damals zuerst Mehmed Ali in offenem Kriege gegen den vom Sultan eingesetzten Pascha empor, bemächtigte sich dann auf eigene Faust der Herrschaft und setzte es durch, daß Selim ihn (9. Juli 1805) zum Pascha von Aegypten ernannte. In Syrien und den Landschaften des Libanon spielte Dschessar, Pascha von St. Jean d'Acre, eine ganz ähnliche Rolle, während im benachbarten Arabien der Aufstand der Wehabiten von Jahr zu Jahr weiter um sich griff, Mekka von ihnen erobert, der heilige Schatz geplündert und das Pilgern der Gläubigen zur Kaaba gehemmt ward, da der

Großherr nicht stark genug war, diesen Frevel an dem größten Heiligthum der mohamedanischen Welt zu hindern, noch ihn zu rächen. Stand es doch selbst in dem europäischen Reich mit Selims Autorität und Macht nicht viel besser. Hier machte sich Passwan Oglou eigenmächtig zum Herrn von Widdin, sammelte an 10,000 Kriegsleute um sich, mit denen er alle Nachbarprovinzen bis Konstantinopel in Schrecken setzte, und behauptete seine Stellung gegen zwei Heere des Sultans, so daß dieser zuletzt den Empörer, den er nicht besiegen konnte, zum Pascha von drei Roßschweifen ernannte. Auch Ali Pascha von Janina legte damals den Grund zu der mächtigen Stellung, die er später einnahm. Er begann als ein Räuber im großen Styl und erhob sich durch List und Gewalt, Verrath und Mord in Albanien und den benachbarten Landschaften zu einer fast völlig unabhängigen Herrschaft, in der er sich dem Sultan gegenüber durch eine Mischung von Intriguen und Bestechung, Dienstleistungen und Trotz zu erhalten verstand.

Zustände ähnlicher Art hatte es in diesem Reiche schon öfter gegeben, aber in solcher Ausbreitung und Dauer waren sie selbst hier neu und trugen, wie sie die Schwäche der Macht Selims offenbarten, sehr wesentlich dazu bei, seine Autorität noch mehr zu verringern. Von noch böserer Wirkung aber war, was in Serbien geschah*).

Es war im Anfange unseres Jahrhunderts, daß sich hier

*) Ich bemerke gleich hier ein für allemal, daß dieser Darstellung der Entwickelung der serbischen Verhältnisse vornämlich Ranke's „serbische Revolution" zu Grunde liegt.

die Janitscharen des Landes der Herrschaft bemächtigten. Sie erschlugen den Pascha von Belgrad, mit dem sie schon früher einmal in offnem Kriege gewesen waren, und da in diesem die Serben, vom Pascha selbst aufgeboten, mit ihm gefochten hatten, bekamen sie jetzt auf das Empfindlichste die Rache der Sieger zu fühlen. „Die Janitscharen," schrieben ihre Aeltesten an den Sultan, „nehmen uns nicht nur unser Vermögen, sondern greifen auch unsere Seele, unsere Religion und Ehre an. Kein Mann ist seiner Frau, kein Vater seiner Tochter, kein Bruder seiner Schwester mehr sicher. Kloster und Kirche, Pope und Mönch wird beschimpft und entehrt. Bist Du noch unser Czar, so komm und rette uns."

Diese Klage trug indeß für die Serben zunächst nur schlimme Frucht. Die Janitscharen, vom Sultan mit einem Angriff bedroht und aus seinen Worten nicht mit Unrecht schließend, daß auch er, wie der Pascha früher, die Serben selbst gegen sie aufbieten werde, hielten es für das Nothwendigste, sich hiergegen sicher zu stellen. Im Februar 1804 überfielen sie daher die serbischen Dörfer, ergriffen von den angesehenen Männern, wen sie nur konnten, und schlugen sie nieder. Da floh, wer noch fliehen konnte, in die Berge und Wälder; aber die Flüchtigen wie die Daheimgebliebenen sannen auf Rache. Sie erkannten Alle, daß sie, wenn sie nicht gänzlich zu Grunde gehn wollten, sich selbst helfen müßten, und in kurzer Zeit brach der Aufstand in allen Theilen des Landes los. Und jetzt waren die Serben siegreich. Sie drängten die Janitscharen und die Türken des Landes, welche sich jenen anschlossen,

in die Festungen zurück, wählten dann Kara Georg, einen Schweinehändler, aber wohlhabenden und als tapfer bekannten Mann, zu ihrem Führer und begannen die Belagerung der Festen. Schabacz ergab sich bald, nach diesem auch Poscharewaz; nur in Belgrad hielten sich noch die Janitscharen.

Als es so weit gekommen, schritt endlich der Sultan mit Ernst ein. Auf seinen Befehl kam der Pascha von Bosnien mit 3000 Mann nach Serbien mit dem Auftrage, die Janitscharen zum Gehorsam zu zwingen und das Land zu beruhigen. Die Serben, welche damals noch nicht entfernt daran dachten, sich gegen den Sultan selbst aufzulehnen, empfingen den Pascha mit allen Ehren, und mit ihnen vereint zwang er die Janitscharen in Belgrad zur Kapitulation.

Allein hiermit war die Ruhe des Landes noch keineswegs hergestellt. Gleich anfangs, als der Pascha mit seinen Truppen ins Land gekommen war, hatten die alten Türken es nur mit Schmerz gesehen, wie diese Raja, ihre früheren Knechte, in Waffen stolz daher schritt; jetzt, nachdem der Kampf zu Ende war, forderte der Pascha, auch die Serben sollten die Waffen ablegen und sich von neuem in die alte Unterthänigkeit fügen. Die Serben aber sträubten sich gegen diese Forderung. Die Erfolge, welche sie zweimal über die Janitscharen und deren Anhang errungen, hatten ihr Selbstgefühl mächtig gesteigert; sie wollten nicht wieder die waffenlosen Knechte der Herrn sein, die sie nicht mehr fürchteten, und schon lebte in den Führern der Gedanke an ein nationales Dasein, der von der Politik

Josephs II. zuerst in ihnen angeregt und durch die Ereignisse der letzten Jahre erhalten und genährt worden war. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft hatten die Wallachei und die Moldau schon seit längerer Zeit eine weit bessere Stellung als sie selbst zu den Türken erhalten; der Sultan war auch dort noch immer der höchste Herr, aber die Regierung lag in den Händen christlicher Fürsten, die Religion war frei, die Abgaben gering, und noch neuerdings (1802. 23. Oktober) hatte Selim feierlich versprochen, die Hospodare ohne Einwilligung Rußlands nicht abzusetzen und außer den Handelsleuten keine Türken ins Land zu lassen. Sollte nicht Aehnliches auch den Serben erreichbar sein? So weit reichten freilich in diesem Augenblick ihre Forderungen nicht. Sie wollten nur in den Waffen bleiben und die Festungen des Landes selbst besetzen, aber um nur dies Ziel zu erreichen, glaubten sie eines fremden Beistandes bei dem Sultane zu bedürfen. Eine kleine Weile schwankten sie, ob sie sich an Oesterreich oder Rußland wenden sollten, aber die Erinnerung, wie viel das letztere für die Wallachei und Moldau gethan, gab den Ausschlag.

Im August 1804 gingen ihre Abgesandten nach Petersburg und kehrten von dort im Februar 1805 nicht ohne Befriedigung zurück. Das Petersburger Kabinet hatte die Gelegenheit, seinen Einfluß in der Türkei zu erweitern, nicht von der Hand gewiesen. Es hatte den Serben geantwortet: „das Land möge sein Gesuch an den Sultan richten, bei diesem werde der Kaiser es unterstützen."

Grade in diesem Moment aber, als die serbische Frage

zur Entscheidung nach Konstantinopel kam, hatte Selim die erste bedeutende Niederlage in seinen Reformen erlitten. Nachdem die Bildung der neuen Truppe nach europäischer Art so weit vorwärts geschritten war, daß bereits eine ganze Zahl von Regimentern schlagfertig dastand, und nachdem ein Theil dieser Truppe die Räuberbanden, welche, allen Anstrengungen der Paschas trotzend, ganz Rumelien plünderten und selbst Städte wie Adrianopel bedrohten, gebändigt hatte, glaubte der Sultan die öffentliche Stimmung günstig und seine Macht stark genug, um in der Militärreform einen entschiedenen Schritt weiter thun zu können. Er erließ im März 1805 einen Hattischerif, in welchem er eine allgemeine Aushebung für den Dienst in der neuen Truppe befahl; selbst die Jugend der Janitscharen sollte hiervon nicht ausgenommen sein. Dieser Befehl legte die Axt an die Wurzel der ganzen Institution. Seit länger als einem Jahrhundert ergänzten sich die Janitscharen vornämlich aus dem Nachwuchs ihrer eigenen Kinder; wurden ihnen diese genommen, so mußte ihr Corps immer schwächer werden, bis es zuletzt völlig ausstarb. Sie aber waren nicht gesonnen, sich ohne Widerstand langsam vernichten zu lassen, und die Stimmung des Volks, welches schon lange mit Mißtrauen und Widerwillen auf das Treiben des Sultans sah, kam ihnen zu Hilfe. In Konstantinopel freilich besänftigte noch der Selim ergebene Mufti den Ausbruch der vorhandenen Gährung, in den Provinzen aber kam es zum offenen Widerstand gegen den Befehl des Großherrn. In Rodosto, nicht fern von der Hauptstadt, erschlug die Menge den Kadi, der mit der Ausfüh-

rung beauftragt war; Adrianopel gerieth in Empörung, und überall zeigte sich diese Stimmung so mächtig, daß Selims Befehl nicht durchdringen konnte. Er nahm ihn zwar nicht zurück, aber er mußte es ertragen, daß ihm keine Folge geleistet ward.

Bei dieser Lage der Dinge konnte der Sultan, selbst wenn er es gewollt hätte, nicht auf die Forderung der Serben eingehn; allerdings ursprünglich war ihre Erhebung im Gegensatz gegen die Janitscharen erfolgt, und diese standen auch ihm als erbitterte Feinde gegenüber; allein es lief doch allzustark gegen die ganze osmanische Denkweise an, daß der Khalif selbst sich mit den Ungläubigen gegen die eigenen Gläubigen verbinden sollte, und in diesem Augenblick war gar nicht daran zu denken. Denn wohin mußte es bei der ohnehin schon gereizten und erbitterten Stimmung seines Volkes führen, wenn der Sultan den Serben bewilligte, was den Osmanen als ein Gräuel erschien? Schon der Gedanke daran, diese den Knechten bisher gleich geachtete Raja in Waffen und als Herrin des Landes und seiner Festungen zu sehn, empörte alle Gemüther. Die Bevollmächtigten der Serben erhielten von Selim nicht einmal eine Antwort. Er forderte vielmehr, wie früher der Pascha von Bosnien, daß die Serben die Waffen niederlegen sollten, und befahl dem Pascha von Nisch, sie zum Gehorsam zu zwingen.

Da mußten denn nun wohl die Serben, wenn sie nicht in eine noch schlimmere Lage kommen wollten, als sie früher gehabt, sich ebenso gegen den Sultan zur Wehr setzen, wie sie es im Anfang dieser Bewegung gegen die

Janitscharen gethan. Auch bedachten sie sich wirklich nicht lange, der Gewalt die Gewalt entgegenzustellen. Als der Pascha von Nisch an ihren Gränzen erschien, nöthigten sie ihn zum Rückzuge, und im August 1806 siegte Kara Georg und andere Führer auch noch über die Pascha von Bosnien und Scutari, welche den von Nisch unterstützten.

So stand es um die Mitte des Jahres 1806 mit den Reformtendenzen Selims und seiner Macht, als nun auch noch nach längerer Ruhe von außen die großen Bewegungen der europäischen Politik von neuem das Reich der Pforte zu ergreifen begannen.

Als Kara Georg die Pascha der Pforte schlug, war Napoleon eben im Begriff, sich mit Preußen zu messen, dem Rußland als Bundesgenosse im Rücken stand. Er hatte sich seit der Expedition nach Aegypten nicht viel um die Pforte bekümmert; jetzt zog er auch sie in seine politischen Kombinationen hinein. Er sandte den General Sebastiani nach Konstantinopel mit dem ausdrücklichen Befehl, die Türken gegen die Russen zu reizen und alles dran zu setzen, auch im Osten einen Krieg zu entzünden. Sein Gedanke war, durch diesen Krieg nicht nur Rußlands Kräfte zu theilen, sondern auch Oesterreichs Eifersucht in Betreff der untern Donau zu wecken und hierdurch dessen etwaige Verbindung mit Preußen und Rußland zu hindern.

Sebastiani fand den Sultan in einer kritischen Lage. Nicht die Serben allein waren im Siege, sondern auch die Gegner seiner Reformen. Den neuen Regimentern, welche Selim soeben aus Asien hatte herüberkommen lassen, um sie nach der Donau zu senden, hatten sich an

10,000 Janitscharen bei Adrianopel entgegengestellt und sie zum Rückzuge gezwungen. (Juli 1806.) Man kann sich denken, in welcher Stimmung der Sultan war, als er diese Regimenter, um einen Aufstand in seiner Hauptstadt zu vermeiden, nach Asien zurücksenden mußte.

Da trat ihm Sebastiani mit all dem zuversichtlichen Selbstbewußtsein entgegen, welches damals alle Franzosen erfüllte. Außerdem geistreich, gewandt und kühn, wußte er bald die alte Vorliebe Selims für Frankreich eben so wie dessen Muth neu zu beleben. Napoleons gewaltige Macht und die schmeichlerischen, vielverheißenden Briefe, in welchen er die militärischen Reformideen des Sultans nährte und ihm zugleich das glänzende Bild seiner großen Vorfahren zur Nacheiferung vorhielt, unterstützten die Diplomatie des Generals. In der kürzesten Zeit drängte dieser den englisch-russischen Einfluß zurück. Schon am 30. August 1806 sprach die Pforte auf seinen Antrieb die Absetzung der Rußland ergebenen Hospodare der Moldau und Wallachei, Morousi und Ypsilanti, aus; ein Schritt, der einen Bruch der bestehenden Verträge mit Rußland in sich schloß und daher aller Voraussicht nach den Krieg mit diesem herbeiführen mußte, welchen Napoleon wünschte. Zwa schwankte die Pforte noch einmal, als der Gesandte Englands mit dem Erscheinen einer englischen Flotte drohte, und nahm die Entsetzung der Hospodare zurück, aber da trotzdem die Russen unter Michelson in die Fürstenthümer im November einrückten, und fast gleichzeitig die Kunde von der Jenaer Schlacht und dem Vordringen Napoleons gegen die Weichsel nach Konstantinopel kam,

erklärte der Sultan dennoch (Dezember) an Rußland den Krieg.

Gar bald erlebte er die Gefahren desselben in seiner unmittelbaren Nähe. Am 19. Februar 1807 wagte John Duckworth die Durchfahrt durch die Dardanellen, deren Batterien, wie sie schlecht gerüstet waren, auch schlecht bedient wurden, und am 21. Februar früh lag die englische Flotte im Angesichte von Konstantinopel. Die Stadt, die seit Jahrhunderten keinen Feind mehr in ihrer Nähe gesehn hatte, war im ersten Augenblicke völlig vertheidigungslos; der englische Admiral konnte sie, wenn er wollte, in einen Trümmerhaufen verwandeln. Allein John Duckworth war in allem Politischen von Lord Arbuthnot, abhängig, der, bisher Gesandter in Konstantinopel, sich jetzt auf der Flotte befand, und dieser glaubte, eine Aufforderung zu friedlicher Unterwerfung der Anwendung der Gewalt voraufgehn lassen zu müssen. Er forderte aber von der Pforte die Wegweisung des französischen Gesandten, eine sofortige Kriegserklärung gegen Napoleon, die Auslieferung der ganzen türkischen Flotte und die Aufnahme englischer und russischer Besatzungen in den Schlössern und Batterien des Bosporus und der Dardanellen.

An diesem Morgen herrschten Bestürzung, Schrecken und Verwirrung im Serail, das, auf der Spitze der Erdzunge zwischen dem Hafen und dem Marmara-Meer gelegen, auch am allererſten den Kanonen der feindlichen Flotte ausgesetzt war. Die Mehrzahl der Mitglieder des Divans rieth zur Nachgiebigkeit, und Selim, von der allgemeinen Furcht mit fortgerissen, sandte seinen Vertrauten Isaak

Bei zu Sebastiani mit dem Auftrage, diesem die Nothwendigkeit seiner Abreise vorzustellen. Sebastiani aber antwortete mit entschlossenem Stolze, „er stehe als Gesandter unter dem Schutze der Pforte und werde ohne einen in aller Form gestellten Befehl des Sultans nicht reisen.“ Zugleich ermahnte er zu ausharrendem Widerstande. Er zeigte, daß die Lage keineswegs so verzweifelt sei, um sofort der englischen Forderung nachzugeben, die nichts anderes als ein freiwilliger Verzicht auf jede Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wäre. Die Flotte habe keine Landtruppen an Bord und könne daher wohl die Stadt verheeren, aber nicht besetzen, ja sie müsse selbst sehr bald auf einen Rückzug denken, da dieser Rückzug durch die inzwischen zu verbessernde Befestigung der Dardanellen mit jedem Tage weiter, auch gefährlicher würde. Durch Zaudern könne die Pforte nichts verlieren, sondern nur gewinnen, und er rathe daher, die Engländer durch Unterhandlungen hinzuhalten, jeden gewonnenen Augenblick aber mit allen Kräften zur Verbesserung und Vermehrung der Vertheidigungsmittel zu benutzen. Diese besonnene und furchtlose Auffassung der Lage der Dinge fand ihren Widerhall und Rückhalt in der Stimmung des Volkes. Ganz anders wie auf das Serail wirkte der Anblick der englischen Flotte auf die Bevölkerung der Stadt. Daß die Engländer mitten im Frieden dem Sultan ihren Willen als Gesetz mit Gewalt aufdringen wollten, empörte den ganzen Stolz der Osmanen. Sie schrieen nach Rache und begannen ohne Befehl des Sultans sich zum Widerstande zu rüsten. Da faßte auch Selim neuen Muth. Er ließ Sebastiani

rufen, und von dem Augenblick an ward dieſer ſein erſter Miniſter und Feldherr. Unter der Leitung der Franzoſen wetteiferten alle Stände und jedes Alter, die Vertheidigungsanſtalten zu fördern. In der kürzeſten Friſt erhoben ſich neue Batterien, mit faſt 300 Kanonen beſetzt, auf der Spitze des Serail wie längs der Küſte des Marmara-Meeres, und gleichzeitig wurden auch die Dardanellen in beſſeren Vertheidigungszuſtand geſetzt. In dieſen Unterhandlungen und Arbeiten verging eine Woche, und als nun die Engländer erkannten, daß ihre Drohungen ſie nicht zum Ziele führten, dachten ſie menſchlich genug die Stadt zu ſchonen, deren Beſchießung eben kein anderes Reſultat mehr als nur ihre Verheerung haben konnte. Am 3. März befahl Duckworth die Anker zu lichten; ungeachtet eines ſehr günſtigen Windes kam diesmal die Flotte nicht ohne großen Verluſt an Menſchen und Schiffen durch die Dardanellen ins ägeiſche Meer.

Selim aber warf ſich jetzt völlig in die Arme Frankreichs, und Napoleon verfehlte nicht, des Sultans Erwartungen von dieſem Bündniß auf das höchſte zu ſpannen. Er ſchrieb ihm nicht nur, daß die franzöſiſche Armee, die unter Marmont 20,000 Mann ſtark in Dalmatien ſtand, bereit ſei, gegen die Ruſſen an die Donau zu marſchiren, ſondern ließ ihn auch die Zerreißung aller läſtigen Verträge mit Rußland als Preis einer treuen Bundesgenoſſenſchaft ſehn. Sebaſtiani ſprach ſelbſt von der Wiedererwerbung der Krim, und da er nun alle Schritte des Sultans leitete, kam bald ein ungewöhnlich raſches Leben in die Kriegsrüſtung der Türken.

In Asien wie in Europa zogen die Truppen den Gränzen zu, und die französisch-türkische Diplomatie arbeitete in Teheran eifrig daran, auch die persische Macht zum Angriff auf Rußland zu reizen.

Inmitten dieser Rüstungen nahm Selim, als alle die Ideen und Wünsche, die er von Jugend auf mit sich herumgetragen hatte, durch die Franzosen in ihm neu belebt und gekräftigt wurden, auch seine Militärreform wieder auf. Er ließ die „neue Truppe" nicht mit ins Feld ziehen, um in den Heeren selbst jeden innern Streit zu vermeiden. Auch blieb die Mehrzahl der europäischen Regimenter in Asien; zur Verstärkung derjenigen aber, welche in der Hauptstadt blieben und zugleich den Dienst in den Batterien des Bosporus versahen, wurden gegen 2000 M., theils Lazen, aus Trebisonde, theils Arnauten, herbeigezogen. Sie erhielten als Jamack-Tabielis oder Hilfsmannschaft der Batterien den Sold der „neuen Truppe" und wurden in deren Kasernen gelegt, damit sie, wie der Sultan hoffte, an der „neuen Ordnung" allmählich Geschmack gewinnen und schließlich aus freiem Willen die Aufnahme in jenes Corps wünschen sollten. Allein diese Hoffnung ward ebenso getäuscht, wie das Vertrauen, mit welchem Selim gleichzeitig zwei Männer in einflußreiche Aemter berief. Der neue Mufti sowohl als der Kaimakan, der Stellvertreter des bei dem Heere befindlichen Großveziers, gehörten in ihrem Innern schon längst zu den bittersten Feinden der Reform und hatten sich nur äußerlich als Freunde derselben dargestellt, um zu Aemtern emporgehoben zu werden, in welchen sie den Sultan, den sie über-

dies persönlich haßten, desto sicherer verderben könnten. Kaum im Besitz jener Aemter, sachten sie auch sofort in der Stille das alte Mißtrauen und die alte Mißstimmung gegen Selim an und regten auch die Jamack-Tabielis gegen die „neue Ordnung" auf, durch welche „die Kinder des Propheten den Ungläubigen gleich gemacht werden sollten." Bald trug diese Saat ihre Früchte. Als am 25. Mai in einer der Batterien des Bosporus den Jamack-Tabielis der Sold ausgezahlt ward und sie bei dieser Gelegenheit im Namen des Sultans aufgefordert wurden, die Uniformen der „neuen Truppe" anzulegen, erhoben sie sich in offne Empörung und bemächtigten sich der Batterien, aus welchen sie die neuen Truppen vertrieben. Zwei Tage darauf zogen sie nach Konstantinopel, wo das Volk sie mit Jubel empfing. Die Janitscharen stürzten auf dem Atmaidan ihre Kochkessel um — das gewohnte Zeichen ihrer Empörung gegen den Sultan, — die Artilleristen und die Mannschaften der Marine traten zu ihnen über, während die „neue Truppe" sich in ihren Kasernen verschanzte, so daß der Sultan, den der Kaimakan bisher über die Empörung getäuscht hatte, sich nur auf die Hilfe der Leute des Serail beschränkt sah. Wer unter den hohen Beamten des Reichs als Freund der Reform bekannt war oder sie auch nur gut geheißen hatte, fiel jetzt der Volkswuth zum Opfer, und als es so weit gekommen, traten auch der Mufti und die Ulemas offen auf die Seite des empörten Volkes. Es half dem Sultan Nichts mehr, daß er die „neue Truppe" feierlich aufhob und den Kopf des Bostandgy-Beys, den die Menge ver-

langte, preisgab; der Mufti erklärte ihn doch für unwürdig der Herrschaft, weil er durch seine Neuerung das Gesetz des heiligen Korans gebrochen habe. Da unterwarf sich Selim dem „Willen Gottes" und bezog als Gefangener die Zimmer des Serail, die er vor seiner Thronbesteigung bewohnt hatte. Sein Vetter, Mustapha IV., bestieg den Thron. (30. Mai 1807.)

Mit dieser Absetzung war indeß das Schicksal Selims noch nicht erfüllt. Fast ein Jahr hatte er als Gefangener gelebt, als Mustapha-Bairactar, einer seiner Anhänger, sich zu seiner Befreiung erhob, mit Heeresmacht Konstantinopel einnahm und das Serail angriff. Allein in demselben Moment, in welchem der alte Sultan auf seine Freiheit hoffte, ward er auf Befehl des neuen erwürgt. (28. Juli 1808.)

Bairactar rächte zwar den Mord, indem er als Sieger Mustapha IV. vom Throne stieß und Mahmud II. emporhob, den man zwei Stunden im Serail suchte und endlich in Teppiche gewickelt versteckt fand. Als er aber zum Großvezier erhoben die Reformideen Selims wieder aufnahm, die „neue Truppe" unter dem Namen der Seymen wiederherstellte, die Janitscharen mit völliger Vernichtung bedrohte und die altgläubigen Moslemin durch Vernachlässigung des öffentlichen Gebets, Verspottung der Ulemas und seine Liebe zum Wein tief verletzte, brach auch gegen ihn nach wenigen Monaten (14. Nov. 1808) ein Aufstand der Janitscharen und des Volkes aus, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Er selbst verbrannte sich mit seinen Eunuchen und Frauen in seinem Palast;

den Sultan Mahmud aber, der im Beginn der Empörung seinen Bruder Mustapha IV. hatte ermorden lassen, rettete nur, daß er jetzt der letzte Sproß aus dem Hause Osmans war und sich allen Forderungen der empörten Bevölkerung fügte. Die Janitscharen und die Ulemas wurden wieder „die festeste Stütze des Islam."

---

4. Napoleon und Alexander.

Die Reformideen Selims waren völlig gescheitert; wie aber stand es nun mit seiner Hoffnung, im Bunde mit Frankreich das Reich auch zu dem alten Glanze der Macht nach außen hin zu erheben?

Auch diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Während Napoleon im Osten der Weichsel bei Pultusk, Eylau und Friedland siegreich focht, erlitten die Türken nur Niederlagen. In Europa wie in Asien, auf dem Meere wie zu Lande behaupteten die Russen ihr früheres Uebergewicht. Michelson nahm so zu sagen gleich im ersten Anlaufe die Moldau und Wallachei; Gudowitsch schlug den Seraskier von Erzerum an den Ufern des Arpatschai; der Admiral Pustoschkin eroberte und zerstörte Anapa, und als die türkische Flotte nach Duckworths vergeblicher Expedition es wagte, sich im ägeischen Meere sehen zu lassen, trieb sie Admiral Siniavin durch das Treffen bei Lemnos (19. Juni 1807) wieder in die Dardanellen zurück. Und sofort traten die Russen nun auch mit den Serben und Montenegrinern in nähere Verbindung. Bei den Serben

in Belgrad erschien der Staatsrath Rodofinikin als Bevollmächtigter seines Kaisers; mit den Montenegrinern fochten russische Truppen, als sie sich gegen die türkischen Festungen in ihrer Nähe erhoben; gemeinsam führten beide den Krieg gegen die französischen Truppen, die in Dalmatien standen. Mit einziger Ausnahme von Bosnien war der ganze Norden des Reichs im Frühsommer 1807 von den Türken verloren.

So wenig half damals der Pforte ihr Bündniß mit Frankreich, und als Napoleon nach der Schlacht bei Friedland die Unterhandlungen begann, welche zum Frieden von Tilsit führten, war er nicht gesonnen, sich in seinen Plänen durch eine Rücksicht für die Türkei irgendwie hemmen zu lassen. Noch im Mai 1807 hatte er zu Selims Abgesandten in Finkenstein gesagt, daß „seine rechte Hand nicht unzertrennlicher von der linken sei, als Sultan Selim und er;" jetzt ließ er die Pforte, welche doch nur auf seinen Antrieb den Krieg mit Rußland begonnen hatte, gänzlich fallen. Er suchte zwar diese Treulosigkeit damit zu rechtfertigen, daß der Sultan, mit dem er sich verbunden habe, jetzt todt sei; daß dessen Nachfolger sich zu England und Rußland neige; daß der unglückliche Ausgang der Reformen Selims zeige, wie wenig das Reich einer Wiedergeburt fähig und daher jedes Bündniß mit ihm unzuverläßig wäre. Die Wahrheit aber war, daß es ihm in Tilsit vor Allem darauf ankam, den Kaiser Alexander für sein politisches System zu gewinnen. Er hoffte, wenn ihm dies gelang, die Bildung neuer Koalitionen der Ostmächte mit England für alle Zukunft unmöglich zu machen, und

war von dem ersten Moment der Verhandlungen an entschlossen, diesem großen Zwecke die Pforte zum Opfer zu bringen.

Und wie bisher im Kriege, so errang Napoleon damals auch in der Unterhandlung bekanntlich den glänzendsten Erfolg. Von der Aussicht gelockt und geblendet, mit ihm im Bunde die Welt zu beherrschen, ging Alexander gleich bei der ersten Zusammenkunft auf Napoleons Ideen ein. Er gab mit einem Male die Stellung auf, welche Rußland bisher in der Verbindung mit England und Oesterreich gegen die Revolution und das Kaiserthum Frankreichs eingenommen hatte, und stellte sich völlig auf die Seite Napoleons. An demselben Tage (7. Juli 1807), an welchem sie ihren Frieden schlossen, unterzeichneten sie auch ein Bündniß zu Schutz und Trutz, dessen nächstes Ziel die Demüthigung Englands, das weitere die gemeinsame Suprematie über Europa war. Wie die römischen Triumvirn theilten sie sich in ihren Verhandlungen zu Tilsit in den Westen und Osten.

Allein wie einig Beide auch in den allgemeinen Gesichtspunkten des neuen Systems waren, in einzelnen Fragen stimmten doch gleich damals ihre Auffassungen und Wünsche nicht überein. Indem Napoleon den neuen Bundesgenossen auf die Pforte und den Orient überhaupt hinwies, kam es ihm mehr darauf an, dem jugendlichen Ehrgeiz Alexanders ein großes Ziel vorzuhalten, als ihm sofort zur Erreichung desselben behülflich zu sein. In der That lebte auch augenblicklich in Alexander das „griechische Project" seiner Großmutter auf, und mit allem Feuer seiner

Phantasie gab er sich der Aussicht hin, daß er vollenden werde, was sie nur begonnen hatte. Wenn er sich aber schon im Geist als den Herrn von Konstantinopel und die heilige Sophia von Neuem dem christlichen Kultus geweiht dachte, so stand Napoleon dagegen nicht an, solchem hohen Gedankenfluge sogleich entgegenzutreten. Er verhandelte wohl über eine Verkleinerung des Reichs der Osmanen in Europa, aber von einer völligen Vernichtung desselben wollte er nichts wissen. Seine Meinung war, Rußland solle sich mit Bessarabien, der Moldau und Wallachei begnügen; Albanien, Morea und Kandia wollte er für Frankreich nehmen, Bulgarien aber und Rumelien mit Konstantinopel nebst Kleinasien, Syrien und Aegypten den Türken lassen*). Alexander versuchte mehrmals eine Aenderung dieses Plans zu erwirken. Für Konstantinopel bot er Frankreich noch die Erwerbung der Inseln des Archipels, Syrien und Aegypten; Napoleon aber blieb bei den von ihm gefaßten Gesichtspunkten stehen. „Konstantinopel?" — rief er einmal aus — „Konstantinopel! niemals! Das ist die Herrschaft der Welt!"

Auch war es überhaupt nicht seine Absicht, sich in dieser Frage schon jetzt durch festbestimmte Verpflichtungen völlig zu binden. Er behielt die nähere und festere Bestimmung des allgemeinen Theilungsplanes der Zukunft vor; ja selbst von der Moldau und Wallachei, deren Er-

*) Da die Berichte über diese Theilungspläne im Einzelnen nicht übereinstimmen, habe ich mich an das russische Schreiben vom Jahre 1808 gehalten, welches Thiers histoire du consulat et de l' empire VIII. p. 449 mittheilt.

werbung er Rußland im mündlichen Gespräche zugestanden hatte, war in dem geheimen Tractat, den Beide unterzeichneten, keine Rede. Vielmehr enthielt dieser in seinem 8. Art. nur den bedingten Satz, daß, wenn die Pforte Frankreichs Vermittlung zwischen ihr und Rußland zurückwiese, oder die Unterhandlungen unter dieser Vermittlung innerhalb drei Monaten nicht zu einem genügenden Resultate führen sollten, Frankreich sich verpflichte, mit Rußland gemeinschaftliche Sache zu machen und mit diesem ein Uebereinkommen zu treffen, um alle Provinzen des türkischen Reichs in Europa, mit Ausnahme Konstantinopels und Rumeliens, dem Joche und den Bedrückungen der Türken zu entziehen. Man sieht, bestimmt und klar war hier nur ausgedrückt, was Rußland nicht haben sollte; alles Andere blieb unbestimmt oder bedingt.

Nichtsdestoweniger schied Alexander von Tilsit nicht nur mit großer Befriedigung, sondern auch mit einem wahren Enthusiasmus für Napoleon und dessen politische Pläne. Seitdem gab er sich mit ganzer Seele den Ideen hin, die der Kaiser des Westens in ihm angeregt hatte. In seinen vertrauten Gesprächen mit Savary und Coulaincourt, die nach einander Frankreich an seinem Hofe vertraten, kam er immer wieder auf das „große System von Tilsit" zurück und war unermüdlich darin, sie seines Eifers für dieses System sowie seiner Bewunderung für dessen Schöpfer zu versichern. Weder die entschiedene Abneigung seiner Mutter gegen Napoleon, noch die antifranzösische Stimmung der Großen seines Hofs und seines Reichs machten einen Eindruck auf ihn. In der sichern Voraussicht, daß

er für seine Politik die nationale Meinung völlig gewinnen werde, sobald er nur die Donauprovinzen zu seinem Reich erwerbe, setzte er sich leicht über alle Mißstimmungen des Augenblicks hinweg und hatte nur den einen Gedanken, jene Erwerbung so rasch als irgend möglich zu vollziehen. Er unternahm damals die Eroberung Finnlands, welches Napoleon, wie bekannt, ihm gleichfalls preisgegeben hatte; aber wie groß auch für Rußland der Gewinn war, daß man den Donner der schwedischen Kanonen nicht mehr in Petersburg hörte — ein wahrhaft lebendiges Interesse hatte Alexander doch nur an der türkischen Frage. Es quälte ihn unaufhörlich, daß grade sie nach einer in Tilsit mit Napoleon getroffenen Abrede zunächst noch in tiefes Geheimniß verhüllt bleiben sollte. Er konnte es nicht lassen, seiner näheren Umgebung in zahlreichen Anspielungen und halben Eröffnungen anzudeuten, was seine ganze Seele erfüllte, und so oft ein Courier bei der französischen Gesandtschaft in Petersburg ankam, fragte er den Botschafter gewiß immer zuerst, ob der Courier nichts in Betreff der Pforte mitgebracht habe. Und wie der Kaiser selbst, so lebte und webte auch dessen damals vertrautester Minister Rumanzow vornämlich in diesen Ideen. Sie gehörten zu den Erinnerungen seiner besten Jahre; denn er hatte schon Katharina II. gedient und in dem Geist ihrer Politik sich zum Staatsmanne gebildet. Mit der Ausführung des „griechischen Projekts" hoffte er jetzt auch seinen Namen ruhmvoll auf die Nachwelt zu bringen, und strebte um so eifriger nach diesem Ziel, je näher er dem Abend seines Lebens stand. Seiner und

Alexanders Ungeduld gingen die Dinge viel zu langsam; in den mannigfaltigsten Wendungen und Formen drängten sie Napoleon, das letzte entscheidende Wort über das Schicksal der Pforte zu sprechen.

Napoleon aber war hiezu gar wenig geneigt. Man kann zwar nicht sagen, daß die weitgreifenden Entwürfe, in denen er sich zu Tilsit in Betreff des Orients ergangen hatte, ihm nur ein Mittel gewesen wären, den Kaiser von Rußland für sich zu gewinnen; auch er selbst hatte Stunden, in welchen seine politischen Ideen einen phantasievolleren Schwung nahmen, aber er ernüchterte sich doch immer wieder rasch an den wirklichen Verhältnissen der Welt. Gleich der Waffenstillstand, den seine Diplomatie, den Verträgen von Tilsit gemäß, am 29. August 1807 zu Slobosa zwischen den Türken und Russen vermittelte, zeigte, daß er sich mit der Theilung des europäischen Reichs der Pforte nicht grade beeilen wolle. Denn dieser Waffenstillstand vertagte nicht nur die Wiederaufnahme des Krieges bis zum März des nächsten Jahres, sondern er bestimmte auch, was noch weit wichtiger war, daß sowohl Russen als Türken inzwischen die Moldau und Wallachei räumen sollten. Nun ließ Napoleon es zwar stillschweigend zu, daß das Petersburger Kabinet die letztere Bestimmung nicht vollzog und die Fürstenthümer nach wie vor durch seine Truppen besetzt hielt; aber er suchte doch auch zugleich in jeder Weise die Pforte zu beruhigen, als diese durch einige Kunde von dem, was zu Tilsit über ihre Zukunft verhandelt war, in große Unruhe kam. Er ging hierin so weit, sie seines lebendigen Interesses an

ihrer Integrität von Neuem versichern zu lassen, und man hat alle Ursache anzunehmen, daß es ihm hiermit mehr als mit dem Gegentheil Ernst war. Denn als er von Tilsit nach Paris zurückkehrte, begann er bekanntlich sogleich sein Unternehmen auf Spanien. Sollte er nun gleichzeitig auch noch die Theilung der Türkei auf sich nehmen? Alle Berichte, die er von Sebastiani aus Konstantinopel empfing, riethen ihm hiervon ab. Sie stellten einen Widerstand der Verzweiflung von Seiten der Türken in Aussicht, der nur durch die größten militärischen Kräfte zu besiegen sein würde; und wie sollte er es hindern, wenn auch England die Gelegenheit ergriffe, um sich Aegyptens, Syriens und der Inseln des Archipels zu bemächtigen? Vollends bedenklich aber schien es ihm, die Russen einseitig gegen die Pforte vorschreiten zu lassen; sollte er ohne bedeutenden Gewinn für Frankreich den ältesten Bundesgenossen Frankreichs ihnen preisgeben? Er suchte daher diese Frage in der Lage zu erhalten, in der sie war, und die russische Politik an dem Köder des „griechischen Projekts" festzuhalten, ohne jedoch einen Schritt weiter zu dessen Ausführung zu thun. Dem Drängen Alexanders wich er bald mit Gewandtheit aus, bald verhandelte er wieder die Frage nach ihrem weitesten Umfang, erhob aber dabei Gegenforderungen, von welchen er im Voraus wußte, daß das Petersburger Kabinet sie nicht gewähren werde und könne. Einmal forderte er für die Ueberlassung der Moldau und Wallachei an Rußland für sich selbst den Besitz von Schlesien; ein andermal die Dardanellen, wenn Rußland den Bosporus mit Konstan-

tinopel erhielte; ja er brachte selbst die Idee eines französisch-russischen Zuges nach Indien zur Sprache und stellte diese Unternehmung als eine Bedingung seiner Einwilligung in die Theilung der Türkei hin. Jene erstern Forderungen lehnte Alexander ab; von dem Zuge nach Indien sprach er „mit Vergnügen" zu Coulaincourt; sein letztes Wort aber war fast immer „Konstantinopel." Vergebens stellte ihm Coulaincourt vor, daß man Rußland diesen Besitz nicht gewähren könne, weil es durch ihn der Herr des levantischen und selbst indischen Handels werden und alle Häfen des Mittelmeeres bedrohen würde u. dgl. m. Alexander antwortete: Für Rußland würde Konstantinopel nichts als eine Provinzialstadt am äußersten Ende des Reiches sein; die Geographie selbst gäbe es ihm, und er müsse den Schlüssel zur Thür seines Hauses haben, weil er nicht Herr in seinem eigenen Hause sei, wenn ein Anderer diesen Schlüssel besitze.

So lebhaften und beharrlichen Wünschen gegenüber konnte indeß die nur hinhaltende Politik Napoleons schon an und für sich auf die Länge nicht ausreichen. Indem Alexander aber noch überdies es an Ergebenheit und Willfährigkeit gegen den Bundesgenossen nicht fehlen ließ und mit der größten Zuvorkommenheit Alles billigte, was Napoleon damals im Interesse der Vermehrung seiner Macht gegen Spanien und Portugal, in Italien wie in Deutschland unternahm, ward es für diesen je länger je schwerer, Rußland grade den Gegendienst zu verweigern, auf welchen in Petersburg das allergrößte Gewicht gelegt ward. Es war dies eine nothwendige Folge des Tilsiter Systems,

die Napoleon gern oder ungern auf sich nehmen mußte, wenn er den russischen Kaiser sich nicht völlig entfremden und hiermit das System selbst fallen sehn wollte. Dies aber konnte er nicht, so mächtig er auch war. Die Niederlagen, welche er gegen Ende des Jahres 1807 in Spanien erlitt, sein Verhältniß zu Oesterreich, die bittere Stimmung gegen ihn in Deutschland: das Alles machte ihm die Erhaltung des Bundes mit Rußland nicht nur wünschenswerth, sondern fast unentbehrlich.

Schon im Januar 1808 erkannte er diese Lage der Dinge und entschloß sich dazu ihr Rechnung zu tragen. Um sich Rußlands auf alle Fälle zu versichern, kam er im Oktober mit Alexander in Erfurt von Neuem zusammen. Sie erneuten hier wirklich ihr Bündniß und gaben in diesem den Tilsiter Ideen eine genauere Festsetzung, welche theils eine Erweiterung, theils eine Beschränkung in sich schloß. Alexander erkannte in dem neuen Vertrage den ganzen Besitzstand Napoleons an und gab ihm außerdem Spanien preis. Napoleon aber überließ an Rußland Finnland, die Moldau und Wallachei zu vollem Besitz. Sie verpflichteten sich gegenseitig, keinen Frieden mit England zu schließen, in welchem nicht diese Erwerbungen Beider anerkannt würden, und versprachen sich, mit gemeinsamen Kräften jeden Angriff abzuwehren, der etwa von Seiten Oesterreichs, sei es wegen der Moldau und Wallachei auf Rußland, sei es wegen Italiens und Spaniens auf Frankreich, erhoben werden könnte. Aber den Plan einer umfassenden Theilung der europäischen Türkei, wie dieser zu Tilsit in Aussicht genommen war, ließen

Beide in Erfurt fallen. Napoleon wollte kein zu weites Vorschreiten Rußlands gegenüber der Pforte, und Alexander vertagte für den sofortigen Besitz der Donauprovinzen seine Hoffnungen auf die Erwerbung Konstantinopels. Zwar forderte Napoleon auch jetzt noch Anfangs, daß Rußland so lange von seinen Zugeständnissen keinen öffentlichen Gebrauch machen sollte, bis man sehen könne, wie England die Friedensanträge beider Kaiser aufnehmen würde; allein die Ungeduld Alexanders war zu groß, als daß Napoleon auf dieser Forderung hätte bestehen können. „Seit fünfzehn Monaten" — sagte Rumanzow in den Unterhandlungen hierüber zu Champagny — „hielt Frankreich uns hin und hat es verhindert, daß unsre Armeen nicht schon längst über den Balkan gegangen sind und die Pforte zur Abtretung dieser Provinzen gezwungen haben." Er sprach außerdem von der Nothwendigkeit, die öffentliche Meinung der Russen durch die Gewißheit jener wichtigen Eroberung zu gewinnen, und deutete selbst Besorgnisse an, wenn dies nicht das Resultat der Reise des Kaisers wäre. Jedes Wort, das er sprach, verrieth sein Mißtrauen in die Ereignisse sowohl, wie in die Absichten Napoleons.

„Wer im Begriff ist," — schrieb Champagny über ihn an seinen Herrn — „eine Beute zu fassen, der er lange nachgejagt hat, ist für alle Vernunftgründe taub." Napoleon mußte in den Vertrag es aufnehmen, daß Rußland unmittelbar nach der Unterzeichnung desselben die nothwendigen Schritte bei der Pforte thun könne, um die Donauprovinzen von ihr, sei es durch Unterhandlung, sei

es durch das Schwert, zu erhalten. Nur die Klausel ließ sich Alexander gefallen, daß die beiderseitigen Bevollmächtigten in Konstantinopel sich über die zu führende Sprache verständigen sollten, damit die zwischen Frankreich und der Pforte bestehende Freundschaft nicht auf's Spiel gesetzt werde.

Solchergestalt verständigten sich die beiden Kaiser des Osten und Westen noch einmal über das Schicksal Europas. Napoleon ging nach Paris, um mit Spanien, Alexander nach Petersburg, um mit Schweden und der Pforte zu enden; und kaum war der Letztere in seine Hauptstadt zurückgekehrt, als er auch schon die Nachricht von jener neuen Revolution in Konstantinopel erhielt, in welcher, wie wir sahen, Mustapha-Bairactar umkam, und Sultan Mahmud sich nur mit Noth auf dem Thron erhielt. Dieser Moment schien zum Angriff auf die Pforte so günstig als möglich. Ihr ganzes Reich war erschüttert; die Janitscharen und der Sultan voll von Mißtrauen gegen einander; die Armee und die Flotte in einer Art von Auflösung; an Kriegsmaterial jeder Art Mangel und der Schatz erschöpft. Allein auch die Russen waren zu einem sofortigen Angriff nicht gerüstet; der Winter stand unmittelbar vor der Thür, und außerdem gab man sich in Petersburg, wie es scheint, der Hoffnung hin, daß man die Abtretung der Donauprovinzen von der Pforte auch ohne Krieg, nur durch die Furcht vor der Macht der verbündeten beiden Kaiserhöfe erhalten werde.

Inzwischen aber erholte sich die Pforte sehr bald von dem Schrecken, in den sie bei den ersten Nachrichten von

den Erfurter Beschlüssen gerathen war. England bot ihr sofort Frieden und Hilfe, und auch Oesterreich bestärkte sie in dem Gedanken des Widerstandes, indem Graf Stadion, damals an der Spitze der Regierung in Wien, sehr wohl erkannte, daß, „wenn Oesterreich im Osten von Rußland so enge umschlossen werde, dies auch nach Westen hin seine Kraft lähmen müsse." In der Hoffnung auf die Unterstützung beider Mächte schlug dann der Sultan die Forderung Rußlands auf das entschiedenste ab, und als dieses im März 1809 mit sofortiger Eröffnung des Krieges drohte, wenn der englische Gesandte Sir Robert Adair nicht binnen 48 Stunden aus Konstantinopel weggeschafft würde, verfehlte auch diese Drohung ihre beabsichtigte Wirkung. Im Gegentheil, die Aufkündigung des Waffenstillstandes von Seiten der Russen fachte den Kriegseifer der Türken nur noch höher an. Ein allgemeiner Enthusiasmus ergriff die Masse der Bevölkerung des Reichs*); zahlreiche Truppen setzten sich nach der Donau in Marsch, die Flotte ward mit äußerstem Fleiße gerüstet, und schon plante Adair eine Expedition der englischen Flotte ins schwarze Meer, um Sewastopol zu bedrohen. Anfang April eröffneten die Russen an der Donau den Krieg.

In denselben Tagen erhob sich aber auch Oesterreich von Neuem gegen Napoleon in Waffen, und Alexander, der bereits mit Schweden, mit der Pforte und mit Persien am Kaukasus in offenem Kriege war, mußte jetzt den

*) Sir R. Adair, the negotiations for the peace of the Dardanelles in 1808/9. I. 150. 180.

Verpflichtungen gemäß, welche er zu Erfurt übernommen hatte, noch eine vierte Armee gegen Oesterreich ins Feld rücken lassen. Dieser österreichische Krieg schwächte nicht nur seine Kriegsmittel gegen die Pforte, sondern er erweckte ihm auch eine Sorge, welche Interessen seines Reichs berührte, die ihm noch näher lagen, als die Erwerbung der türkischen Donauprovinzen. Denn indem Napoleon zu dem Kampf mit Oesterreich auch die Polen aufrief, eine polnische Armee unter Joseph Poniatowski's Führung siegreich in Gallizien eindrang, und dieser unter seinen Landsleuten die Hoffnung erregte, daß ihr Land nach siegreich beendetem Kriege mit dem Großherzogthum Warschau vereinigt werden würde, erwachte fast augenblicklich in Petersburg wieder die Furcht vor einer Herstellung Polens, welche dort seit dem Frieden von Tilsit nur zurückgedrängt, aber nie völlig überwunden worden war. Die Stimmung des Hofes und der vornehmen Welt sprach sich hierüber auf das Entschiedenste aus, und bei dieser Gelegenheit war es, daß Rumanzow einmal sagte: „man irre sich in Europa, wenn man glaube, daß ein Czar Alles könne." Alexander selbst erklärte dem französischen Gesandten, daß er um keinen Preis jemals die Wiederherstellung Polens zulassen würde, und wenn Gallizien von Oesterreich getrennt werden sollte, dürfe es weder ganz, noch getheilt unter keine andere Herrschaft als die seinige fallen. Genug, Gallizien ward in diesem Moment der Hauptgesichtspunkt der russischen Politik, und da die russischen Generale, welche nach Napoleons Wunsch und Erwartung mit Poniatowski gemeinsam wirken sollten, es überall hieran fehlen ließen,

so kam es zu gegenseitigen Verstimmungen und ernsten Erörterungen zwischen den beiden Kaisern. Die polnische Frage warf den ersten Schatten auf den bisherigen Glanz des Bundes von Erfurt.

Unter diesen Umständen ward der Krieg an der untern Donau von den Russen während des ganzen Sommers ohne Nachdruck geführt. Giurgewo, Braila und Silistria wurden von ihnen belagert, aber nicht genommen. Auch einen Sturm, den Bagration auf das verschanzte Lager des Seraskiers in der Nähe von Silistria unternahm, schlug dieser ab (3. November), und bei herannahendem Winter zogen sich die Russen nach der Moldau zurück. Erst nachdem Rußland im Frieden von Friedrichsham (17. Sept. 1809) sich den Besitz Finnlands gesichert, im Frieden von Wien (14. Oktbr.) auch ein Stück Galiziens erworben, und endlich Napoleon einige Monate darauf sich dazu verstanden hatte, Alexanders Sorge in Betreff Polens wenn auch nicht völlig, so doch für die nächste Zukunft durch die Erklärung zu beruhigen, daß er niemals eine Wiederherstellung jenes Reichs begünstigen würde, trat der türkische Krieg wieder in den Vordergrund der russischen Politik. An Stelle Bagrations erhielt Kamenski, ein junger, aber unternehmender General, den Oberbefehl, und ein Heer von gegen 80,000 Mann wurde ihm zur Verfügung gestellt.

Kamenski rechtfertigte die von ihm gehegte Erwartung. Sobald er im März 1810 bei dem Heer an der Donau erschien, erhielt der Krieg ein ganz neues, frischeres Leben. Er ließ Rustschuck und Silistria durch beson-

dere Corps belagern und ging mit der Hauptmacht gleich Anfangs über die Donau. Am 3. Juni nahmen die Russen Bazardschick, zwischen Silistria und Varna, mit Sturm; am 10. ergab sich Silistria nach kurzer Belagerung; mit Ausnahme der Donaufestungen war um die Mitte des Juni das Land zwischen dem Strom und dem Balkan in der Gewalt der Russen. Da knüpfte der Großvezier, der mit der türkischen Hauptmacht in Schumla stand, Unterhandlungen an, aber Kamenski forderte: Abtretung der Donauprovinzen und Georgiens, Anerkennung der Unabhängigkeit Serbiens*), Wegweisung des englischen Gesandten aus Konstantinopel, 40,000 Beutel als Kriegskosten und die Besetzung von Varna, Rustschuck, Silistria und Schumla durch russische Truppen, bis jene Summe gezahlt sei. Auf diese Bedingungen wollte und konnte der Vezier natürlich nicht eingehen. Kamenski aber zog, um den Krieg mit einem großen Schlage zu enden, nach Schumla.

Mitten im Gebirge gelegen, ist Schumla bekanntlich der militärische Schlüssel des östlichen Balkan. Die Straßen von Tirnava, Rustschuck, Silistria und Ismail vereinigen sich hier in einen Knoten, der von Natur und durch Kunst eine der festesten Kriegspositionen ist. An die Stadt von etwa 30,000 Einwohnern lehnt sich ein ausgedehntes befestigtes Lager, welches Garten, Weinberge, Acker und eine stets ausgiebige lebendige Quelle mit einschließt. In allen Kriegen, welche die Pforte an der

*) Adair, a. a. O. II. 45.

Donau zu führen gehabt hat, ist Schumla daher stets ein Hauptwaffenplatz gewesen, und auch jetzt war es von einer ansehnlichen Truppenmasse besetzt und mit beträchtlichen Vorräthen von Lebensmitteln, Fourage und Kriegsbedarf wohl versehen.

Am 22. Juni begannen die Russen den Angriff und errangen mit ungeheurer Anstrengung und großem Verluste einige Erfolge. Aber schon nach ein Paar Tagen erkannte Kamenski, daß er den Platz durch Sturm nicht einnehmen werde, und verwandelte den Angriff in eine Blokade. Er dachte den Vezier durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, allein früher als bei den Türken trat bei den Russen selbst ein Mangel an Lebensmitteln ein, und in der Nacht des 18. Juli hob Kamenski auch die Einschließung auf. Er wandte sich rückwärts nach Rustschuck, um diese Festung, welche bisher der Belagerung getrotzt hatte, zu nehmen. Aber auch hier bewährten die Türken ihre Tüchtigkeit in der Vertheidigung. Als Kamenski, unzufrieden mit den bisherigen Belagerungsarbeiten und überhaupt viel mehr zu raschen und gewagten, als bedächtigen und sichern Unternehmungen geneigt, am Morgen des 3. August den Platz stürmen ließ, fand er einen Widerstand, auf den er nicht gerechnet hatte. So tapfer auch die russischen Bataillone anfangs draufgingen, sie mußten doch nach einem mörderischen Kampfe von über drei Stunden vom Angriff abstehen. Mehr als 8000 von ihnen waren gefangen und 334 Offiziere kampfunfähig gemacht.

Inzwischen setzten sich türkische Heerhaufen, die zum

Entsatz von Rustschuck auf der Straße von Tirnava vorgerückt waren, bei Bjela am Jankrafluß fest. Die Albanesen und Epiroten Ali Paschas von Janina vereinigten sich hier mit den Schaaren, welche von den Paschas von Nicopolis, Sistowa u. a. zur Hilfe gesandt waren, und diese in sich sehr heterogene Truppenmasse zog dann langsam herab bis Batyn, einem Ort an der Donau, zwischen Sistowa und Rustschuck. Hier stieß zu ihr noch ein bedeutendes Corps, welches der Großvezier aus Schumla abgeschickt hatte, so daß Ende August an 40,000 Mann zum Entsatz von Rustschuck wenige Meilen davon bereit standen. Kamenski war voll Freude, als er die Türken ins offene Feld herabkommen sah. Er zog zwanzig Bataillone und dreißig Escadrons, die bisher unter seinem ältern Bruder bei Silistria gestanden hatten, an sich, — in drei Tagen legten diese Truppen über fünf und zwanzig Meilen zurück — und nachdem er dann noch eine Verstärkung von etwa 5,000 Mann abgewartet hatte, griff er mit etwa 20,000 Mann am 7. September früh die Türken bei Batyn an. Sie standen in vier Lagern auf Höhen verschanzt und schlugen trotz des überlegenen Feuers der russischen Artillerie den ersten Angriff zurück. Die Russen bedurften mehrere Stunden der Ruhe, um die Kraft zu einem neuen Angriff zu sammeln, und schon schien einigen ihrer Generale wegen der Schwierigkeiten des Terrains und des tapfern Widerstandes der Feinde ein weiterer Erfolg fast unmöglich. Aber Kamenski gab dennoch am Nachmittage den Befehl zur Wiederaufnahme des Kampfes. Da drangen die Russen in mörderischem Sturm in das Lager der Alba-

neſen ein, auf ihrer Flucht riſſen dieſe auch die andern Haufen der Türken mit ſich fort, und nur etwa 6000 Mann im Lager des Centrums hielten Stand, bis ſie ſich durch Kapitulation ergaben. Das ganze übrige Heer löſte ſich in wilder Flucht auf und wurde von den Ruſſen theils vernichtet, theils nach allen Seiten hin verſprengt. Wer das Leben gerettet hatte, dachte an kein Sammeln, an keinen Halt; jeder eilte, wie er nur konnte, in die Heimath zurück.

Dieſer Sieg bei Batyn war aber nicht nur an und für ſich ein glänzender, ſondern er zog auch den Fall von Siſtowa, Ruſtſchuck, Giurgewo und Nicopolis nach ſich und machte die Ruſſen hierdurch zu Herrn auch des rechten Ufers der Donau. Schon entwarf Kamenski in ſeinen Winterquartieren zu Bukareſt weitere Pläne für den Feldzug des nächſten Jahres, als die inzwiſchen fortgeſchrittene Verſtimmung zwiſchen Napoleon und Alexander den Türkenkrieg von Neuem durchkreuzte. In der Erwartung einer von Napoleon unterſtützten Erhebung der Polen rief Alexander einen nicht unbedeutenden Theil ſeines Heeres von der Donau an den Dnieſtr zurück. Kamenski ſelbſt ſtarb bald darauf, und der alte Kutuſow, der ihm im Kommando folgte, ging aus dem Angriff in die Vertheidigung über. Als der Großvezier von Schumla mit einem neuen Heere von 60,000 Mann und 68 Kanonen heranzog, ging Kutuſow mit allen Truppen auf das linke Donauufer zurück, räumte Siliſtria, Ruſtſchuck und Nicopolis wieder und erwartete in einer Stellung bei Slobodſe den Angriff der Türken. Dieſe folgten ihm auch wirklich über den Strom und

setzten sich in der Nähe von Rustschuck fest. Hier aber besiegte sie Kutusow am 12. Oktober 1811 vollkommen. Der Großvezier selbst rettete sich nur durch schleunige Flucht über die Donau.

Mit diesem Siege entschied sich der Krieg. In Tilsit und Erfurt hatte Alexander sich die Pforte als eine leichte Beute gedacht; jetzt wünschte er im Hinblick auf den nahe bevorstehenden Kampf mit Napoleon des Krieges mit ihr entledigt zu werden und stimmte seine frühern Forderungen bedeutend herab. Auf die Pforte aber wirkten die Niederlagen, die sie erlitten, der Einfluß Englands und der Großvezier selbst, der in einem erträglichen Frieden das Mittel seiner eigenen Erhaltung sah. Dennoch zogen sich die Unterhandlungen in Bukarest lange hin, da es in Konstantinopel auch an einer Kriegspartei nicht fehlte, und Napoleon alle alten Verbindungen Frankreichs aus der Zeit Selims dort aufbot, den Frieden zu hindern. Allein die Freunde Frankreichs waren zugleich die Freunde der zurückgedrängten Reform; dies und die Erinnerung an Napoleons Politik von Tilsit und Erfurt stand ihrem Einfluß entgegen, und die Janitscharen drohten sogar mit einem Aufstande, wenn der Sultan sich wiederum Frankreich in die Arme werfen sollte. So siegten schließlich doch die Beförderer des Friedens, zumal sie, wie man sagt, auch durch englisches und russisches Geld unterstützt wurden. Am 28. Mai 1812 ward der Vertrag zu Bukarest unterzeichnet, und war nach Maßgabe der Lage aller Verhältnisse für Rußland so günstig als möglich. Er bestätigte von neuem die Verträge von Kutschuk-Kainardsche

und Jassy und riß nicht nur wiederum ein Vorland von der Pforte ab, indem sie darin Bessarabien mit den Festungen Chocžim, Bender, Akjerman, Kilia und Ismail an Rußland abtrat, sondern stellte auch den Serben eine großmüthige Amnestie von Seiten des Sultans, wie eine eigene nationale Verwaltung in Aussicht. Hiermit aber war zugleich für Rußland der Weg zu einer neuen Erweiterung seines Einflusses in den Landschaften der niedern Donau geöffnet.

Für den Augenblick zwar konnte es diesen Weg nicht verfolgen, denn in demselben Moment, in dem Alexander den Frieden in Wilna ratificirte, überschritt Napoleon den Niemen. Es kam darauf an, ob die Serben sich selbst erhalten und eine spätere Zeit für Rußland die günstige Gelegenheit darbieten würde, sein neues Verhältniß zu ihnen zu einer weitern Entwickelung zu bringen.

---

5. Die Begründung einer nationalen Regierung in Serbien.

Als die Serben im Frühjahr 1807 ohne fremde Hilfe, wie wir sahen, allein durch die eigene Kraft die Türken aus ihrem Lande vertrieben hatten, mußten sie zunächst darauf denken, sich an die Stelle der bisherigen türkischen eine eigene nationale Regierung zu schaffen. Bis zu ihrer Empörung hatten sie als ein Volk von Bauern ohne Adel

und ohne Fürsten in den einfachsten Zuständen und Formen menschlicher Gesellschaft gelebt; jede Gemeinde für sich unter ihren gewählten Vorstehern, den Knesen, ohne geordneten Zusammenhang unter einander. In dem Kriege aber mit den Türken hatten sich naturgemäß Anführer, Woiwoden, erhoben, entweder schon früher durch Wohlhabenheit angesehene Leute, oder auch, und dies war meistens der Fall, Männer, welche unter ihren Nachbarn als besonders tapfer, einsichts- und charaktervoll bekannt waren. Um diese hatte sich beim Ausbruch des Kampfes die kriegslustige Mannschaft gesammelt, und im Verlaufe des Krieges bildeten sie sich ein berittenes Gefolge, die Momken, welche bald der Kern ihrer Truppen wurden. Wie Tacitus uns das uralte germanische Institut des Comitats schildert, so standen auch Woiwoden und Momken zu einander. Der Führer sorgte für Unterhalt, Pferde, Waffen, und theilte mit ihnen die Beute; sie aber leisteten ihm Gehorsam und Treue. Auf dieses Gefolge gestützt, von dem Kriegsruhm, den sie erwarben, und zugleich auch von der Nothwendigkeit gefördert, daß das Land stets zur Vertheidigung gegen die Türken bereit sei, bemächtigten sich dann die Woiwoden in vielen Beziehungen der öffentlichen Gewalt. Sie nannten sich Herrn, Hospodare, und traten an die Spitze der Bezirke, jeder dort, wo er entweder zu Hause war oder vornämlich den Krieg geführt hatte. Zu besonderem Ansehn aber erhoben sich unter ihnen viere empor: Jakob Nenadowitsch im Westen, Peter Dobrinjaz im Osten, Milenko im Nordosten und vor allen Kara Georg in der Mitte des Landes, der sogenannte

Schumadia. Dieſer, eines Bauern Sohn, hatte ſchon im Türkenkriege Joſephs als Unteroffizier bei den Oeſterreichern gedient, war nach dem Kriege eine Zeitlang Heiduck, d. h. Räuber geweſen und hatte dann einen Handel mit Schweinen getrieben, durch welchen er wohlhabend ward. In dem Aufſtande gegen die Türken kam auch er wie die andern empor und überragte bald alle, nicht grade durch einen überlegenen Geiſt, wohl aber durch einen überlegenen Charakter. Er war von hohem, ſtarkem Wuchs und großer Körperkraft: einfach in ſeinem Weſen und Leben, ohne alle Eitelkeit und in gewiſſem Sinne auch ohne Ehrgeiz. Wer ihn in ſeinem gewöhnlichen Dahinleben ſah, ahnte nicht, welche Thatkraft in dem Manne lag, der ernſt und wortkarg ſein Hausweſen wie andere ſeines Gleichen beſorgte. Ihm mußten die Dinge ſo zu ſagen erſt recht auf den Leib kommen, wenn er lebendig von ihnen berührt und ergriffen werden ſollte. Dann aber war er auch raſch entſchloſſen, und Entſchluß und That lagen nie weit auseinander. Im Kampfe gegen die Türken hatte er das Beſte gethan; ihm folgten die meiſten Momken, und unter allen Woiwoden hatte er das größte Anſehn und den größten Einfluß im Volk.

Allein wie groß auch das Anſehn und der Einfluß dieſer Häuptlinge war, ſo behielten ſie doch auf die Länge nicht alle Gewalt in ihrer Hand. Noch mitten im Kriege, der ja ihre Hauptaufgabe war, fühlten ſie es bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſt, daß das Land doch auch einer Behörde bedürfe, die nicht wie ſie ſelbſt von Ort zu Ort zöge, ſondern in ſtetiger Ordnung die Geſchäfte des Frie-

dens beſorge, und faßten demgemäß ſchon gegen das Ende des Jahres 1805 den Entſchluß, einen Senat, Sowiet, zu errichten, der ſo zu ſagen die Civilverwaltung beſorge, vornämlich das Steuerweſen und die Handhabung des Rechts. Dieſen Entſchluß führte man wirklich aus. Jeder der zwölf Bezirke, in welche das Land längſt zerfiel, ſandte ein Mitglied in den Senat, welcher dann ſogleich auch für jeden Bezirk einen Magiſtrat, d. h. Vorſteher, Beiſitzer und Schreiber, ernannte. Manche dachten und wünſchten, der Senat und die Bezirksmagiſtrate würden zuſammen der Macht der Woiwoden das Gleichgewicht halten.

Die Natur der lebendigen Verhältniſſe zeigte ſich indeß auch hierbei wieder mächtiger, als die neue Einrichtung an ſich. Um dem Senat eine größere Autorität zu geben, hatte man beſtimmt, daß jeder Bezirk das Mitglied deſſelben, das er zu ſtellen hatte, frei wählen ſolle. Bald aber zeigte ſich, daß die Woiwoden ſchon einflußreich genug waren, faſt überall dieſe Wahl zu beherrſchen. Sie ſchickten ihre Kreaturen in den Senat, und die Folge war, daß einmal dieſer die Uebergriffe der Woiwoden nicht in Schranken halten konnte, und zum andern der Hader und Streit, der unter den Woiwoden ſelbſt beſtand, auch in den Senat eindrang. Wie wenig ſich dann die Woiwoden, die ſich fühlten, dem Senat unterwarfen, zeigt nichts beſſer, als was Kara Georg einmal that. Als der Senat einige Beſchlüſſe gefaßt hatte, die ihm mißfielen, verſammelte er ſeine Momken und ließ ſie ihre Flinten auf die Fenſter des Sitzungsſaales anlegen. „Leicht iſt es“ — rief er aus — „im geheizten Zimmer Geſetze zu geben,

wer aber wird vorangehn, wenn die türkischen Heere wieder erscheinen!"

Er setzte damals durch, was er wollte: aber schon beneideten ihm andere Woiwoden das Ansehn und den Einfluß, den er besaß, und machten Partei gegen ihn, um sich seines Uebergewichts zu entledigen.

In diesen Streit mischten sich allmählich auch die Intriguen der Russen. Es mag dahin gestellt bleiben, in wie weit ihre Agenten nach den Anweisungen des Petersburger Kabinets oder nach ihrem eigenen freien Ermessen gehandelt haben; aber Thatsache ist es, daß jener Staatsrath Rodisinikin, der nach dem Ausbruch des russisch-türkischen Krieges in Serbien erschien, sich sofort an die Gegner Kara Georgs auf das engste anschloß. Kara Georg hatte damals keine Neigung für Rußland, wohl aber lebte in ihm noch eine Vorliebe für Oesterreich, dem er in seinen jungen Jahren ja selbst gedient hatte. Seine Gegner dagegen predigten jetzt dem Volk die Nothwendigkeit eines engen Anschlusses an Rußland. „Es vergieße sein Blut" — sagten ihre Agenten — „in dem Kampfe mit den Türken für einen Ehrgeizigen, der bei dem ersten Unglücksfalle sie verlassen werde, um seine Person und seine Schätze zu bergen; es würde ihnen dann Nichts übrig bleiben, als sich den Türken zu unterwerfen, wenn sie nicht vorher sich beeilten, sich unter den Schutz einer großen Macht zu stellen." Unter dem Deckmantel der Religion und Kirche, deren Haupt und Schützer der russische Kaiser sei, wirkte der serbische Metropolit Leonti, wie Rodosinikin ein Grieche, für diesen Plan, der nach der Ueberzeugung Kara Georgs

und seiner Freunde auf nichts anderes hinauslief, als vermittelst des russischen Schutzes auch Serbien gleich der Moldau und Wallachei unter die Herrschaft einer Fanariotenfamilie zu bringen. Kara Georg war aber nicht gesonnen, sich leichten Kaufes bei Seite drängen zu lassen, und am wenigsten zum Vortheile von Griechen, gegen die ein uraltes Mißtrauen und selbst Haß in den Serben lebte. Auch war er einflußreich genug, diese Intriguen zunächst zu zerreißen. Einen Agenten des Metropoliten ließ er sofort aus dem Lande entfernen, nach einem andern Bericht selbst hinrichten: den Metropoliten wies er ernstlich in seine kirchliche Sphäre zurück, und im Senat gewann er durch seine Freunde von neuem das entschiedenste Uebergewicht. Er stand damals schon, wenn auch nicht der Form, so doch der That nach, an der Spitze seines Volkes und erfreute sich mit diesem eine Zeit lang in Frieden der neu errungenen Freiheit, da der Krieg mit den Türken seit Selims Entthronung und während der folgenden Thronrevolution in Konstantinopel ruhte.

Als dann aber im Frühjahr 1807 die Russen von neuem den Kampf gegen die Pforte begannen, nahmen auch die Serben das Schwert wieder in die Hand. Siegreich in Bosnien vordringend, brachten sie hier und in der Herzegowina die christliche Raja zum Aufstand, während Kara Georg in Person über die Gebirge von Montenegro zog und auch mit dem dortigen stammverwandten Volk eine Verbindung knüpfte. Und schon hegte man hier die besten Hoffnungen auf weitere Erfolge, als auf einer andern Seite des Landes ein unerwartetes Unglück herein-

brach. An den Gränzen gegen Nisch hin standen Peter Dobrinjaz und Miloje; aber alte Gegner, wie sie waren, unterstützten sie einander aus Eifersucht schlecht und erlagen alle beide dem Andrange der Türken. Da konnte auch Kara Georg, obwohl er aus Montenegro zurückeilte, den Feinden den Sieg nicht mehr entreißen. Sie überschwemmten das ganze Land bis zur Morawa und wären wahrscheinlich selbst über den Fluß vorgedrungen, wenn nicht grade in dem Augenblick der höchsten Gefahr der Uebergang der Russen über die Donau den Serben Luft geschafft hätte. Um den Russen zu widerstehn, riefen die Türken einen Theil ihrer Truppen aus Serbien ab; den andern drängten die Serben selbst zurück, und am Schlusse des Feldzuges waren sie wieder Herr ihres ganzen Landes. Dennoch blieb die Niederlage, die sie erlitten, nicht ohne wichtige Folgen. Wie Kara Georgs Ansehn aus seinen Siegen erwachsen war, so fing es natürlich an zu sinken, sobald er Verluste erlitt, und seine alten Gegner unter den Woiwoden versäumten nicht dies zu benutzen. Sie schrieben ihm, dem Oberfeldherrn, den größten Theil der Schuld zu und klagten ihn überdies noch an, daß seine antirussische Gesinnung die Ursache davon sei, daß die Russen ihnen in der Noth keine Hilfe geleistet hätten. Auf der Landesversammlung, Neujahr 1810, brachte Jakob Nenadowitsch diese Sache ganz öffentlich zur Sprache. Während seine Momken und Anhänger in den Straßen schrieen, „wir wollen den Kaiser," griff er Kara Georg in der Versammlung selbst an und setzte es durch, daß dessen Anhänger aus dem Senat ausgeschlossen wurden, er selbst Prä-

sident ward, und dann wirklich eine Gesandtschaft zu den Russen ging, um den Beistand und Schutz des Kaisers zu erbitten. Als diese in das russische Lager kam, fand sie hier schon den Peter Dobrinjaz, einen alten Gegner Georgs, der, als die Türken ins Land brachen, mit Rodofinikin entflohen war, mit diesem im Einverständniß sich den Russen als ein Bevollmächtigter der Nation dargestellt und jene gegen Kara Georg aufgehetzt hatte. Er wußte auch jetzt seine Landsleute zu überreden, daß die russische Hilfe nur durch eine Beseitigung Georgs würde zu erlangen sein, und berichtete es gleichzeitig in die Heimath.

In dieser Lage, von seinen Gegnern zurückgedrängt und in seiner ganzen Stellung bedroht, wandte sich damals Kara Georg zum zweiten Male nach Wien, bat um die Protektion des Kaisers und bot seine Unterwerfung an. Allein er wurde abermals abgewiesen, und als er dann auf ein Schreiben vom 5. Mai, in welchem er den Schutz Napoleons anrief, auch von Marmont, der noch in Dalmatien stand, eine Antwort erhielt, die ihm schwerlich genügen konnte*), glaubte er selbst die Protektion Rußlands nicht länger entbehren zu können. Er wandte sich mit seiner Bitte durch einen Vertrauten direkt an den russischen Oberfeldherrn Kamenski, und dieser, dem der größere Vortheil einer Verbindung mit Kara Georg sofort klar sein mußte, entsprach dessen Wünschen fast augenblicklich. In der Proclamation, welche er noch im Mai 1810 vor dem Anfange des neuen Feldzuges erließ, gedachte er auch der Serben; er nannte

*) Adair, Mission to Constantinople II. 93.

sie Brüder der Russen nach Abstammung und Glauben und erkannte darin, was die Hauptsache war, Kara Georg als ihren Oberanführer an.

So ward für Rußland doch der Einfluß auf die innern Verhältnisse der Serben gewonnen, den Oesterreich zaghaft verschmäht hatte. Aber auch Kara Georg gewann. Seine Gegner hatten nicht mehr wie früher einen Rückhalt an den Russen, und seine eigne Stellung, die schon zu schwanken angefangen hatte, befestigte sich von neuen. Als es ihm dann noch dazu in dem Feldzuge von 1810 glückte, in einer größern und entscheidendern Schlacht, als er je früher geschlagen hatte, über die Türken einen glänzenden Sieg zu erringen, fühlte er sich stark genug, auch mit seinen alten Gegnern unter den Woiwoden fertig zu werden. Auf der Landesversammlung, Neujahr 1811, kam er zu seinem Ziel. Sie faßte die Beschlüsse, die er in seinem Interesse verlangte: eine neue Eintheilung des Landes, durch welche die Zahl der Bezirke größer, sie selbst aber kleiner wurden; Ernennung der Bezirksvorsteher durch den Oberanführer und den Senat der Nation; Errichtung eines Ministerraths, in den man grade die Hauptgegner Kara Georgs berief, um sie besser unter Augen zu haben, und endlich Verbannung für jeden, der sich der Ausführung dieser Beschlüsse widersetzen sollte. Darauf gab Jakob Nenadowitsch seine frühere Opposition gänzlich auf und schloß sich an Kara Georg an.

Peter Dobrinjaz aber und Milenko, welche die ihnen bestimmten Aemter nicht annehmen wollten, wurden wirklich aus dem Lande verbannt. Hiermit war die Macht

der bedeutenderen Nebenbuhler gebrochen, und die geringern fügten sich in Gehorsam. Kara Georg ernannte fortan fast allein zu den Aemtern: der Senat war ihm völlig ergeben, und ihm fehlte zu der fürstlichen Stellung, die er sich errungen, nur noch der Titel und die Anerkennung von Seiten des Großherrn.

Und auch diesen boten ihm die Türken während des Feldzugs von 1811 an. Churschid Pascha ließ ihn wissen, daß der Sultan bereit sei, ihm eine Stellung gleich der der Hospodare der Moldau und Wallachei zu bewilligen, nur solle er sich von den Russen trennen und den türkischen Kriegsschaaren aus Bosnien einen freien Durchzug durch sein Land nach der Donau gewähren. Allein er wollte sich jetzt nicht mehr von den Russen trennen. Nachdem er sich einmal nach langem Sträuben an sie angeschlossen, und er und seine Nation aus dieser Verbindung große Vortheile gewonnen hatten, glaubte er ihnen auch treu bleiben zu müssen. Wer bürgte ihm außerdem auch dafür, daß die Türken ihm Wort hielten. Genug, er theilte den Antrag den Russen mit, und als er von ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach die Antwort erhalten hatte, sie würden der Serben in ihrem Frieden mit den Türken gedenken, erwiederte er diesen auf ihren Antrag: er werde sich Allem unterwerfen, was der Kaiser und der Sultan beschließen würden.

Allerdings gedachte nun, wie wir schon sahen, der Friede von Bukarest auch der Serben. Allein die Bestimmungen, die er in Betreff ihrer enthielt, blieben doch weit hinter den Erwartungen zurück, die sie nach Allem, was vorgegangen war, hatten hegen dürfen. Nachdem sie mit den

Waffen in der Hand die Türken aus ihrem Lande getrieben, sollten sie dieselben in ihre Festungen wieder aufnehmen und um die nationale Verwaltung, die der Frieden ihnen verhieß, gar erst in Konstantinopel als um eine „Großmuth" bitten. Der Tractat sicherte ihnen eigentlich nur eine Amnestie; im Uebrigen hieß es, die „hohe Pforte wird im Gefühl der Barmherzigkeit gegen die Serben die zu ihrer Sicherheit erforderliche Mäßigung ausüben und ihnen auch ein Merkmal ihrer Großmuth dadurch geben, daß sie die Verwaltung der innern Angelegenheiten ihnen selbst überläßt, ihnen mäßige Steuern auferlegt, diese nur unmittelbar von ihnen empfängt und die zu diesem Ende erforderliche Verfügung im Einverständniß mit der Nation treffen wird." Von einer Garantie Rußlands für die den Serben in Aussicht gestellten Rechte stand in dem Frieden kein Wort, und wenn es zu jenem „Einverständniß" zwischen Serben und Türken, von welchem der Frieden sprach, nicht kam, wenn die Pforte in Folge hiervon sich auch von ihrer Verheißung der „Mäßigung und Großmuth" für entbunden hielt, hatte dann Rußland wirklich ein Recht, dies für einen Bruch des Friedens zu halten? Man sieht, indem der Frieden den Türken ausdrücklich die Besetzung der Festungen zusprach, gab er ihnen das Land preis, ohne dagegen die Rechte der Serben in gleichem Maße zu sichern. Es kam Alles darauf an, wie sie selbst sich mit den Türken verständigen würden.

Dem Sultan aber that es gleich nach dem Frieden schon leid, daß er ihn überhaupt geschlossen hatte. Den Demetrius Moruſi, der die Verhandlungen vornämlich

geleitet hatte, ließ er ein paar Monate darauf tödten, und als er dann Rußland durch Napoleon schwer gedrängt und diesen siegreich in Moskau einziehen sah, hielt er die Zeit für günstig, die empörte Raja in Serbien ohne Weiteres zu unterwerfen. Im Januar 1813 forderte er von den Serben nicht nur die Auslieferung der Festungen, sondern auch aller Waffen nach alter Weise; nicht nur die Aufnahme seiner Besatzungen, sondern auch aller der Türken, die durch den Aufstand aus dem Lande gejagt worden waren. Hierein konnten die Serben, ohne sich selbst aufzugeben, nicht willigen; auf ihre Weigerung aber griff die Pforte fast sofort zur Gewalt. Im Mai 1813 — die Russen standen damals an der Oder und Elbe, und ganz Europa hatte seine Augen auf den Kampf mit Napoleon gerichtet — erschienen die türkischen Heere an den Gränzen der Serben.

Da rief auch Kara Georg sein Volk wieder zu den Waffen. „Gott" — so schloß er seinen Aufruf — „möge Muth in die Herzen serbischer Söhne flößen und die Macht der Feinde zerbrechen, welche gekommen seien, um ihren wahren Glauben zu vernichten." Aber sie waren nicht siegreich wie früher. Die Uneinigkeit der Woiwoden eröffnete, so tapfer sich auch die Einzelnen schlugen, den Türken das Land. Selbst Kara Georg zeigte sich nicht als der alte. Er erschien nirgends auf dem Schlachtfelde, sondern zauderte unschlüssig, bis es zu spät war. Da floh er selbst am 3. Oktober über die Sawe; man sagt, daß der russische Consul Neboda, welcher mit ihm entfloh, während der ganzen Krisis den schlimmsten Einfluß auf

ihn geübt und zuletzt den Entschluß der Flucht entschieden hat. Er ging durch Oesterreich nach Rußland.

So wurden die Türken wieder die Herrn in Serbien und ließen das Volk ihre Rache schwer genug fühlen. Der neue Pascha in Belgrad behandelte es wieder als Raja. Er nahm ihm die Waffen ab, forderte wie vor Alters das Kopfgeld und bot die Bauern zur Frohne auf. Und wehe denen, die sich widersetzten oder auch nur den Argwohn erregten. Der Pascha ließ einmal 150 junge Leute, die an einem Aufstande theilgenommen hatten, vor den vier Thoren Belgrads enthaupten, 37 andere spießen; und jeder einzelne Türke erlaubte sich den schnödesten Hohn und die wildeste Grausamkeit gegen die Unterworfenen. Man band den serbischen Weibern Säcke mit Asche gefüllt unter das Kinn, schlug darauf, daß die Asche in Mund und Nase hineinfuhr, und die Unglücklichen dann langsam erstickten. Andere hingen sie an Händen und Füßen in der Schwebe auf und belasteten dann den Leib je länger je mehr mit Steinen, bis die Glieder rissen oder der Leib auseinanderbarst. Noch andere wurden zu Tode geprügelt oder auch wohl am Spieß lebendig gebraten; mit einem Wort, der Schrecken der barbarischsten Tyrannei lastete auf dem unglücklichen Volke.

In dieser schweren Zeit nun war es, daß Miloſch sich zuerst das allgemeine Vertrauen erwarb, das ihn später an die Spitze der Nation brachte. Auch er war eines Bauern Sohn und hatte in seinen jungen Jahren andern gedient, bis er sich mit einem ältern Halbbruder zu einem eignen Geschäfte verband, in welchem sie beide wohlhabend

wurden. Als 1804 der Aufstand losbrach, nahm er als ein junger kräftiger Mann von 24 Jahren an ihm den lebendigsten Antheil und erhob sich in seiner heimathlichen Gegend um Rudnik herum zuerst neben seinem Bruder, dann nach dessen Tode allein zu der Stellung und dem Ansehn eines Woiwoden. Er gehörte nicht zu den Freunden Kara Georgs, und als diese alle zusammen vor den Türken entflohen, konnte er sich nicht entschließen, mit ihnen zu gehen. „Was soll mir mein Leben in Oesterreich" — sagte er — „indeß wird mir der Feind Weib und Kind und die alte Mutter in die Sklaverei verkaufen: was den andern geschieht, will auch ich über mich ergehen lassen." So blieb er von allen bisher bedeutendern Anführern allein im Lande und machte dadurch vornämlich seinen Frieden mit den Türken, daß er dem Pascha versprach, ihm bei der Herstellung des Friedens im Lande behülflich zu sein. Seitdem nahm er eine Art von Vermittlerstelle zwischen Türken und Serben ein. Wo er konnte, schützte er die letztern gegen den Druck und die Gewaltthaten Einzelner; den Türken dagegen half er gegen offenen Aufruhr. Auf die Länge aber konnte er sich doch nicht das Vertrauen der Machthaber erhalten. Als in seiner Gegenwart der Kopf eines seiner Landsleute in Belgrad eingeliefert ward, sagte ein Türke zu ihm: „hast Du den Kopf gesehen, Knes, bald ist auch an Dir die Reihe." Miloſch erwiederte unterwürfig: „den Kopf, den ich trage, halte ich gar nicht für mein," aber er erkannte hieraus, daß auch ihm fortan nur die Wahl bleibe, entweder zu fliehen oder sein Schicksal zu erwarten, oder noch ein

Mal mit seinem Volk den Kampf gegen die Türken zu wagen.

Er wählte das letztere. Am Palmsonntage 1815 erschien er mit der alten Woiwodenfahne in der Hand unter den Seinen, und alles Volk fiel ihm zu. Es hatte in diesen zwei Jahren so viel erduldet und sah auch in der Zukunft Habe und Leben so bedroht, daß es allen besser schien, beides lieber im offnen Kampf in die Schanze zu schlagen. Bald war das ganze Land wieder in kriegerischer Bewegung, und fast auf allen Punkten zugleich begann der Kampf gegen die Türken. Eine kleine Weile schwankte das Glück, aber schließlich entschied es sich doch für die Serben. In wenigen Monaten gelang es ihnen, nicht nur ihr Land zu befreien und die Türken in die Festungen zu drängen, sondern auch den Angriff der benachbarten Paschas abzuschlagen und sich dadurch bei diesen in Achtung zu setzen. Zugleich hatten sie sich auch um auswärtige Hülfe bemüht. Zwar auf dem Wiener Kongreß, an den ihre Abgeordneten sich wendeten, fanden sie kein geneigtes Gehör, etwas später aber ward der russische Gesandte in Konstantinopel doch angewiesen, die Pforte zu fragen: „was das für ein Krieg sei, den sie in Serbien gegen den Tractat von Bukarest führe?" Diese Frage vermehrte das Gewicht der serbischen Siege. Als der Sultan im Jahre 1813 das Land angegriffen hatte, war Rußland noch in den Kampf mit Napoleon verwickelt gewesen: jetzt war dieser Kampf völlig entschieden und die heilige Alliance eben begründet. Auch sie übte in diesem Augenblick einen merkwürdigen Einfluß auf das Reich des Sultans. Sie

erfüllte die Türken mit Sorge und belebte die Freiheitsideen der Raja: denn beide betrachteten sie als den ersten Schritt zu einer neuen Erhebung des christlichen Europas gegen den Islam. Alles zusammen aber bestimmte jetzt das Verhalten des Sultans gegenüber den Serben. Er wollte vor allen Dingen keine fremde Einmischung in diese innere Frage seines Reichs, und da auch Miloſch ungeachtet seiner Erfolge bei mäßigen Forderungen stehen blieb, da er sich vornämlich nicht weigerte, auf das feierlichste die Unterthänigkeit der Serben unter den Großherrn anzuerkennen, so kam es bald zwischen ihnen zu einem friedlichen Abkommen. Die Türken ließen den Serben die Waffen und eine eigne Verwaltung, diese nahmen jene wieder in die Festungen des Landes auf. Zwar erwähnte der Friedensferman des Sultans des Waffenrechts der Serben mit keinem Wort. Er sagte nur, „wie Gott dem Sultan die Unterthanen anvertraut habe, so vertraue sie der Sultan dem Paſcha an, der durch gütige Behandlung seiner Pflicht genügen werde.“ Der Paſcha aber hielt in diesen wie in andern Punkten sein Wort, das er bei den Unterhandlungen den Serben gegeben hatte, und beide Theile richteten sich ungeachtet mancherlei Differenzen im Einzelnen, doch im Ganzen von neuem friedlich ein.

Seitdem trat Miloſch, der die neue Empörung geleitet und glücklich durchgeführt hatte, immer mehr an die Spitze des Landes, zumal er gar nicht bedenklich darin war, auch mit den gewaltthätigsten Mitteln wie Hinrichtung und Mord sich derer zu entledigen, die ihm im Wege standen. Er war noch nicht volle 40 Jahr alt und in der Blüthe

der männlichen Kraft, als ihn im November 1817 die Bischöfe, die Knesen und das Volk in feierlicher Versammlung als ihr Oberhaupt anerkannten und überdies schon im voraus festsetzten, daß der nächste seines Geschlechts ihm dereinst nachfolgen solle. In dieser Stellung verstand er es dann sich nicht nur zu behaupten, sondern auch seine Macht zu erweitern. Zuerst brachte er das Recht an sich, die Knesen, die Vorsteher der Verwaltung in den Bezirken, zu ernennen und zu besolden; sodann richtete er Kreisgerichte und ein großes Landgericht in Krajugewatsch ein, deren Mitglieder er gleichfalls ernannte. So fielen Justiz und Administration in seine Hand, und indem die jährliche Versammlung der Knesen die wichtigsten Landesangelegenheiten berieth und beschloß, jeder einzelne derselben aber von ihm ernannt und abhängig war, so stand er im Verlaufe weniger Jahre der Sache nach als ein unumschränkter Herr da und ließ jeden, der sich etwa gegen ihn aufzulehnen versuchte, seine Macht auf das unnachsichtigste fühlen.

Mit den Türken aber bemühte er sich auf jede Weise Frieden zu halten; selbst so weit, daß er den Kara Georg, der im Jahre 1817 heimlich ins Land kam, um die Serben im Einverständniß mit der griechischen Hetairie zu einer neuen Empörung zu bringen, und der ihm außerdem noch ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte, zu ermorden befahl und dessen Kopf dem Pascha in Belgrad übersandte. Allein bei alledem konnte er es doch in den nächsten Jahren nicht dahin bringen, daß der Sultan selbst seine und der Serben Rechte in einem förmlichen Ver-

trage festgestellt hätte. Man hielt vielmehr in Konstantinopel die Hoffnung fest, daß doch noch einmal die Gelegenheit kommen werde, die Empörer zum alten Gehorsam zu bringen, und wollte sich durch keinen Vertrag für die Zukunft die Hände binden. Der Sultan ließ es daher bei dem Vertrage bewenden, den der Pascha mit den Serben gleich anfangs geschlossen hatte. Er verwarf ihn nicht, er bestätigte ihn aber auch nicht, so daß die ganze Stellung des Landes eigentlich nur eine factische blieb, die der Großherr in jedem Augenblick als eine gesetzlich nicht anerkannte wieder verwerfen konnte. Und dennoch war und blieb diese Empörung der Serben von der folgenreichsten Bedeutung für das Reich der Osmanen. Seit Jahrhunderten zum ersten Male war es einer Raja gelungen, mit dem Schwerte in der Hand sich ein freieres Dasein zu schaffen und ein nationales und christliches Gemeinwesen aufzurichten, welches mit dem Grundprinzip und der ganzen Tradition des osmanischen Staats im schroffsten Widerspruch stand, und sich sofort dem abendländischen Wesen und seiner Kultur zuwenden mußte.

Wohin mußte es mit der Pforte kommen, wenn auch die Raja in andern Theilen des europäischen Reichs dem Beispiele der Serben folgte und von Rußland wie sie unterstützt ähnliche Erfolge errang?

Zweites Buch.

Die griechische Revolution.

UNIV. OF CALIFORNIA

1. Die erste Erhebung der Griechen.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Wiedergeburt dieses Volkes ausführlich zu schildern, das unter dem Joche der Türken gewissermaßen in den „Stand der Natur" zurückgekehrt war und sich dann nach fast vier Jahrhunderten der Knechtschaft zu neuer Bildung und Freiheit emporhob. Hier aber können wir nur an einige Hauptmomente dieser Entwicklung erinnern, von der man sagen kann, daß sie als einzig in ihrer Art in der Geschichte steht.

So lange das Reich der Osmanen stark im Innern und mächtig nach außen war, blieben die Griechen ihrer Masse nach ein armes und unwissendes Volk, das nur seine edle Art und sein christlicher Glaube vor völliger Barbarei noch bewahrte. Aber auch schon in dieser ihrer Erniedrigung und Knechtschaft fehlte es ihnen nicht an einigen Momenten der Freiheit. Die Inseln, welche größtentheils erst später als das Festland nur durch Kapitulationen von den Türken erworben waren, erfreuten sich von Anfang an mancher und wichtiger Privilegien. Sie zahlten ihren Tribut in runder Summe und entgingen hierdurch den Plackereien der Einzelerhebung von Seiten der Türken; sie behielten zum Theil ihr Eigenthum an dem Grund und Boden, den sie bauten, und auf einigen von

ihnen durfte sogar kein Türke diesen erwerben; sie verwalteten sich ferner selbst, und nur der Kapudan-Pascha war ihnen vorgesetzt, der fern von ihnen in Konstantinopel wohnte. Auf dem Festlande dagegen genossen die wilden Gebirgslandschaften des alten Albanien, Epirus, Thessalien und des Peloponnes einer ähnlichen Freiheit, wenn auch in anderer Form. Auch sie hatten den Türken länger als das flachere Land widerstanden und als Preis ihres Widerstandes das Vorrecht erlangt, Kapitane zu behalten, die an der Spitze der innern Verwaltung blieben und mit einer Zahl bewaffneter Leute die Dörfer auf den Abhängen des Gebirges schützten. In einigen Gegenden war dies Kapitanat erblich geworden, in andern hoben sich auch wohl Männer, deren Väter nicht Kapitane gewesen, durch Geschick und Glück zu solcher Stellung empor; sie alle aber erhielten von der Pforte ein förmliches Diplom (Berat) und ergänzten ihr bewaffnetes Gefolge, die Pallikaren, theils aus den Klephten, d. h. solchen, welche aus irgend einem Grunde aus der Gesellschaft ausgetreten und Räuber geworden waren, theils aus Knaben, entweder elternlosen Waisen oder auch solchen, die man den Kapitanen gradezu übergab, um sie in Waffen zu ihrem Dienst zu erziehn. Bei dem Ausbruche des griechischen Aufstandes berechnete man, daß die Kapitane in Nordgriechenland allein an 12000 Mann ins Feld stellen könnten: im Peloponnes hatten die Kolokotracis sogar eine kleine Festung, Kalabrita, in ihrem eignen Besitz. Viel ungünstiger freilich als die Inseln und die Gebirgslandschaften war das flachere Land gestellt. Hier unterlagen die Griechen allem

Druck und allen Plackereien der türkiſchen Herrſchaft, und nur die Indolenz der Türken, deren innere Politik faſt niemals einen andern Geſichtspunkt gehabt hat, als den Tribut der Raja einzunehmen und ſie im Zaum zu halten, ließ es geſchehen, daß auch hier ſich in Städten und Dörfern eine freie Gemeindeverfaſſung entwickelte und erhielt, von der Niemand weiß, wann und wie ſie entſtand. Jedes Jahr verſammelten ſich die Familienväter der Gemeinde in der Kirche, um ihre Vorſteher, die Demogerontes, zu wählen, die in größern Orten ſich unter ſich in die Handhabung des Rechts, die Feldpolizei, die Verwaltung des Gemeindevermögens, die Umlage und Einhebung der Steuern theilten. Die Wahl war vollkommen frei. Man kannte keinen Cenſus weder für active, noch paſſive Wahlfähigkeit. Jeder Familienvater, der die Seinigen ernährte, hatte auch eine Stimme in der Gemeinde. Da aber die Demogeronten keinen Gehalt erhielten, ſondern das Amt nur Ehre und Einfluß brachte, ſo ward es natürlich der Regel nach nur den Begüterten zu Theil. In Diſtricten, in denen es ſogenannte Primatenfamilien gab, d. h. ſolche, die ohne Handel und Gewerbe von ihrem Grundeigenthum lebten, wurden dieſe, in andern reichere Kaufleute, hier und da auch Kapitane gewählt. Daher kam es denn aber auch, daß ſich dieſe Gemeindeverfaſſung in verſchiedenen Orten auch verſchieden geſtaltet hatte, ſo daß ſie in Chios zu einer faſt reinen Demokratie geworden war, während anderwärts die Aemter ſo gut wie erblich bei den Primaten blieben, welche dann allerdings oft willkürlich genug walteten, ſobald ſie ſich nur mit den Türken verſtanden.

Neben und über diesen zahllosen kleinern und größern Gemeinden erhob sich endlich auch noch die Kirche, welche, was jenen an geordneter politischer Verbindung untereinander abging, durch ihre feste hierarchische Gliederung reichlich ersetzte. Der Patriarch in Konstantinopel und jene Familien, welche seit der ersten Unterwerfung sich um seinen Hof in der Gegend des alten Fanar gesammelt und daher den Namen der Fanarioten erhalten hatten, bildeten den Mittelpunkt einer Art von griechischem Staat innerhalb des türkischen Reichs, in dessen Peripherie die Bischöfe, Primaten, Kapitäne und Demogeronten standen. Bei allem Anschmiegen an die Türken im Einzelnen hielten doch alle im Ganzen zusammen. Unzählige Beschwerden, zahllose Bitten und Verlangen gingen durch die Bischöfe an den Patriarchen und die Fanarioten, welche durch ihre Stellung in der Nähe des Sultans, wie durch ihre Verbindungen mit den Großen des Reichs, so oft es nur irgend ging, Mittel und Wege fanden, einen Einfluß zu Gunsten der Ihrigen zu üben. Mit einem Wort: Nationalität, Religion und gleiche Interessen verbanden die Griechen zu einer einheitlichen Gesellschaft, der es selbst an einer Art Organisation und mitten in der Knechtschaft doch auch nicht an einem gewissen Maße der Freiheit fehlte. Aber diese Freiheit war durch keinen Rechtsschutz irgendwie sicher gestellt. Das Damoclesschwert des Despotismus hing in jedem Moment eben so gut über dem Haupt des Patriarchen, wie des geringsten Griechen.

Wohl aber kamen alle jene Elemente der Freiheit den Griechen trefflich zu statten, als der innere Verfall des osma-

nischen Reichs begann. Zuerst glückte es den Fanarioten durch ihren Reichthum und ihre der türkischen überlegene Bildung in Konstantinopel bis in die höchsten Kreise hinauf einen oft wunderbaren Einfluß sich zu erwerben. Seitdem dann die Stelle des ersten Pfortendollmetschers ihnen zu Theil ward, was schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts geschah, gingen alle Verhandlungen der auswärtigen Politik durch ihre Hände; sie kamen vorzugsweise in den Besitz der Gesandtschaften an fremden Höfen, und aus ihnen wählte die Pforte seit dem 18. Jahrhundert regelmäßig die Hospodare der Moldau und Wallachei. Dies alles verlieh ihnen eine ehrenvolle und höchst einflußreiche Stellung. Mit dem ganzen Lande in steter Verbindung und von allem unterrichtet, wußten sie nicht nur am besten Zeit und Gelegenheit abzupassen, für ihr und ihrer Landsleute Interessen zu sorgen, sondern hatten auch die Mittel, um mit Erfolg zu wirken. Nur die Eifersucht und Zwietracht dieser Familien untereinander, und die sittliche Korruption überhaupt, der auch sie wie alle Sclaven der Despoten erlagen, lähmten oft ihren Einfluß und zogen ihnen auch jenen Haß ihrer Landsleute zu, der noch heute nicht völlig erloschen ist. Aber diese Familien, die Soutzo, Callimachi, Argyropulos, Maurocordatos, Ypsilanti, Mourousi u. a. waren doch immer die ersten, welche den Jahrhunderte lang fast ganz unterbrochenen Verkehr ihrer Nation mit dem Abendlande und dessen Kultur von neuem belebten.

Ihre Söhne unternahmen Reisen; sie machten Studien im Ausland, brachten einen Sinn und ein Interesse für

Bildung zurück und beförderten dann diese um so mehr, als grade auf ihrer überlegnern Bildung ein großer Theil ihres Einflusses in Konstantinopel beruhte. Sie waren es dann auch, welche zuerst wieder an die Errichtung von Schulen dachten, die Bischöfe hiefür gewannen und die erste Kenntniß der neuern europäischen Literatur an den Bosporus und auf die Inseln verpflanzten. Die Früchte hievon traten etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts allmählich in Uebersetzungen und Nachbildungen hervor: ein frischer Trieb nach Bildung und ein neues geistiges Leben begannen seitdem sich unter den Griechen zu regen.

Anfangs freilich blieb dieses neue Leben immer nur noch auf verhältnißmäßig enge Kreise beschränkt. Als dann aber noch das Emporsteigen der russischen Macht, ihre Siege über die Türken und ihre zahlreichen Verbindungen mit den Griechen auf deren Masse zu wirken begannen, erwachten auch diese zu einem neuen Dasein. Vornämlich wirkte hierbei der Aufschwung mit, welchen der griechische Handel zuerst in Folge des Friedens von Kutschuk-Kainardsche nahm, und der dann auf das rascheste stieg, als fast der ganze levantische Verkehr, den bisher vorzugsweise die Franzosen besessen hatten, während der französischen Revolution in die Hände der Griechen kam. Dieser Handel eröffnete zuerst der Nation wieder eine Sphäre der Thätigkeit, in der sie freier als bisher sich bewegen und ihre Kräfte entwickeln konnte. Er führte Unzählige ins Ausland, brachte sie in Verkehr mit den Ideen der christlichen Welt, schuf Wohlstand, erweckte das Interesse und die Lust an Kenntniß und Wissenschaft, ver-

breitete sie und erzog endlich auch jene griechische Marine, welche, wie man weiß, eine Hauptwaffe in dem Befreiungskriege ward. Es gab kurz vor dem Ausbruch des Aufstandes einzelne Familien auf Hydra, Chios und andern Inseln, welche 10—18 eigne Schiffe besaßen. Man schlug die Zahl der griechischen Matrosen auf 10,000 an, die nicht nur durch das Seeleben an und für sich an Körper und Geist gestählt worden waren, sondern auch in einem fortdauernden Kampf mit den Seeräubern von Neuem die Waffen zu führen gelernt hatten.

Alles zusammen aber gab der Nation ein neues Selbstbewußtsein gegenüber den Türken. Sie lernte wieder sich selbst achten und ihrer eignen Kraft vertrauen, und indem sie den immer wachsenden Verfall der osmanischen Dinge vor Augen sah, faßte sie auch bald die Hoffnung auf eine künftige Befreiung. Die öffentliche und geheime Politik Katharinas und Josephs nährte diese Hoffnung, und als dann die Freiheitsideen der französischen Revolution ihre elektrische Wirkung auch im Süden der Donau und des Balkans übten, begannen griechische Patrioten alsbald die Befreiung ihrer Nation ernster und bestimmter als bisher ins Auge zu fassen und sie nicht mehr als eine Hoffnung ferner Zukunft, sondern als eine Aufgabe der Gegenwart zu betrachten.

Schon im Jahre 1796 entwarf Rhigas in Wien einen Plan zu einem allgemeinen Aufstande seines Volks und wußte für diesen fast alle seine Landsleute, mit welchen er in persönlichen Verkehr trat, zu gewinnen und zu begeistern. Mit ihnen gründete er die erste geheime Gesell-

schaft, der er den altgriechischen Namen der Hetairie gab, und knüpfte gleichzeitig Verbindungen in ganz Griechenland an. Er war eben im Begriff, sich (1798) in Triest nach Venedig einzuschiffen, um hier mit Napoleon, in dem er den Helden der Freiheit sah, zu verhandeln, als der Verrath eines Landsmannes ihn der österreichischen Polizei preisgab. Das Wiener Kabinet aber benachrichtigte nicht nur die Pforte von seinen Planen, sondern es lieferte ihn selbst mit fünf Gefährten dem Pascha von Belgrad aus, der ihn hinrichten ließ. Mit den Worten: „Die Saat habe ich ausgestreut, und die Zeit muß kommen, da mein Volk die süße Frucht ärnten wird" ging er in den Tod und hatte sich nicht geirrt. Sein Andenken lebte fort in dem Herzen der Nation, und mit Begeisterung sang und singt noch heute die griechische Jugend die Lieder, die er gedichtet.

Zunächst zwar blieben auch alle die Aufstandsversuche ohne Erfolg, welche in dem ersten Decennium unsres Jahrhunderts bald in geheimer Verbindung mit Rußland, bald im Einverständniß mit Frankreich hier und dort unternommen wurden. Die Fremden beuteten das leicht erworbene Vertrauen und die leicht erregten Hoffnungen der Griechen nur im eigenen Interesse aus und überließen sie, sobald dies Interesse umschlug, schutzlos der Rache der Türken. Aber der Gedanke an die Freiheit erlosch dennoch nicht mehr in der Nation. Er erhielt sie fort und fort in einer, wenn auch stillen, so doch tief innerlichen Bewegung, und als dann nach dem Brande Moskau's die Idee der nationalen Freiheit fast alle Völker Europa's gegen die

Zwingherrschaft Napoleons zu den Waffen rief, und sie in hartem, opfervollem Kampfe sich das Recht eines unabhängigen nationalen Daseins wieder errangen, da wirkte auch diese große Phase des allgemeinen europäischen Lebens stärker und tiefer als je eine frühere auf die Griechen zurück.

Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß „erst Hellenen sich bilden müßten, bevor Hellas wieder ins Leben gerufen werden könne," hatten edle und geistig hochgebildete Griechen, wie Diamantis Korais und der Kreis seiner Freunde bereits in den Zeiten vor dem Falle Napoleons unermüdlich dafür gewirkt, ihrem Volk neue Wege zur geistigen Bildung zu eröffnen und zu erleichtern. Sie wiesen auf die unsterblichen Werke des griechischen Alterthums als auf die nächste und reinste Quelle neuer Geistesbildung zurück, verbreiteten Schriften, errichteten Schulen, und in dieser Richtung war es noch, daß auf dem Wiener Congreß Graf Johann Kapodistrias die Hetairie der Filomusen begründete, die sich unter andern auch mit dem Gedanken der Errichtung einer Akademie in Athen trug.

Allein die Idee der Freiheit hatte schon zu lebendig die Jugend der Nation ergriffen, und die Sehnsucht nach ihr war in ihrem Herzen schon zu stark geworden, als daß sie jetzt noch sich in den Gedanken hätte finden können, das heiß ersehnte Ziel erst auf dem langen Umwege geistig wissenschaftlicher Bildung erstreben zu sollen. Ihr Sinnen richtete sich vielmehr gradezu auf einen Aufstand gegen die Türken, und fast gleichzeitig mit der Gesellschaft der Filomusen entstand jene geheime Verbrüderung

(φιλικὴ ἑταιρία), deren Wirken in der That nach einigen Jahren den offenen Kampf um die Freiheit hervorrief.

Es waren wahrscheinlich drei junge Griechen, Nikolaus Skuphás aus Arta, Athanasius Tzakáloph aus Joannina und A. Anagnostópulos, welche gegen das Ende des Jahres 1814 in Odessa diese neue Hetairie gründeten. Sie gelobten sich, „nur Feuer und Schwert zwischen sich und den Feinden des Vaterlandes entscheiden zu lassen.“ Jeder Aufzunehmende sollte vorher ernst geprüft und erst, nachdem er sich in der Gesellschaft ein begründetes Vertrauen erworben habe, zu den höheren Graden der Geweihten zugelassen werden. Diese verpflichtet ein furchtbarer Eid zu unbedingtem Gehorsam gegen die Führer und ebenso unbedingter Hingabe an die Zwecke des Bundes. Jedes andere Interesse, jede andere Pflicht, Habe und Leben sollen sie bereit sein für den Bund zu opfern und selbst den Mord nicht scheuen, wenn nur durch ihn das Geheimniß des Bundes gesichert werden könne. Reisen der Führer und ein geheimer Briefwechsel mit verabredeten Zeichen sollen den innern Zusammenhang im Bunde erhalten; Geldbeiträge, unter dem Deckmantel der Filomusen für Schulen, Bücher u. dgl. gesammelt, die Mittel schaffen, und endlich jeder Genosse verpflichtet sein, „den Nächsten wie sich selbst zu lieben, den Feind des Glaubens aber, des Vaterlandes und des Volkes zu hassen, zu verfolgen und zu vernichten; für Vaterland und Glauben zu kämpfen.“

Skuphás erlebte nur noch die erste Ausbreitung des Bundes. Er starb im Juli 1819 nicht ohne schwere Sorge,

daß Leichtsinn und Verrath, welche er selbst schon erfahren hatte, seinen großen Plan werde scheitern lassen. Aber der Bund breitete sich rasch über ganz Griechenland aus, und nichts zeigt besser, wie sehr die allgemeine Stimmung des Volks ihm entgegenkam, als daß fast Jedermann, ohne viel zu überlegen und sich genauer zu unterrichten, der Aufforderung zum Beitritt folgte und seinerseits wieder Andere nachzog. Bald zählte der Bund seine Mitglieder in allen Ständen und Altern. Bischöfe und Fanarioten, Kapitane und Primaten, Kaufleute und Schiffsführer, Greise, Männer und Jünglinge gehörten ihm an, und wenn auch vielfacher innerer Streit einzelner Persönlichkeiten, sowie die überwiegende Neigung nach selbstständigem Thun und Treiben jede allgemeinere festere Organisation verhinderten, und nur hier und da die Rüstungen zu dem zu unternehmenden Kampfe mit Ernst vorbereitet wurden, — so war dennoch die Wirkung der Hetairie auf die Nation im Ganzen außerordentlich groß. Sie brachte alle Geister in Gährung und gewöhnte sie im Voraus an den Gedanken an einen nahe bevorstehenden blutigen Kampf der Entscheidung. Schon verkündigten die Priester in den Kirchen die Nähe des großen Moments, in welchem der Kampf gegen die Tyrannen beginnen werde, und verhießen dem gläubigen Volke den Sieg des Kreuzes über den Halbmond. Es fehlte nur ein Führer, der das Zeichen zum Aufstande gab, und dieser Führer kam endlich aus Rußland.

Es ist gegenwärtig kein Geheimniß mehr, daß der gewaltige Kampf gegen Napoleons Weltherrschaft die frü-

hern Pläne Alexanders gegen die Türken nur für kurze Zeit in den Hintergrund drängte. Bereits während des Congresses zu Wien war er mit ihnen von Neuem lebhaft beschäftigt*); nur mit dem Unterschiede, daß ihn jetzt neben den frühern rein politischen Antrieben auch noch religiöse bewegten. Seit dem Sturze Napoleons sah er in sich den von Gott berufenen Befreier der abendländischen Welt, dessen fernere Aufgabe es sei, sie zu einer neuen christlichen Ordnung zu führen, deren Segnungen auch seinen unter dem Joch des Islam schmachtenden Glaubensgenossen zu gut kommen sollten. Graf Kapodistrias, der ihm damals nicht nur als Minister, sondern auch als vertrauterer Freund zur Seite stand, und, von Geburt ein Corfiote, in dem Gedanken der Befreiung seiner griechischen Landsleute lebte und webte, nährte natürlich diese Ideen und versuchte mit Alexanders Zustimmung schon auf dem Wiener Congreß die Monarchen für sie zu gewinnen. Zwar mißglückte ihm dieser erste Versuch völlig; aber Alexander gab seine Idee nicht auf, sondern benutzte gleich, staatsklug wie er war, die erste Gelegenheit, die sich ihm in den Verhandlungen über den zweiten pariser Frieden bot, um durch die auffallende Gunst, welche er den Interessen Frankreichs auf Kosten der Deutschen erwies, sich in einer engern Verbindung mit Frankreich ein Gegengewicht gegen Oesterreichs und Englands künftigen Widerstand gegen seine Pläne mit den Griechen zu sichern**). Wie weit er darauf in den nächs-

*) Pertz, Leben Stein's. IV. 302.

**) Pertz, a. a. O. 479.

sten Jahren in die Bestrebungen der Hetairie eingeweiht war und sie unterstützte, ist bis jetzt nicht zu ermitteln; gewiß aber ist, daß den Griechen seine Sympathie im allgemeinen nicht unbekannt blieb und ihre Führer den Glauben mit Erfolg verbreiteten, daß Rußland zur Hilfe bereit sei. Hierin täuschten sie sich indeß oder wurden getäuscht. Kapodistrias lehnte im Januar 1820 die ihm angetragene höchste Leitung der Hetairie entschieden ab und soll erklärt haben, daß vom Kaiser keine Hilfe im Falle eines Aufstandes zu erwarten und daher jeder Ausbruch zu vermeiden sei, so lange nicht ein neuer offener Bruch zwischen Rußland und der Pforte erfolge, zu dem es allerdings bei den fortdauernden Streitigkeiten über die Auslegung des Friedens von Bukarest wohl kommen könne. Ob er mit dieser Erklärung zugleich, wie auch erzählt wird, dem Abgesandten des Bundes große Geldsummen im Namen Alexanders überwiesen hat, muß dahingestellt bleiben. Sicher dagegen ist, daß der Kaiser in seinen Unterhaltungen häufig den innern Antheil durchblicken ließ, welchen er an den Bestrebungen der Griechen nahm, und daß diese Aeußerungen den Fürsten Ypsilanti mit bestimmten, die obere Leitung des Bundes anzunehmen, als sie Kapodistrias ausschlug.

Alexander Ypsilanti stammte aus einer Fanarioten-Familie, welche im Anfange des 18. Jahrhunderts bereits in Konstantinopel angesehn und einflußreich war. Sein Großvater war Hospodar der Wallachei gewesen und als ein 87jähriger Greis von den Türken zu Tode gemartert worden. Sein Vater Konstantin, früher erster Dragoman der Pforte, dann Hospodar der Moldau, hatte stets

Sympathien für und Verbindungen mit Rußland gehabt, wohin er nach seiner plötzlichen Absetzung im Jahre 1806 entfloh. Hier erzog er seine Söhne im Haß gegen die Türken und erfüllte sie mit der Idee einer dereinstigen Befreiung des Volkes, mit der er sich selbst bis an seinen Tod trug. Alexander war der älteste dieser Söhne. Im Jahre 1809 trat er in den russischen Kriegsdienst, kehrte aus den Feldzügen gegen Napoleon als Oberst zurück und stieg rasch zum Generalmajor und Adjutanten des Kaisers; ein schöner Mann in der Blüthe seiner Jahre, liebenswürdig, enthusiastisch, tapfer und in der Gunst Alexanders. Schon während des Congresses zu Wien ward er ein Mitglied der Hetairie und weihte sich dann mit ganzer Seele der Sache seines Vaterlandes und seines Volkes. Seine Schwester Marie gab ihre ganze Mitgift in die Kasse der Hetairie, er selbst brachte ihr gleich anfangs einen bedeutenden Theil seines Vermögens zum Opfer und ging im September 1820 nach Kisnev in Bessarabien, um von hier sich mit den Führern des Bundes in den Fürstenthümern und Konstantinopel, auf den Inseln und dem Festland in nähere Verbindung zu setzen.

Grade in diesem Zeitmoment hatte sich der Sultan in ein Unternehmen verwickelt, welches einen großen Theil seiner Kräfte und das Interesse des ganzen Reiches in Anspruch nahm. Wir haben schon früher des Ali, Pascha von Janina gedacht, und wie es ihm gelungen war, sich von Albanien, seiner Heimath aus, eine Herrschaft zu bilden, welche ganz Epirus, Livadien, Thessalien und einen Theil von Macedonien umfaßte. In dieser Stellung mit

einem stets schlagfertigen Heere und einer reich gefüllten Schatzkammer erkannte er den Sultan fast nur noch dem Namen nach als seinen Oberherrn an und war daher diesem von jeher ein Dorn im Auge. Doch hatte der Sultan lange seinen Haß unterdrückt, weil er hoffte, daß ein baldiger natürlicher Tod des bereits etwa 80 Jahre alten Pascha ihm die Gefahren eines hartnäckigen Kampfes ersparen würde. Allein Ali täuschte diese Hoffnung. Er blieb, so alt er auch war, ein an Körper und Geist rüstiger Greis und hätte wahrscheinlich noch mehrere Jahre gelebt, wenn nicht eine neue Gewaltthat seinerseits zu dem offnen Bruch mit dem Sultan geführt hätte, in welchem er schließlich Herrschaft und Leben zugleich verlor. Als er nämlich einen alten Feind, der inzwischen bei dem Sultan selbst Einfluß und Vertrauen gewonnen hatte, in seiner gewohnten Weise durch gedungene Mörder in Konstantinopel selbst verderben lassen wollte, mißlang der Anschlag nicht nur, sondern die ergriffenen Mörder gestanden auch den Namen dessen, der sie gedungen hatte. Da kannte des Sultans Zorn keine Rücksicht mehr. Im Anfange des Jahres 1820 ward Ali Pascha für einen Firmanli, d. h. einen Gebannten, erklärt und ihm der Befehl zugesandt, sich binnen 40 Tagen zu seiner Rechtfertigung in Konstantinopel an der „goldnen Schwelle der Pforte der Glückseligkeit" zu stellen. Gleichzeitig wurden seine Provinzen an andere verliehen, die Pascha's von Europa zu einem großen Heerzuge aufgerufen und eine Flotte ausgesandt, um den Rebellen auch von der Verbindung mit der See abzuschneiden. Auch waren die Unternehmungen des Sultans

anfangs vom Glücke begünstigt. Wo seine Heere erschienen, fiel alles Volk ihnen zu; drei Generale des Paschas gingen mit allen ihren Truppen über; seine eigenen beiden Söhne gaben sich und ihre Familien in die Gnade des Großherrn, und am 1. September 1820 schlug der Seraskier sein Lager vor Janina auf. Allein der weitere Erfolg des Feldzuges entsprach nicht dem Anfang. Ali vertheidigte sich in seinem Schlosse am See auf das Nachdrücklichste; das Heer des Großherrn aber, das gleich anfangs alles umliegende Land geplündert und verwüstet hatte, fing bald an Mangel zu leiden; die einzelnen Pascha überwarfen sich untereinander, und im Dezember 1820 war es schon so weit, daß die ganze Armee ihrer völligen Auflösung entgegenging.

Für die Griechen aber und ihre Bestrebungen konnte nicht leicht ein günstigeres Ereigniß eintreten, als dieser innere Kampf ihrer Herrn. So lange Ali Paschas eiserne Herrschaft über den größten Theil des griechischen Festlandes unerschüttert war, und zwischen ihm und dem Sultan der Friede bestand, wäre jeder Aufstand der Griechen stets ein höchst gewagter und sein Erfolg ein sehr zweifelhafter gewesen. Jetzt aber war die Herrschaft der Türken in allen diesen Gebieten in voller Verwirrung und Auflösung; sie selbst rieben ihre Kräfte in gegenseitigem Kampfe auf, und schon bemühten sich beide, sowohl der alte Pascha, als einzelne Feldherrn des Sultans, um die Gunst und Bundesgenossenschaft der Raja. Noch konnte niemand das Ende dieses Kampfes absehn, und wer als Sieger aus ihm hervorgehen werde; sollten die Griechen abwarten, bis

er entschieden und die Herrschaft des Sultans oder des Paschas wieder festgestellt war? Zu diesem Gesichtspunkte traten aber auch noch andere für ein rasches Losbrechen hinzu. Schon war der Bund dem Sultan und mehreren Pascha's kein Geheimniß mehr. Ali Pascha hatte ihn gleich im Anfange des Bruches mit dem Sultan mit der Hoffnung in Konstantinopel angezeigt, hierdurch die ihm drohende Gefahr von sich abzulenken, und wenn die Pforte auch zunächst dieser Anzeige keinen Glauben schenkte, sondern sie für eine Kriegslist hielt, so bekam sie doch bald darauf dieselben Nachrichten nicht nur von ihren eigenen Feldherrn, die sie gegen Ali ins Feld geschickt hatte, sondern erhielt auch mehrmals Warnungen von Seiten der europäischen Diplomatie. Das alles war manchen Führern des Bundes, wenn auch nicht ganz bekannt, so doch auch nicht völlig unbekannt, und bei der Stimmung ihres eigenen Volkes auf der einen und dem Argwohn der Türken auf der andern Seite blieb es ihnen nicht verborgen, daß jede Stunde weiteren Aufschubs die Gefahr, in der sie sich befanden, vergrößerte, und die Rache der Türken sich jeden Augenblick über sie gleich einem plötzlichen Gewitter entladen könne. Wohl war die Organisation des Bundes mangelhaft, und noch mangelhafter die Rüstungen zu einem offnen Kampfe, aber wie einmal die Verhältnisse lagen, durfte man auch nicht hoffen, daß es jemals viel besser werden würde. Im Gegentheil, man hatte zu besorgen, daß die Begeisterung Vieler erkalten, die Gährung der Massen sich niederschlagen, und eine so günstige Gelegenheit, wie sie grade jetzt der Kampf des

Sultans mit Ali Pascha darbot, nicht so bald wieder eintreten werde. Mit einem Wort, man war zu weit schon gegangen, um jetzt stillstehen zu können; sollte man unthätig die Rache der Türken erwarten, die über lang oder kurz nicht ausbleiben konnte?

Dies Alles mochte die Seele Ypsilantis bewegen, als es nun galt, einen Entschluß zu fassen. Zwar fehlte es auch nicht an solchen, die ihm entschieden einen Aufschub des Aufstandes riethen; er hatte aber einmal gelobt, „für das Vaterland zu sterben, wo es nicht unverbrüchliche Pflicht sei, sein Leben für dasselbe zu bewahren," und entschloß sich, nicht länger zu säumen.

Am 6. März 1821 setzte er, von seinem Bruder Nikolaus und einem Fürsten Kantokuzenos, der gleich ihm in russischen Diensten war, begleitet, über den Pruth und hielt gegen Abend seinen Einzug in Jassy. Noch in derselben Nacht berichtete er, was er gethan, an den Kaiser Alexander, der gerade damals auf dem Congreß in Laibach sich befand und erließ dann einen Aufruf an die Nation, in welchem er auch leise auf die Unterstützung hindeutete, welche er von Rußland erwartete.

Im Anfange glückte ihm alles. Gleich in den ersten Tagen sammelten sich in Jassy viele Freiwillige um ihn. Der Hospodar der Moldau, Michael Soutzos, gab Geld, Waffen, Pferde und andere Bedürfnisse, so daß Ypsilanti hier in wenigen Tagen einen kleinen Heerhaufen organisiren konnte, dessen Fahnen er am 11. März feierlich in der Kathedrale von Jassy zum heiligen Kampf weihen ließ. Am 12. brach er nach der Wallachei auf; aber

erst am 9. April erreichte er Bukarest mit etwa 5000 Mann.

Seitdem aber ging alles rückwärts. An demselben 9. April erklärte der russische Consul in Jassy öffentlich die Mißbilligung des ganzen Unternehmens von Seiten des russischen Kaisers. Unter dem Eindruck der Revolutionen von Spanien, Neapel und Sardinien, und eben im Begriff, Oesterreich zur Unterdrückung derselben die Hand zu bieten, hatte Alexander die Nachricht von Ypsilantis Aufbruch und seinen weiteren Plänen erhalten. Er ward von ihr, wie man sagt, auf das tiefste ergriffen. Alle Wünsche, Hoffnungen und Pläne seiner Jugend traten wieder an ihn heran, und in seinem Herzen regte sich das lebendigste Mitgefühl für die Griechen, seine Glaubensgenossen, aber das Schreckbild der Revolution und Fürst Metternichs Entschiedenheit drängten alles zurück*). Französische Berichte wollen von einem Gespräch zwischen Alexander und Kapodistrias wissen, welches in diesen Tagen statt fand. Alexander klagte über das unzeitige Losbrechen Ypsilantis; „was wollen Sie, Sire," — antwortete der Graf — „wenn der Kelch der Leiden voll ist, fließt er von selbst über; sie sind Christen und werden als Märtyrer sterben." „Ja wohl sind sie Christen" erwiederte der Kaiser und fügte hinzu „o daß ich meinem Herzen und meiner Pflicht Christen zu helfen, wenn sie leiden, folgen

*) Austria could not speak with more decision if Russia had actually been transformed into a province of her empire, berichtete R. Gordon am 13. Mai 1821 aus Laibach an Lord Castlereagh. S. dessen Correspondence XII. 396.

könnte!" Mit diesen Worten versank er in tiefe Wehmuth. Er brachte damals in der That der Politik seine tiefsten Gefühle zum Opfer.

Ypsilanti hatte zwar keine unmittelbare Unterstützung, aber er hatte doch auch keine so entschiedene Mißbilligung seines Unternehmens von Seiten Rußlands erwartet. Jetzt sank sein eigenes Vertrauen in seine Sache, und in natürlicher Folge auch das seiner Anhänger und aller Bojaren der Wallachei. Ein rasches Handeln hätte ihn vielleicht noch retten können, aber in diesen entscheidenden Augenblicken scheint es auch ihm an Umsicht und dem wahren Talent eines Führers gefehlt zu haben. Dazu kam, daß sich an ihn eine Menge von Menschen herandrängte, die er nicht zu beherrschen verstand, und von welchen, sobald sie dies inne wurden, jeder sein eigenes Interesse verfolgte und nur an die eigene Rettung dachte.

Als daher die Paschas von Silistria und Ibraila gegen Ende des April ins Feld rückten, kämpften wohl einzelne Schaaren der Aufständischen mit Heldenmuth, wie z. B. ein Athanasios, der mit 480 Waffenbrüdern acht Stunden lang alle Angriffe von 5000 Türken zurückschlug und sein Leben dem Vaterlande opferte. Im Allgemeinen aber löste sich die ganze Unternehmung in unsägliche Verwirrung auf. Alle Versuche Ypsilantis, in den Widerstand Ordnung und Einheit zu bringen, waren vergeblich; zuletzt gab er selbst jede Hoffnung auf und rettete sich auf dringendes Zureden seiner Brüder und seiner Umgebung am 26. Juni auf das österreichische Gebiet. Er dachte sich für eine bessere Zeit aufzusparen, aber es wäre für ihn ein größeres

Glück gewesen, auf dem Schlachtfelde zu fallen. Das Wiener Kabinet schloß ihn in die Festung Munkats ein, wo er in harter Gefangenschaft die schönsten Jahre seines Lebens vertrauerte und den Keim seines Todes in sich aufnahm. Nur ein halbes Jahr nach seiner Befreiung, als er eben 38 Jahr alt geworden war, starb er am 20. Juli 1828.

Allein die Sache, für welche er zum Märtyrer ward, ging nicht mit ihm zugleich unter. Als die Nachricht von seiner Schilderhebung sich mit Windeseile über das ganze Festland bis in den Peloponnes verbreitete, steigerte sie die schon vorhandene Gährung der Griechen aufs höchste. Auch war grade dieser Moment zu einem Aufstande im Peloponnes so günstig als möglich. Gleich im Anfange des Jahres 1821 war Churschid Pascha mit fast sämmtlichen verfügbaren Streitkräften der Türken nach Joannina aufgebrochen, um den Oberbefehl gegen Ali Pascha zu übernehmen. Seitdem war der Peloponnes von türkischen Truppen so gut wie völlig entblößt, und das Selbstvertrauen und der Muth der Griechen stieg, während sich Mißtrauen und Furcht der zurückgebliebenen Türken bemächtigte, als sie die Raja gegen das alte Verbot mit Waffen einhergehn sahen und ihre Drohungen hörten. „Wer auch mit tausend Demostheniſchen Zungen den Ungestüm der Griechen zu beruhigen versucht hätte," — sagt ein Augenzeuge in seinen Denkwürdigkeiten — „würde nicht nur vergeblich sich abgemüht, sondern sich auch zugleich der Gefahr ausgesetzt haben, als Türkenknecht ermordet zu werden."

Da erhob Germanos, der Erzbischof von Patras, als

der erste in Kalavrita am 22. März die Fahne des Kreuzes und der Empörung. Im Verein mit Andreas Londos bemächtigte er sich der Stadt und hielt, nachdem zwei Tage darauf auch in Patras durch den Aufstand des Volks alle Türken in die Feste getrieben waren, hier den 7. April seinen feierlichen Einzug. Priester und Mönche zogen Psalmen singend vorauf, dann folgte der Erzbischof an der Spitze von einigen tausend Bauern. Sie waren nur zum Theil mit Flinten, der Mehrzahl nach nur mit Knitteln, Dolchen, Aexten u. dgl. gerüstet, aber von religiöser und nationaler Begeisterung ergriffen scheuten sie den Kampf gegen die Türken nicht mehr. Seit Jahrhunderten sah man wieder auf öffentlichem Platze das Kreuz erhoben; von den Moscheen wehten griechische Fahnen.

Von diesem Augenblick an griff der Aufstand wie ein Lauffeuer um sich. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von dem, was zu Patras geschehen, daß der Erzbischof selbst der Führer sei und allen, die in dem heiligen Kampfe fallen würden, die himmlische Krone der Märtyrer verhieße, durch die Thäler und Berge bis hinauf zu den entlegensten Orten des Landes. Ueberall im ganzen Peloponnes griffen die Bauern zu den ersten besten Waffen und fielen in den kleinen Städten und auf den Landstraßen über die Türken her. Der Jahrhunderte alte Haß suchte und fand seine Opfer. Wer von den Türken nicht in die festen Plätze zu kommen vermochte, ward schonungslos erschlagen, und gleich in diesen ersten Tagen nahm der Aufstand jenen blutig grausamen Charakter an, der diesem ganzen Kampfe eigen blieb. Auch

verbreitete er sich sofort auf das griechische Festland wie auf die Inseln. Am 12. April nahmen die Griechen Theben und kurz darauf die Feste Livadien, deren türkische Besatzung über die Klinge springen mußte. Dann breiteten die Kapitane in den Gebirgen von Phokis längst der Kette des Oeta bis nach Epirus und Albanien die Empörung aus, während um Ostern herum sich die Griechen auch jenseits der Thermopylen in Thessalien und Rumelien erhoben. In Salonike, in Chalcidike, im ganzen Lande kam es zu den ersten Kämpfen. Selbst die Mönche des Berges Athos griffen zu den Waffen zur eigenen und zur Vertheidigung der zahlreichen Greise, Weiber und Kinder, die man zu ihnen in Sicherheit gebracht hatte, und als dann in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1500—2000 schlecht bewaffnete Bauern mit dem Rufe „Christus ist auferstanden, Freiheit, Freiheit!" Athen eingenommen und auch hier die Türken in die Feste Akropolis zurückgetrieben hatten, sahen sich die Türken überall von der Donau bis zu den Südspitzen des Peloponnes von der Raja angegriffen und verfolgt. Die allgemeine Erhebung führte zu einem Kampfe von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, man kann fast sagen von Mann zu Mann!

Von den Inseln aber pflanzte zuerst Spezzia die Fahne der Empörung auf. Ihm folgten Psara und Hydra, und schon am 3. Mai schickten sie eine Flotte von etwa 18 Segeln aus, um auch die übrigen Inseln nach sich zu ziehn. Fast alle erklärten sich für die Sache der Freiheit, und in einigen Wochen bedeckte ein Schwarm leichtbewaffneter Fahrzeuge die See vom Hellespont bis zur ägyptischen Küste.

Alle türkischen Schiffe, welchen die Griechen auf offener See begegneten, oder die man in den Buchten und an den Küsten traf, wurden von ihnen angegriffen, und schon am 7. Mai gelang es den Spezzioten, die ersten türkischen Kriegsschiffe, eine Korvette und eine Brigg, zu nehmen, in welchen sie 100 Feldkanonen und 10,000 Centner Pulver erbeuteten. Selbst einzelne Frauen nahmen an dem Kampfe Theil. Bobolina, die reiche Wittwe von Spezzia, deren Mann in Konstantinopel hingerichtet, deren Söhne in Argos von den Türken erschlagen waren, rüstete auf eigne Kosten zwei Schiffe aus und führte sie selbst in See.

Genug, Ypsilantis Erhebung hatte den zündenden Funken in den überall aufgehäuften Brennstoff geworfen, über das ganze europäische Reich der Osmanen schlugen die Flammen einer allgemeinen Empörung zusammen.

---

2. Die Pforte und die europäische Diplomatie. Die Unabhängigkeitserklärung der Griechen und ihre erste Verfassung.

Man kann sich denken, welchen Eindruck es in Konstantinopel machte, als Schlag auf Schlag die Kunde von der Erhebung Ypsilantis und die Berichte von den Aufständen der Griechen dort eintrafen. Bisher hatte die Pforte alle die zahlreichen Warnungen, die ihr zugekommen waren, mit ächt osmanischer Indolenz verachtet; jetzt dachte sie sofort daran, daß Rußlands Macht hinter allen diesen Empörungen stände, und als fast gleichzeitig

in Konstantinopel eine Verschwörung entdeckt ward, deren Zweck es gewesen war, das Arsenal in die Luft zu sprengen, den Sultan auf dem Wege nach der Moschee zu ermorden und die christliche Bevölkerung der Hauptstadt zu den Waffen zu rufen, da fühlten sich der Sultan und alle Moslemin wie auf einem Vulkan, der sie und ihr Reich jeden Augenblick in die Luft sprengen könne. Von allen Seiten angegriffen und in ihrer Existenz bedroht, wie sie sich sahen, ging der Schrecken, der sie zuerst ergriffen hatte, in wilde Wuth über, und ihr erster Gedanke war, die ganze christliche Raja des Reichs mit einem Schlage zu vernichten. Während die Janitscharen und das Volk in der Hauptstadt und den naheliegenden Dörfern anfingen, die Häuser der Christen zu stürmen, diese zu plündern und zu ermorden, ordnete der Sultan zahlreiche Hinrichtungen der weltlichen und geistlichen Häupter der Griechen an. Ohne Urtheil und Recht ward am 10. April der erste Dolmetscher der Pforte, Constantin Morusi, enthauptet. Gleich darauf erlitten zehn andere Fanarioten, unter ihnen ein Maurokordatos, ein Rizos u. a. nebst vielen reichen Kaufleuten dasselbe Schicksal, und am Abend des Ostersonntages ward der Patriarch Gregorius selbst, ein Greis von tadellosem Wandel und wahrer Frömmigkeit, an den Thoren seines eigenen Palastes aufgeknüpft. Drei Tage hing hier der Leichnam; dann überließ man ihn der Hefe des Volks, das ihn durch die Straßen der Stadt schleppte und ihn schließlich ins Meer warf, aus welchem ihn in der Nacht Christen retteten und nach Odessa brachten, woselbst er ein feierliches Begräbniß er-

hielt. Drei Erzbischöfe, mehrere Bischöfe und andere hohe Geistliche erlitten mit ihrem Patriarchen zugleich den Märtyrertod, und ein allgemeines Morden der Christen durch den osmanischen Pöbel folgte dem Signal, das diese Hinrichtungen gaben. Tausende wurden in ihren Häusern, auf den Straßen, in den Kirchen erschlagen, andere in die Bergwerke von Asien geschleppt. Bis in den Juni hinein wiederholten sich diese Greuelscenen nebst den offiziellen Hinrichtungen, und was in der Hauptstadt unter den Augen des Sultans geschah, ahmte fast augenblicklich der Fanatismus der Türken in den Provinzen nach. Durch alle Landschaften des Reichs wüthete die furchtbarste Verfolgung der Christen. In Smyrna dauerte das Morden Wochen lang, und wie hier ging es fast überall, wo die Griechen noch nicht ein Uebergewicht errungen hatten.

In diesen Greueln befriedigte die Pforte zwar ihre Rache, aber den Aufstand der Griechen durch sie zu erstikken, gelang ihr nicht. Sie trieb vielmehr hierdurch viele noch Unentschlossene zur Theilnahme an der Empörung und rief zugleich die ersten Zerwürfnisse mit Rußland hervor, auf dessen freundliches oder feindliches Verhalten in dieser Krisis doch so unendlich viel ankam. Aber weder der Sultan, noch sein Volk glaubten an die Versicherungen, welche Kaiser Alexander bereits auf die erste Nachricht von Ypsilantis Unternehmen gegeben hatte. Sie hielten nach wie vor an der Ansicht fest, daß die Griechen es nie gewagt haben würden, sich ohne geheime Zusicherungen russischer Hilfe zu empören, und das erste Aufbrausen der Wuth der Massen richtete sich fast ebenso sehr gegen Ruß-

land, wie gegen die Griechen. Die Pforte selbst mußte die Wohnung des russischen Gesandten durch starke Wachen vor einem Angriffe sichern, und als dann dieser Gesandte, Baron Stroganow, gegen die tumultuarische Hinrichtung des Patriarchen und der Bischöfe wie gegen die Entweihung der christlichen Kirchen durch den türkischen Pöbel unter Berufung auf die Verträge mit Rußland protestirte, und die Einstellung der wilden Christenverfolgung mit Nachdruck forderte, antwortete der Sultan kurz und stolz, der Patriarch und die Bischöfe wären als Rebellen hingerichtet worden, und die Pforte sei nicht verpflichtet, irgend einer andern Macht hierüber Rechenschaft zu geben. An diesen ersten Conflict reihten sich aber bald auch noch andere. Gleich in den ersten Tagen des Mordens in Konstantinopel hatten sich viele griechische Familien zur See nach Odessa, Smyrna und andern Orten geflüchtet. Dieses Fliehen fand natürlich auch später noch statt, und manches Opfer entging dadurch der Rache der Türken. Da nahm die Pforte das früher nie geübte Recht in Anspruch, auch die Schiffe fremder Nationen vor ihrer Abfahrt zu durchsuchen, um sich der auf ihnen etwa befindlichen Flüchtigen zu bemächtigen. Obwohl diese Anmaßung das Völkerrecht gleich sehr wie die Menschlichkeit verletzte, fügten sich die Gesandten der europäischen Mächte nicht nur dem Willen der Pforte, sondern untersagten auch gradezu ihren Schiffskapitänen die Aufnahme griechischer Flüchtlinge. Nur Baron Stroganow protestirte allein und auf das entschiedenste gegen diese wie gegen eine zweite Maßregel der Pforte, durch welche diese auf alle aus den rus-

fischen Häfen kommenden Getreideschiffe Beschlag legte, um einem Brotmangel, den sie in der Hauptstadt fürchtete, zu begegnen. Diese letztere Maßregel war eine offenbare Verletzung des Friedens von Bukarest, auf welchen gestützt dann der Gesandte noch forderte, daß nach der Vertreibung Ypsilantis aus den Donaufürstenthümern auch die türkischen Truppen von dort zurückgezogen, neue Hospodare eingesetzt und überhaupt die alten Verhältnisse hergestellt würden. Als aber die Pforte auf alle diese und eine Reihe kleinerer Beschwerden nicht nur hochfahrend antwortete, sondern sich auch überhaupt fast ohne alle Rücksicht auf die hergebrachten Rechte der Gesandtschaft benahm, brach schließlich Stroganow allen offiziellen Verkehr ab und erbat von Petersburg neue Verhaltungsbefehle.

„Es kann keine englische, französische, russische, preußische und österreichische Politik mehr geben," — sagte Alexander auf dem Congreß von Verona zu Chateaubriand — „sondern nur noch eine allgemeine Politik, welche für das Heil aller gemeinschaftlich von den Völkern und von den Königen anerkannt werden muß. Ich habe mich zuerst zu den Principien bekannt, auf deren Grundlage ich die heilige Allianz gestiftet habe. Eine Gelegenheit hat sich mir dargeboten: der Aufstand Griechenlands. Gewiß schien nichts mehr in meinem Interesse und in dem meiner Völker zu liegen und der öffentlichen Meinung meines Landes zu entsprechen, als ein Religionskrieg gegen die Türken: aber ich glaubte an dem Aufstande im Peloponnes den Stempel der Revolution zu

erkennen, und von dem Augenblicke habe ich mich der Einmischung enthalten. — — Nein, ich werde mich nie von den Monarchen trennen, mit denen ich mich verbunden habe. Es muß den Königen gestattet sein, öffentliche Bündnisse zu schließen, um sich gegen die geheimen Gesellschaften zu vertheidigen. Was könnte mich in Versuchung führen? Habe ich Ursache zu wünschen, mein Reich zu vergrößern? Die Vorsehung hat mir nicht 800,000 Mann zur Verfügung gestellt, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, sondern um die Religion, die Sittlichkeit und das Recht zu beschützen, und um die Principien der Ordnung herrschend zu erhalten, auf welchen die öffentliche Gesellschaft beruht."

Indeß wie weit Alexander auch in Verona von den Ideen und Plänen entfernt war, die ihn in Tilsit und Erfurt erfüllt hatten, so war er doch nicht Willens und konnte es auch nicht sein, die ganze Stellung freiwillig aufzugeben, welche Rußland nun einmal durch alle früheren Kriege und Verträge der Pforte gegenüber errungen hatte. Allerdings bemühte er sich den ganzen Rest seines Lebens hindurch, die besonderen Interessen seines Reichs mit den allgemeinen Grundsätzen seiner Idealpolitik auszugleichen, aber er konnte doch jene niemals diesen völlig zum Opfer bringen und machte eben hieran schließlich noch selbst die für ihn so schmerzliche Erfahrung, daß die „allgemeine Politik der heiligen Allianz," wie er sie wünschte, eine Unmöglichkeit sei, so lange noch ein Rußland, Preußen, Oestreich, England und Frankreich besteht.

So erhielt denn auch jetzt Baron Stroganow von Petersburg eine Note für die Pforte, welche durch und

durch dem besondern russischen Stand- und Gesichtspunkt entsprach. Sie führte zunächst aus, daß Rußland nach den Verträgen von Kutschuk-Kainardsche, Jassy und Bukarest ein Recht habe, sich der Sicherheit und Ehre der griechischen Kirche, sowie der inneren Angelegenheiten der Moldau und Wallachei bei der Pforte anzunehmen, und stellte dann hauptsächlich diese vier Forderungen an den Sultan, daß er erstens den Christenverfolgungen ein Ende und fortan einen Unterschied mache zwischen den Griechen, die sich in offener Empörung befänden, und denen, die sich dem Aufstande nicht angeschlossen hätten; zweitens die in Konstantinopel von dem Volke zerstörten christlichen Kirchen wieder herstellen lasse und dem griechischen Gottesdienst einen vollkommenen Schutz gewähre; drittens die türkischen Truppen aus den Donaufürstenthümern herauszöge und daselbst neue Hospodare ernenne; viertens alle Beschränkungen aufhebe, welchen die russische Schifffahrt in der letzten Zeit unterworfen worden sei. Wenn diesen Forderungen innerhalb acht Tagen kein Gehör gegeben würde, sollte der Gesandte Konstantinopel verlassen.

Am 18. Juli übergab Stroganow diese Note, aber die achttägige Frist verstrich, ohne daß er eine Antwort erhalten hätte. Erst als er sich bereits eingeschifft hatte, aber wegen widriger Winde auf der Rhede lag, sandte die Pforte eine Gegennote, deren Annahme er indeß verweigerte. Er ging vielmehr am 10. August unter Segel und landete am 13. in Odessa, wo ihn der Jubel des Volkes empfing, das seinem entschlossenen und festen Auftreten in Konstantinopel mit der lebendigsten Theilnahme gefolgt

war. In Weliki Luki traf er mit dem Kaiser zusammen, und die Folge von dieser Zusammenkunft war, daß sich zahlreiche russische Truppen an den Ufern des Pruth sammelten. Der Adel und der Klerus, die Armee wie die Nation forderten in gleich ungestümer Weise die Erklärung des Krieges gegen die Pforte; er schien in diesem Moment fast unvermeidlich zu sein.

Allein der Kaiser wünschte schon von dem Gesichtspunkte seiner „allgemeinen Politik" aus, den wichtigen Schritt einer Kriegserklärung nicht ohne Uebereinstimmung mit der „heiligen Allianz" zu thun, zumal er auf diese Uebereinstimmung hoffte. Als Stroganow seine letzten Anweisungen erhielt, theilte das Petersburger Kabinet nicht nur diese den großen Höfen mit, sondern sprach auch die Erwartung aus, daß sie jetzt Rußland denselben aufrichtigen und eifrigen Beistand gewähren würden, welchen der Kaiser ihnen bisher geleistet habe. Zugleich wurden sie aufgefordert, die Vorstellungen des russischen Gesandten bei dem Divan zu unterstützen; den Maßregeln, zu deren Ergreifung Rußland gezwungen werden dürfte, wenn die Pforte fortfahre zum Kriege herausfordern, ihre „moralische und reelle Mitwirkung" zu Theil werden zu lassen, und endlich in dieser Voraussetzung die Mittel zu prüfen und dem Kaiser mitzutheilen, welche ihnen als die geeignetsten erschienen, den Ländern, aus welchen die Türkei bestehe, „die Wohlthat einer glücklichen und andere nicht bedrohenden politischen Existenz" zu sichern*).

*) „Le bienfait d' une existence politique heureuse et inoffensive" aus dem Précis de l' exposé des différends survenus en 1821

Man sieht, in diesen letzten Worten lag schon der Keim des Gedankens an eine europäische Intervention zu Gunsten der Griechen; ein Gedanke, dessen Aufnahme und Durchführung von Seiten der großen Mächte damals unzweifelhaft die lebendigsten Sympathien in ganz Europa für sich gehabt hätte. Die kühne Erhebung der Griechen für die höchsten Güter der Menschen, Religion, Vaterland und nationale Freiheit, und auf der andern Seite die wilde Wuth und Barbarei der Türken hatten mit einem Male den alten und tiefen Gegensatz der christlichen und der mohamedanischen Welt von Neuem Jedermann zum lebendigsten Bewußtsein gebracht. Nur einige bezweifelten das Recht der Griechen; die öffentliche Meinung aller Nationen wünschte ihnen den Sieg, und fast überall traten in kurzer Zeit Vereine zusammen, um sie mit Geld und Waffen zu unterstützen. Viele eilten ihnen persönlich zu Hilfe; man glaubte und hoffte, die Zeit sei endlich herbeigekommen, die asiatischen Barbaren von dem Boden Europa's zu verjagen.

Ganz anders aber, als die öffentliche Meinung, faßten die großen Kabinette die orientalische Frage auf; vornämlich das Wiener, dessen überwiegender Einfluß sich so eben in den Beschlüssen von Karlsbad, Troppau und Laibach offenbart hatte. Fürst Metternich hatte die Entwürfe von Tilsit und Erfurt nicht vergessen und übersah es keinen

---

entre le gouvernement de S. M. J. et la Porte ottomane, présenté à l' empereur Nicolas à son avènement au trône par le ministère russe. Im Recueil de documents utiles à consulter dans la crise actuelle. Septbr. 1853. Paris p. 211.

Augenblick, welche günstige Gelegenheit der griechische Aufstand für Rußland darbot, seine alten Pläne gegen die Türken zur Ausführung zu bringen. Ihm schien es unzweifelhaft, daß die Griechen sich sofort in die Arme Rußlands werfen würden, sobald nur dieses sich in Waffen gegen die Pforte erhob, und wer konnte dann dafür einstehen, daß nicht das Reich der Osmanen unter dem zwiefachen Angriff von innen und außen zusammenbrach, und die Ideen des „griechischen Projekts" sich erfüllten? Dies zu verhüten und hierdurch Oesterreich und Europa vor einer Suprematie Rußlands, welche die unvermeidliche Folge der Gründung einer russischen Herrschaft am Bosporus schien, sicher zu stellen, hielt Fürst Metternich für die nächste und dringendste Aufgabe der österreichischen Politik. Er hat Jahre lang diese Aufgabe zu lösen gestrebt, und man muß es anerkennen, daß die Politik Rußlands damals keinen aufmerksameren, unermüdlicheren und entschiedeneren Gegner gefunden hat, als den Staatskanzler zu Wien.

Auch stand er mit dieser Auffassung keineswegs in Europa allein. Weder das französische, noch das englische Kabinet verkannten die Nothwendigkeit, Rußland von jedem einseitigen Eingreifen fern zu halten, und Nichts schien daher näher zu liegen, als daß Oesterreich, Frankreich und England sich vereinten, um durch ein gemeinschaftliches kräftiges Auftreten in Konstantinopel und Petersburg sowohl den griechisch-türkischen, als den türkisch-russischen Streit zu schlichten. Die öffentliche Meinung forderte damals eine Dazwischenkunft dieser Art von den Mächten. Fürst Metternich aber schlug eine andere Bahn ein und

zog in diese anfangs auch England und Frankreich nach sich. Er sah in dem Aufstande der Griechen nur dieselbe Revolution gegen die bestehende herrschende Gewalt, die er so eben in Italien unterdrückt hatte, die er in Spanien zu unterdrücken wünschte, von der er Frankreich, Deutschland, selbst England bedroht glaubte, und die ihm endlich im Osten um so gefährlicher erschien, je mehr er eben als ihre Folge einen Krieg Rußlands mit der Pforte und durch diesen eine Störung des allgemeinen Friedens von Europa fürchtete. Von diesen Gesichtspunkten aus und in der Hoffnung, daß es den Türken leicht und rasch gelingen werde, den Aufstand der Griechen, sofern diese nur keine mittelbare oder unmittelbare Unterstützung von außen erhielten, niederzuschlagen, wies er jeden Gedanken, zu Gunsten der Griechen einzuschreiten, weit von sich und bemühte sich nur, den Ausbruch eines russisch-türkischen Krieges zu hintertreiben. Auf einer Zusammenkunft, die er mit Lord Castlereagh im Oktober zu Hannover hatte*), verständigte er sich vollkommen mit diesem über den Plan, nicht nur jedes einseitige Eingreifen Rußlands in die orientalische Frage zu hindern, sondern auch jeder Intervention entgegenzutreten, welche das Petersburger Kabinet etwa in der Verbindung mit andern Mächten zu unternehmen wünschen möchte**).

*) Schon am 16. Juli 1821 hatte Lord Castlereagh an den Kaiser selbst einen Brief geschrieben, der, durch und durch im Geiste der heiligen Alliance gefaßt, diesen von jeder Intervention zu Gunsten der Griechen abhalten sollte. Correspondence XII. p. 403.

**) Depesche Pozzo di Borgo's 4/16. Okt. 1825 im Recueil p. 29 d' empêcher la Russie d' intervenir soit isolement soit conjointement avec les autres puissances dans les affaires de l' Orient.

Von diesem Standpunkte aus gingen daher weder Oesterreich, noch England auf die Ideen ein, welche man in Petersburg hatte. Nur Preußen pflichtete den ersten Vorschlägen Alexanders bei, Frankreich antwortete ausweichend, die Kabinette aber von Wien und St. James erklärten ganz offen ihre abweichende Auffassung der Frage und bestritten von vornherein diejenige Interpretation des Friedens von Kutschuk-Kainardsche, auf welche Rußland seine Ansprüche gegen die Pforte vornämlich begründete. Zu gleicher Zeit bemühten sich ihre Gesandten in Konstantinopel zwar den Sultan zu einiger Nachgiebigkeit gegen Rußland zu bewegen, allein sie forderten hier, wie man wenigstens in Petersburg meinte, keineswegs nachdrücklich genug eine Genugthuung für Rußland und unterließen es ganz, sowohl gemeinsame Zwangsmaßregeln für den Fall einer abschlägigen Antwort in Aussicht zu stellen, als auch es nur zu erwähnen, daß der Kaiser Alexander eine Intervention für nothwendig halte, um den Frieden in Griechenland herzustellen. Bei alledem aber erreichte die österreichisch-englische Diplomatie in Petersburg doch einige Erfolge. Alexanders persönliche Unentschiedenheit zwischen seiner Neigung für die Griechen und seiner Abneigung gegen die Revolution kam ihr hierbei eben so gut zu Hilfe, als der Einfluß des Grafen Nesselrode, der, seit längerer Zeit ein Gegner Kapodistrias, bereits auf dem Congreß zu Laibach als Vermittler zwischen dem Kaiser und Metternich in der Gunst des erstern gestiegen war*). Mit der

*) Nach einem Briefe Sir Fredericks Lamb aus Frankfurt 24. März 1821 an Castlereagh. Er bezieht sich auf Briefe, die der russische Ge-

Reactionspolitik des österreichischen Staatskanzlers im allgemeinen einverstanden, mochte Nesselrode außerdem auch der Ansicht sein, daß Rußland seine Pläne gegen die Pforte nur in einem Zeitmoment fördern könne, in welchem die westlichen Mächte sich unter sich in Zwiespalt befänden, wie denn Katharina II. allerdings ihre größten Erfolge während des nordamerikanischen Krieges und in den ersten Jahren der französischen Revolution errungen hatte. Die gegenwärtige Constellation der politischen Verhältnisse Europa's erschien ihm daher nicht günstig für einen Krieg Rußlands gegen die Pforte*), wohl aber konnte es nur zum Vortheil Rußlands gereichen, wenn dieses in seiner drohenden Stellung verbliebe. In dieser Stellung konnte es mancherlei Concessionen von den andern Mächten als Preis seines Nichtschlagens erhalten, und nutzte dennoch insofern der Sache der Griechen, als es einerseits ihren Muth durch die nie völlig erlöschende Hoffnung auf einen türkisch-russischen Krieg aufrecht erhielt, andererseits die Aufmerksamkeit des Sultans und einen Theil seiner Streitkräfte von ihnen abzog, und endlich für sich selbst freie Hand behielt, in einem günstigeren Augenblick den Krieg zu beginnen.

Das Petersburger Kabinet erklärte daher auf die österreichisch-englischen Vermittelungsvorschläge in einer Rund-

---

sandte in Frankfurt von Anstett aus Laibach hierüber von Kapodistrias selbst erhalten habe. Correspondence of Castlereagh XII. p. 374.

*) Count Nesselrode, who is, i am sure, in his heart most anxious to avoid a war, schrieb Sir Charles Bagot am 17. Sept. 1821 aus Petersburg Corresp. of Castlereagh XII. p. 429.

note an alle europäischen Mächte, daß es zwar keine direkte Vermittelung anderer Höfe zwischen sich und dem Sultan annehmen und auch den durch Stroganows Abberufung unterbrochenen unmittelbaren Verkehr mit der Pforte nicht wieder anknüpfen könne, bevor von dieser seinen billigen Forderungen nicht Genüge geleistet sei. Auch zum Kriege werde es in diesem Augenblicke nicht schreiten; sollte aber eine Christenverfolgung in der Türkei eintreten, so werde Rußland sich genöthigt sehen, seine Truppen in die Moldau und Wallachei einrücken zu lassen, deren Beschützer der Kaiser nach den Frieden von Kutschuk-Kainardsche, Jassy und Bukarest sei. Die Entlassung Kapodistrias, der bisher der Vertreter der griechischen Sympathien und der Kriegspartei gewesen war, und der Eintritt Nesselrodes in das Kabinet des Kaisers bezeichneten und bekräftigten die Wendung, welche Rußlands Politik mit dieser Note einschlug, und die, wie man sieht, ganz dazu geeignet war, das Verhältniß Rußlands zur Pforte unentschieden in der Schwebe zu halten.

Oesterreich aber und England, von ihrer Sorge vor einer raschen Kriegserklärung Rußlands befreit, verdoppelten jetzt ihre Bemühungen, um die Pforte zu einiger Nachgiebigkeit gegen die russischen Forderungen zu bringen. Es kam ihnen hierbei vornämlich zu Hülfe, daß die Perser unerwartet in die asiatischen Gränzprovinzen einfielen, Kandia sich siegreich empörte, Ali Pascha von Janina sich hielt, Mehmed Alis Treue verdächtig ward und die Griechen nicht ohne Erfolge den Krieg führten. In dieser allgemeinen Bedrängniß gab der Sultan den dringenden Vor-

stellungen des Grafen Lützow und des Lord Strangford im Anfange des Jahres 1822 in etwas nach. Er fing an, seine Truppen aus den Donauprovinzen herauszuziehen, ernannte zwei neue Hospodare für die Moldau und Wallachei, sprach durch einen amtlichen Erlaß seine Mißbilligung weiterer Verfolgungen der Christen aus und begann mit der Wiederherstellung einiger Kirchen in Konstantinopel. Als Gegenleistung bewirkte dann England durch seinen Einfluß in Teheran, daß die Perser den Krieg gegen die Pforte wieder aufgaben, während gleichzeitig die englischen und österreichischen Behörden und Schiffe im Mittelmeer überall die Türken gegen die Griechen soweit begünstigten und unterstützten, als dies ohne eine direkte Betheiligung am Kriege überhaupt nur möglich war. Beide Mächte wünschten und hofften, daß der Sultan, der nun zunächst vor jedem Angriff von außen sicher gestellt war, dem Aufstand der Griechen ein rasches Ende bereiten werde. Er selbst rüstete mit allen Kräften, um im nächsten Frühjahr die Empörer zur See und zu Lande niederzuschlagen.

Und in der That, wenn der Sultan und die ihm befreundeten europäischen Mächte, die Art und Weise, in der die Griechen bisher den Krieg geführt hatten, sowie die Hilfsmittel und Kräfte, welche sie zur Fortführung des Krieges besaßen, zum Maßstabe ihrer Berechnungen der Zukunft nahmen, so konnten sie wohl die Hoffnung auf ein rasches Ende des ganzen Aufstandes hegen. Denn wenn auch die Griechen im Herbste des Jahres 1821 zwei durch die Thermopylen eingedrungene Heerhaufen der Türken zum Rückzuge nach Thessalien und Epirus gezwungen

hatten, so waren sie doch weder im westlichen, noch im östlichen Festlande im Stande gewesen, sich der Hauptfestungen zu bemächtigen. Dort behaupteten sich die Türken im Besitz der Akropolis von Athen, hier hielten sie sich in Vonizza und Lepanto, und selbst in Morea widerstanden ihre Besatzungen in Napoli di Romania, in Korinth und Patras bis ins nächste Jahr den Angriffen der Griechen, deren Flotte die Verproviantirung der Küstenfestungen durch die türkische nicht zu hindern vermochte. Es fehlte eben den Griechen zu einer raschen Bezwingung dieser Festungen nicht viel weniger als alles. Ihre ganze Artillerie vor Tripolizza bestand aus zwei alten Mörsern ohne Lafetten und zwei eisernen achtzehnpfündigen und zwei zwölfpfündigen Kanonen mit einem Vorrath von Kugeln zu kaum hundert Schuß. Außerdem schlecht gerüstet und disciplinirt und ohne alle Kenntniß der Belagerungskunst, wie sie waren, belagerten sie die Festungen weniger, als daß sie sie einschlossen, um sie auszuhungern und sie dann, wenn die Besatzung entkräftigt und entmuthigt wäre, durch Sturm zu nehmen. Inzwischen führten sie den Kampf fast wie ihre Vordern vor Troja. Sie verschanzten sich außerhalb der Schußweite der Festung und schickten nur täglich mehr oder weniger Freiwillige vor, die sich in die Nähe der Mauern schlichen, sich hinter Steinen und Büschen versteckten und mit den Türken Schimpfreden und Kugeln wechselten. Dann und wann machten die Türken einen Ausfall; entweder am frühen Morgen oder am späten Abend, während der Mittagshitze aber und in der Nacht überließen sich beide Parteien ruhig dem Schlafe, so daß,

wenn nur ein Theil diese Zeit benutzt hätte, er den andern stets mit leichter Mühe hätte überrumpeln können. Natürlich konnte ein auf diese Weise geführter Krieg zu keinen großen Erfolgen führen, zumal es den Griechen auch an jeder einheitlichen Leitung fehlte, welche Ordnung und Zusammenhang in ihre Unternehmungen hätte bringen können.

Zwar war gleich nach der ersten Volkserhebung in Morea ein sogenannter griechischer Senat unter dem Vorsitz des Peter Mauromichalis, des alten Häuptlings der Maina, in Kalamata zusammengetreten. Allein fast gleichzeitig hatte sich auch in Hydra ein Rath zur Leitung der Seeunternehmungen gebildet, und noch im Herbst 1821 trat in Salona ein Areopagus für Ostthellas, in Missolunghi aber eine Gerusie für Westhellas zusammen. Sie alle hielten sich nicht nur fast unabhängig von einander, sondern hatten auch jeder für sich nur einen sehr geringen Einfluß, geschweige denn Macht. Es ging hier, wie es überall bei so einfachen und doch auch völlig aufgelösten Verhältnissen und Zuständen gehen wird. Die Persönlichkeiten und der Einfluß, den sie in ihren Kreisen üben, überwiegen alle neuen Einrichtungen und Gesetze, wie verständig diese auch ausgedacht sein mögen. Die Primaten in ihren Bezirken, die Kapitane an der Spitze ihrer Haufen, kümmerten sich wenig um die Regentschaft und handelten vielmehr, wie sie grade wollten oder konnten, jeder nach seiner Einsicht oder Lust, seiner Leidenschaft oder seinem Interesse. Bald traten auch Eifersucht und Neid, Feindschaft und Haß nicht nur zwischen den Einzelnen, sondern auch den Klassen hervor. Die Primaten, zu deren bedeutenderen

Familien in Morea die Zaimis, Delyanis, Londos u. a. gehörten, waren im Ganzen wie alle, die zwischen despotischen Herrn und deren Sklaven stehn, schlau, listig und kriechend gegen die Herren und voll Hochmuth und Uebermuth gegen die Niederen. Längst gewohnt, nur ihre persönlichen Interessen im Auge zu haben, hofften sie auch bei dem Aufstande nach dem Sturz der türkischen Herrschaft alle öffentliche Gewalt und deren Nutzen für sich allein zu erben. In ihren Händen blieb zunächst die Verwaltung der Gemeinden und Landschaften; sie legten die Steuern um und sammelten sie ein, und auch die Herbeischaffung der Lebensmittel und sonstiger Bedürfnisse der Truppen war ihre Sache. Das alles gab ihnen einen großen Einfluß, und wenn sie auch in der Gegenwart der Kapitane und Pallikaren nicht entbehren konnten, so hofften sie doch, in der Zukunft diese durch ihre Ueberlegenheit an Bildung und schlauer Gewandtheit schon wieder herunterdrücken zu können. Die Kapitane dagegen verachteten, wie Kriegsleute es pflegen, die Männer der friedlichen Verwaltung und wollten sich am allerwenigsten von diesen leiten oder gar befehlen lassen. An einer Persönlichkeit aber, die über alle andern hinausragte, und der sich die andern entweder freiwillig oder gezwungen untergeordnet hätten, fehlte es gänzlich. Der alte Peter Mauromichalis war nur ein milder Charakter ohne Talent für den Krieg wie für die Politik; Kolokotronis dagegen, der ein Leben voll Abenteuer, Krieg und Gewaltthat hinter sich hatte, der muthig bis zur Tollkühnheit, listig, scharfsinnig, leutselig und leidenschaftlich, freigebig und geizig war und in

Sitten, Neigungen und Leidenschaften mit den Pallikarenbanden vollkommen übereinstimmte, die ihn abgöttisch liebten, entbehrte doch in zu hohem Grade aller militärischen und sonstigen Bildung, als daß er bei allem seinem Ehrgeiz und bei allem seinem Streben nach der höchsten Stellung diese auf die Länge zu behalten oder zu behaupten vermocht hätte. Auch Demetrius Ypsilantis, ein jüngerer Bruder Alexanders, vermochte dies nicht, obwohl die Hydrioten wie Moreoten ihn wie einen Fürsten empfingen, als er im Juni 1821 mit Waffen und bedeutenden Summen dorthin kam. Sein Zug von Astros bis Tripolizza glich damals einem Triumph. Die Bauern, von ihren Priestern geführt, überschütteten ihn mit Segenssprüchen, und der alte Mauromichalis umarmte ihn mit der Worten: „Fürst, ich und meine Familie sind bereit, unser Blut für unser Vaterland und eure Hoheit zu vergießen.“ Allein diese Hingebung verschwand gar bald. Ypsilanti's kleine, schmächtige Gestalt, sein kahler Kopf, sein befangenes Benehmen, seine schwer verständliche Aussprache waren nicht geeignet, weder den Kapitanen, noch ihren Haufen von vornherein einen besondern Eindruck zu machen, und als dann noch der Fürst bei großer Reizbarkeit und hohen Ansprüchen weder eine überlegene Einsicht, noch ein besonderes Feldherrntalent oder auch nur einen praktisch-politischen Tact in dem raschen Ergreifen der richtigen Momente und Mittel bewies, ward er sehr rasch von der Stellung hinweggedrängt, die ihm anfangs Niemand streitig zu machen versuchte. Alexander Maurokordatos, aus einer der angesehensten fanariotischen Familien entsprossen, der einige

Wochen nach Ypsilantis in Morea eintraf, war diesem von Anfang an sowohl durch sein feines, gewandtes Benehmen, wie durch seine höhere Bildung, seine Einsicht, Geist und Tact weit überlegen und ward in einigen Monaten theils durch sein eignes Geschick, theils durch die Abneigung der Kapitane und Primaten gegen Ypsilantis über diesen emporgehoben. Den Kapitanen war er lieber, weil er nicht wie Ypsilantis einen Anspruch auf die Stellung eines Generalissimus machte, den Primaten, weil diese glaubten, er werde ihnen ohne die Anhänglichkeit und Treue der Kriegshaufen niemals gefährlich werden. Außerdem aber schlossen sich an ihn auch alle diejenigen an, welche vor allen Dingen gegen die Willkür der Primaten und Kapitane eine gesetzliche Ordnung zu gründen und durch Errichtung einer kräftigen einheitlichen Gewalt zu erhalten wünschten. Die Inseln, die überhaupt an Bildung dem Festlande voraus waren, waren der Hauptsitz dieser letztern Partei, woher denn auch bald der Gegensatz zwischen ihr und den Primaten und Kapitanen in der Form einer Parteiung zwischen Insulanern und Moreoten hervortrat.

Dies alles aber zusammen hob Maurokordatos empor, als im Dezember 1821 die erste Nationalversammlung in Argos und dann in Piada bei Epidauros zusammentrat. Ypsilantis hatte sie selbst berufen, um an ihr eine Stütze gegen die Mißgunst und die Intriguen der Primaten und Kapitane zu gewinnen; als er aber die Stimmung gegen sich sah, verließ er im Unwillen Argos und räumte hiermit selbst den Gegnern das Feld. Die Versammlung wählte Maurokordatos zu ihrem Präsidenten, und unter

seinem Einfluß vornämlich erfolgte die Erklärung der Unabhängigkeit Griechenlands vom 1. Januar 1822 und die Annahme der ersten Verfassung, welche sich die Nation gab. Sie zeigt sehr deutlich, was Maurokordatos und sein damaliger Anhang wollten, und von welchem Standpunkte sie vorgingen. Die Verfassung handelte in etwa hundert Artikeln von der Religion, den bürgerlichen Rechten, der Verwaltung, der Justiz und der Einrichtung einer Centralregierung. Ueber alle diese Verhältnisse enthält sie Festsetzungen, aus welchen es klar hervortritt, wie sehr die allgemeinen politischen Ideen der Zeit, in denen bekanntlich das französische Element vorherrschte, auch bei allen den Griechen Eingang gefunden hatten, welche überhaupt mehr oder weniger Bildung besaßen. Die Verfassung erklärte die Sclaverei auf dem Boden des freien Griechenland für immer abgeschafft, proclamirte die Freiheit der Religion, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Freiheit der Presse. Sie sicherte die persönliche Freiheit der Bürger gegen willkürliche Verhaftungen, ordnete das Gerichtsverfahren und erklärte alle Griechen ohne Unterschied des Standes und Vermögens für fähig, zu allen Stellen zu wählen und gewählt zu werden. Die Centralregierung aber legte sie in die Hand von zwei Körperschaften, einer gesetzgebenden und einer ausführenden. Die erstere sollte aus siebenzig jährlich gewählten Abgeordneten bestehen, das Recht der Initiative in der Gesetzgebung und den Beschluß über sie, sowie ausschließlich das Recht der Besteuerung auf ein Jahr haben, so lange sie eben zusammensaß. Die ausführende Gewalt dagegen ward einem von Senat fünf

jährlich gewählten Mitgliedern anvertraut, der die Minister ernennen, durch sie die Centralverwaltung leiten und die Nation nach außen vertreten sollte. Erster Präsident dieses Senats, den die Versammlung sofort nach der Annahme der Verfassung wählte, ward Maurokordatos, welchem man Johann Logothetis aus Livadien, einen Delhyanis aus Morea und Johann Orlandos aus Hydra an die Seite stellte, so daß jeder der drei Haupttheile des jungen Staats, das Festland, Morea und die Inseln, seinen Vertreter im Senat hatte. Sekretair desselben ward Theodor Negris, ein Fanariot voll von Geist, Gewandtheit und Verschlagenheit, aber auch von lebendigstem Ehrgeiz und Meister in allen Künsten der Intrigue. Am 28. Jan. 1822 ging die Versammlung auseinander; der Senat nahm seinen Sitz in Korinth.

Solchergestalt hatten sich die Griechen noch vor dem Beginn des neuen Angriffs der Türken eine einheitliche Regierung und eine Verfassung gegeben, deren sie allerdings dringend bedurften. Es stand nur in Frage, ob diese Regierung und diese Verfassung wirklich den vorhandenen Verhältnissen entspräche und der Aufgabe gewachsen sein würde, welche zu lösen war. Allerdings hätte die ganze Lage, in der die Nation sich fand, sie zu einer Dictatur auffordern können, und sie richtete sich in den Formen einer Republik ein, welche zwar den auf den Inseln und in einzelnen Gemeinden des Festlandes vorhandenen Ansätzen öffentlicher Einrichtungen entsprach, aber mit der Stellung der Primaten und Kapitane und dem ganzen Bildungszustande der Massen auf dem Festlande ebenso

wenig im Einklange stand, als sie für die Hauptaufgabe, welche die Nation in der Gegenwart vor sich hatte, für eine kräftige Leitung und Führung des Krieges gegen die Türken, geeignet war. Dies hat Jahre lang die schlimmsten und herbsten Folgen nach sich gezogen; ließ es sich aber vermeiden, wie einmal der Zustand der Nation war, als sie sich gegen die Türken erhob? An eine Dictatur dachte Niemand und konnte auch bei der langgewohnten Stellung der Kapitane und Primaten und ihrem ganzen Lebensgeist nicht leicht Jemand denken, und Keinem von ihnen hätten sich wiederum die Fanarioten oder die gebildetere Inselpartei unterworfen. Diese so verschiedenen Elemente standen sich nun einmal mit ihrer verschiedenen Bildung, ihren sich durchkreuzenden Interessen und Absichten gegenüber, und kein einzelnes für sich wäre fähig gewesen, die Nation zu dem Ziele zu führen, das sie erstrebte. Die Kapitane für sich hätten, wenn sie die Herrschaft an sich rissen, es im günstigsten Falle vielleicht zur Bildung kleiner Fürstenthümer, wie Miloſch in Serbien, gebracht, dadurch aber die Einheit der Nation zerrissen. Die Primaten dagegen hätten schwerlich den Kampf mit den Türken bis zum Aeußersten fortgeführt, und die Partei der Bildung und gesetzlichen Ordnung entbehrte ihrerseits der realen Macht, welche jene besaßen. Sie bedurften alle einander; aber die vernünftige Einsicht bestimmt nicht allein das Leben der Völker, und auch hier konnte erst ein langer und harter Kampf der vorhandenen Gegensätze zu ihrer gegenseitigen Ausgleichung führen. In diesem Augenblick der ersten Konstituirung der Nation hatte die Partei der

Bildung und gesetzlichen Ordnung unter der Gunst momentaner Verhältnisse ein Uebergewicht über ihre Gegner erlangt. Sie nahm die allgemeine Regierung in ihre Hand; es kam darauf an, ob sie dieselbe festhalten und zugleich den Türken einen erfolgreichen Widerstand werde leisten können.

---

3. Die innere Parteiung und der Freiheitskampf der Griechen von 1822—26. Mehmed Ali von Aegypten und Ibrahim Pascha von Morea.

Wie der Ausbruch des Krieges zwischen dem Sultan und Ali Pascha von Janina die erste Erhebung der Griechen begünstigt hatte, so war jetzt der Fall Alis der erste empfindliche Schlag, der sie traf. Das ganze Jahr 1821 hindurch hatte der Pascha in seinem Schloß die Angriffe des großherrlichen Heeres ausgehalten und sich zuletzt, als ihn die Mehrzahl seiner Leute verließ, mit wenigen Getreuen in einen Thurm zurückgezogen, in dessen Kellergewölben er seine Schätze, aber auch seinen Pulvervorrath hatte niederlegen lassen. Er drohte sich hier mit den Angreifenden zugleich in die Luft zu sprengen, wenn man ihn aufs Aeußerste treibe; wolle aber der Sultan ihn begnadigen, so werde er sich mit seinen Schätzen ergeben. Kurschid Pascha, der gegen ihn kommandirte, ging hierauf ein, aber wie Ali selbst in seinem langen Leben niemals Treue und Glauben und Schwur gehalten hatte, so erfuhr er es jetzt von seinen Feinden. Als er im Vertrauen auf die gege-

benen Zusicherungen seinen Thurm verlassen und sich in seinen Sommerpalast begeben hatte, ward er hier am 5. Februar 1822 überfallen und erschossen. Sein abgeschnittener Kopf ward mit seinen Schätzen — man berechnete sie etwa auf 25 Millionen Francs — an den Sultan gesandt, der in ausschweifenden Jubel ausbrach, daß es ihm gelungen war, den mächtigsten und selbstständigsten aller seiner Paschas, der ihm so lange getrotzt hatte, niederzuwerfen. Er konnte jetzt alle seine Macht gegen die Griechen verwenden, und schon im März standen 100,000 Mann zum Zuge nach Morea bei Konstantinopel versammelt, während die Flotte, zahlreicher und besser als je früher gerüstet, bereit war, die Inseln zu unterwerfen und die Operationen des Landheeres zu unterstützen.

Am 5. April ging der Kapudan-Pascha mit sieben Linienschiffen, zehn Fregatten und vielen kleinern Schiffen unter Segel, nahm im Hafen von Tschesme an der Küste Anatoliens 15000 Mann asiatischer Landtruppen an Bord und erschien am 11. April auf der Rhede von Scio. Diese Insel, von der Natur gleich einem Paradiese ausgestattet, vortrefflich angebaut und von einer zahlreichen, wohlhabenden, aber verweichlichten Bevölkerung bewohnt, war die Perle des ganzen Archipel. Erst seit wenigen Wochen hatten sich die Scioten der Nationalsache angeschlossen; jetzt waren sie zu einer ernsten Vertheidigung leider nur schlecht gerüstet. Sie setzten den Türken nur einen schwachen und kurzen Widerstand entgegen, erfuhren aber nichtsdestoweniger deren Rache im vollsten Maße. Wie die Thiere der Wildniß auf ihren Raub, so stürzten

ſich die Aſiaten nach der Einnahme der Stadt auf die Chriſten. Wem es nicht gleich im erſten Moment gelang, von der Inſel zu fliehen, wurde erwürgt, erſäuft, verbrannt oder dem Hungertode preisgegeben. Die furchtbarſten Gräuel wurden verübt; man ſah in Tſchesme die Aſiaten die geraubten Kinder zuſammenbinden und in wilder Luſt ins Meer werfen. An 90,000 Menſchen ſollen erſchlagen, 40,000 als Sklaven in Konſtantinopel, Smyrna und andern türkiſchen Häfen verkauft worden ſein. Die Inſel glich bei dem Abzuge der Türken einer Einöde; die Stadt und alle Dörfer lagen in Aſche, und Tauſende von verweſenden Leichen verpeſteten die Luft.

Aber die Vergeltung ließ in dieſem Falle nicht lange auf ſich warten. Mitten in der allgemeinen Beſtürzung, welche das Schickſal von Scio auf allen Inſeln verbreitete, weihten ſich zwei Seeleute von Pſara, Konſtantin Kanaris und Georg Pepinis, mit einer Anzahl Gefährten nach alter Sitte feierlichſt dem Tode und ſegelten mit Brandern nach Scio, auf deſſen Rhede der Kapudan Paſcha noch mit der Flotte lag. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juni gelang es ihnen, ſich unbemerkt an das Admiralſchiff zu hängen. In einem Augenblick war dieſes von Brandraketen und Granaten überſchüttet, fing Feuer und flog nach dreiviertelſtündigem Brande mit 2000 Mann in die Luft. Der Kapudan-Paſcha ſelbſt rettete ſich auf ein Boot, aber von einem ſtürzenden Maſt aufs ſchwerſte getroffen, ſtarb er gleich darauf unter furchtbaren Schmerzen. Die kühnen Pſarioten dagegen entkamen glücklich in der Verwirrung.

Inzwischen hatte der Kampf auch auf dem Festlande begonnen. An zwei Hauptpunkten griffen die Türken an. Eine ihrer Heerschaaren, etwa 20,000 Mann stark, suchte von Janina aus durch Akarnanien nach Livadien vorzudringen; eine andere unter dem Pascha von Drama wollte von Macedonien aus durch Thessalien und die Thermopylen ins östliche Griechenland einfallen und sich den Weg über den Isthmus nach Morea erzwingen. Anfangs trafen sie beide auf einen erfolgreichen Widerstand. Im Westen hielten die Sulioten, im Osten Odysseus, der bedeutendste Kapitan in diesen Gegenden, die ganze türkische Macht bis in den Juli auf. Als aber Odysseus, mit der Centralregierung im Hader, sich vom Kampfe zurückzog, brach der Dramalipascha mit 30,000 Mann durch die Thermopylen in Böotien ein. Bald darauf ward auch Maurocordatos, der von Missolunghi aus den Sulioten Unterstützung bringen wollte, in der Nähe von Arta völlig geschlagen und allmählich nach Missolunghi zurückgedrängt. Er hatte eben nur noch einige Zeit, den Ort nothdürftig zu befestigen und mit Lebensmitteln und Munition zu versehen, bevor die Türken im Anfang des November vor demselben erschienen. Der Dramalipascha aber durchzog inzwischen, von den kleinen Kriegshaufen, die sich ihm entgegenstellten, unaufgehalten, Böotien und Attika, erzwang den Uebergang über den Isthmus und gewann Korinth, dessen Schloß der Befehlshaber im ersten Schreck übergab. Gleichzeitig landeten 8000 Türken bei Patras und zogen längs der Nordküste nach Korinth, um sich hier mit dem Pascha zu vereinigen.

Da war die Gefahr für die Griechen groß. Morea

war recht eigentlich das Herz und die Seele ihres ganzen Aufstandes, hier lagen die Wurzeln ihrer besten Kraft, und doch war in diesem Augenblick, da Kolokotronis sich eben so wie Odysseus mit der Regierung entzweit und zurückgezogen hatte, auch hier kein Heer bei einander, welches den Türken gewachsen gewesen wäre. Aber die Gefahr selbst vereinigte wieder die entzweiten Führer. Ypsilantis warf sich in die halbverfallene Burg von Argos, die er mit nur ein paar hundert Mann gegen Tausende von Türken zu halten suchte, und rief zugleich Kolokotronis zum Beistand auf. „Gottvergeßner," schrieb er ihm, „Du hast das Vaterland auf Deinen Hals genommen; die Türken sind in Korinth eingezogen, und morgen sind sie vielleicht hier in Argos. Du wirst es sehen am Tage des Gerichts." Diese Mahnung war nicht vergebens. Ohne Auftrag der Regierung bot Kolokotronis alle Waffenfähigen auf und sammelte sie auf den Gebirgshöhen, welche die Ebene von Argos und Nauplia umkränzen, wohin mittlerweile der Dramalipascha vorgerückt war, um das von den Griechen eingeschlossene Nauplia zu entsetzen. Hier schlossen ihn nun selbst die Griechen ein, schnitten ihm alle Zufuhr ab und nöthigten ihn hierdurch zum Rückzuge, den er am 6. August in der Richtung auf Korinth antrat. Kaum aber war er mit seinen Truppen im Gebirge, als Kolokotronis und die Seinigen sich von allen Seiten auf sie warfen und sie in einem mehrtägigen, mörderischen Kampfe vom 6. bis 11. August fast gänzlich vernichteten. Nur ein schwacher Rest der Türken schlug sich bis Korinth durch und hielt sich dort bis in den Anfang des folgenden Jah-

res, indeß das wichtige Nauplia sich am 16. Dezember durch Kapitulation an die Griechen ergab. Solchergestalt scheiterte der Angriff der Türken auf Morea völlig, und da sich zugleich nicht nur Missolunghi aufs tapferste hielt, sondern die Türken auch während der Belagerung und auf ihrem Rückzuge von dort im Januar 1823 so große Verluste erlitten, daß sie mit nur 4,000 Mann in Arta ankamen, endlich auch der Kapudan-Pascha aus Furcht vor den psariotischen Brandern, die ihm auf der Höhe von Tenedos zum zweiten Male ein Linienschiff in die Luft sprengten (November), es nicht mehr wagte, die Dardanellen zu verlassen, so hatten die Griechen zur See wie zu Lande von neuem mit ihren eigenen Kräften gesiegt. Bei allem Hader unter einander hatten sie in den entscheidenden Momenten sich mit wahrem Heldenmuthe geschlagen. „Allah ist mit den Ghiaurs," sagten die Türken. Die bisherige Zuversicht auf ihre Ueberlegenheit gegenüber der Raja war aufs tiefste erschüttert.

Allein die Griechen benutzten ihren Sieg und jene Stimmung der Türken keineswegs so, wie sie wohl gekonnt hätten. Statt aus der Vertheidigung zum Angriff überzugehen und durch eine völlige Befreiung des nördlichen Hellas, woselbst die ersten Aufstandsversuche von den Türken niedergeschlagen waren, ihre Vertheidigungskraft zu stärken, dachten die Führer nur an sich selbst, blieben daheim und gingen ihren Partei-Interessen nach.

Schon während des Feldzuges hatte der Senat alles Ansehn verloren. Als die Türken im Juli über den Isthmus vordrangen, floh er feige aus Korinth, und nicht er, son-

dern Kolokotronis hatte dann durch seine Fähigkeit und Energie Morea gerettet. Seitdem kümmerte sich der alte Kapitan im Bewußtsein seines Sieges gar nicht mehr um den Senat, sondern ging im Verein mit Odysseus und andern Kriegsmännern darauf aus, die Gewalt, die ihnen im Kriege zugefallen war, auch fernerhin zu behaupten. Hiergegen sträubten sich natürlich die Primaten, ihre alten Gegner, an deren Spitze Anagnosti Delhyanis, Andreas Zaimis, Londos und der alte Mauromichalis standen, den jene an sich gezogen. Auf der zweiten Nationalversammlung, die im Februar und März 1823 zu Astros zusammentrat und Mauromichalis zum Präsidenten und Theodor Negris zum Secretär wählte, ward der Streit beider Parteien so heftig, daß sie sich in den Sitzungen gegenseitig nicht mehr vertragen konnten, und schon waren sie nahe daran, in offenem Kampfe ihre Kräfte zu messen, als Maurokordatos anlangte und mit Hülfe der angesehenen Insulaner, wie Konturiotis, Orlandos u. a., noch einmal den Frieden vermittelte. Kolokotronis willigte ein, an Mauromichalis den Vorsitz im Senat zu überlassen, in welchem dann noch Andreas Metaxas, ein Freund Kolokotronis, von der Partei der Primaten aber Andreas Zaimis und Sotiris Karalambis eintraten. Maurokordatos begnügte sich mit der Stelle eines Staatssekretärs, vielleicht in der Hoffnung, die beiden Kapitane Kolokotronis und Mauromichalis zu leiten, die weder schreiben, noch lesen konnten. Kolokotronis erhielt überdies den Oberbefehl in Morea, Markos Bozzaris, der mit Maurokordatos Missolunghi vertheidigt hatte, ward Stratege des west-

lichen, Odyſſeus des öſtlichen Griechenlands. Sie hatten alle drei in dem letzten Feldzuge allerdings das Beſte gethan.

Bald zeigte ſich indeß, daß die Parteien dieſen Frieden nur als einen Waffenſtillſtand anſahen. Kolokotronis und Metaxas gewannen den alten Mauromichalis gradezu durch Geld für ſich, und da nun auch noch ein Delhyani, von den Primaten abfallend, ſich mit Kolokotronis verband, Theodor Negris aber, der ohne Amt geblieben war, im Geheimen des alten Klephten-Häuptlings Leidenſchaften reizte, erzwang es Kolokotronis, daß man ihn als Vice-Präſidenten in den Senat aufnahm. Hierdurch erhielt ſeine Partei das entſchiedenſte Uebergewicht. Kolokotronis aber und Mauromichalis benutzten dies und die Friedensruhe, welche ihnen die Türken ließen, zu nichts anderem, als die öffentlichen Gelder ſich ſelbſt anzueignen, und als dann die geſetzgebende Verſammlung Maurokordatos zu ihrem Präſidenten erwählte, zwangen ſie dieſen durch ihre und ihrer Anhänger Drohungen, nach Hydra zu flüchten. „Wenn Maurokordatos noch länger von einer Herrſchaft der Geſetze ſchwatze," — ſagte Kolokotronis — „ſo werde er ihn auf einen Eſel binden und mit Stockſchlägen aus Morea hinaustreiben laſſen." So ward der alte Gegenſatz zwiſchen den Moreoten und der Inſelpartei ſchärfer als je, und ſelbſt der neue Angriff, den die Türken im Sommer 1823 unternahmen, ſtellte nicht einmal die Eintracht her.

Er erfolgte der Naturbeſchaffenheit des Landes gemäß wieder von denſelben Punkten aus und in denſelben Landſchaften, wie im Jahre vorher, auf der einen Seite von

Theſſalien aus durch die Thermopylen nach Böotien und Attika, auf der andern von Epirus nach Akarnanien. Auch diesmal drangen die Türken bis nach Theben vor und bedrohten ſo weit Athen, daß deſſen Einwohner nach alter Weiſe nach Salamis flohen und nur ein kleiner Haufe Muthiger die Akropolis hielt. In dieſer Gefahr benahm ſich die Central-Regierung auf das Unverantwortlichſte. Sie unterſtützte nicht nur nicht den Odyſſeus, der in dieſen Gegenden den Kampf führte, ſondern ſie trieb grade damals den Streit mit ihren Gegnern auf ſeine Spitze. Als der geſetzgebende Körper, in welchem die Primaten noch immer das Uebergewicht hatten, ſich weigerte, dem Senat nach Nauplia zu folgen, wohin dieſer im Oktober 1823 vor den Türken flüchtete, brach der offne Kampf zwiſchen beiden Gewalten aus. Der geſetzgebende Körper konnte ſich gegen den Senat nur dadurch ſchützen, daß auch er wie die Kapitane ſeine Anhänger bewaffnet um ſich ſammelte. Im Dezember ſetzte er dann den ganzen Senat ab und erwählte einen neuen, in den Georg Conduriottis von Hydra, Kolettis und Londos, alle in Verbindung mit Maurokordatos, eintraten, und als Kolokotronis mit ſeiner Partei nicht nachgeben wollte, ward Nauplia zur See und zu Lande von ſeinen Gegnern blokirt. So war hier in Morea der Bürgerkrieg völlig ausgebrochen, und nur dadurch, daß die Türken in Oſthellas den Krieg ohne Nachdruck führten, ward es dem auf ſeine eigenen Kräfte allein beſchränkten Odyſſeus möglich, ſie zum Rückzuge nach Theſſalien zu zwingen. Auf der andern Seite aber im weſtlichen Hellas vertheidigte

ſich Miſſolunghi gleich ruhmvoll wie im früheren Feldzuge, ſo daß die Türken im November die Belagerung aufhoben und nach Epirus zurückzogen, das ſie in beſtändigem Kampf mit den Bergbewohnern nur unter großen Verluſten erreichten. Sie waren auch in dieſem Jahre trotz aller Zerwürfniß der Griechen untereinander um keinen Schritt ihrem Ziele näher gekommen. Zwar hatte der Aufſtand grade nicht weiter um ſich gegriffen, aber in allen Gebieten, in welchen er gleich anfangs ausgebrochen war, hielt er ſich doch ſchon ins vierte Jahr, und mit jedem erfolgloſen Feldzuge war des Sultans Anſehn daheim und auswärts tiefer herabgeſunken. Es war für ihn hohe Zeit, der Empörung endlich um jeden Preis Meiſter zu werden.

Bei dieſer Lage der Dinge bezwang Mahmud II. ſeinen Stolz ſo weit, daß er ſich am Schluſſe des Jahres 1823 entſchloß, denjenigen ſeiner Vaſallen zur Hilfe aufzurufen, welchen er bisher nicht viel weniger als Ali Paſcha von Janina gehaßt hatte, Mehmed Ali, Paſcha von Aegypten.

In demſelben Jahre wie Napoleon, als der Sohn eines niedern türkiſchen Beamten in einem kleinen Ort Macedoniens geboren, wuchs Mehmed Ali, früh verwaiſt, in einem fremden Hauſe auf und ſoll ſchon als Knabe die Energie, aber auch den kalten, grauſamen Charakter gezeigt haben, der ihm ſein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Als junger Mann machte er eine reiche Heirath, legte das durch ſie erlangte Vermögen in einem Tabakshandel an, gewann beträchtlich und behielt ſeitdem eine Vorliebe für den Handel und deſſen Geſchäfte, die ſpäter

auf seine Verwaltung Aegyptens von entschiedenem Einfluß war. Als Napoleon Aegypten besetzt hielt, betrat Mehmed Ali als ein niederer Offizier unter den türkischen Truppen zuerst den Boden, den er nicht wieder verlassen sollte, und kam bald durch sein Talent wie seine List in die Höhe. Er wußte sich die Gunst des neuen Pascha, den die Pforte nach dem Abzuge der Franzosen nach Aegypten gesandt hatte, zu erwerben, ward von diesem zum General erhoben und hatte bereits eine bedeutende Stellung in Kairo, als die Beys der Mameluken sich gegen den Pascha empörten, der sie den Befehlen des Sultans gemäß von der Herrschaft des Landes zurückgedrängt hatte, die früher zu einem großen Theil in ihrer Hand lag. In diesem Streit trat Mehmed Ali auf die Seite der Mameluken. Er schlug mit ihnen den Pascha, der ihn selbst zuerst emporgehoben hatte, belagerte ihn in Damiette, nahm ihn gefangen und jagte ihn schließlich aus dem Lande. Dann aber machte er sich mit List an die Sieger. Er veranlaßte die Beys der Mameluken, daß sie neue hohe Steuern ausschrieben und mit Strenge einzogen, und als hierüber, wie er vorausgesehn hatte, eine Empörung des Volks ausbrach, trat er zu diesem über, vertrieb mit seiner Hilfe im März 1804 die Mameluken-Beys aus Kairo und erhob zunächst den türkischen Befehlshaber in Alexandrien zum Pascha, den die Pforte sodann bestätigte. Natürlich war der neue Pascha, ein an sich schwacher Mann, nur ein Werkzeug in der Hand Mehmed Alis. Vergebens rief diesen die Pforte nach Europa zurück; er heuchelte zwar Gehorsam, traf Anstalten zur Reise, aber

als er zum Schein die Reise antreten wollte, revoltirten die Truppen, und erhob sich die Geistlichkeit wie das Volk von Kairo dagegen. Er hatte sie sammt und sonders für sich zu gewinnen gewußt; die einen durch Gold und Nachsicht im Dienst, die andern durch eine geheuchelte Anhänglichkeit an das Gesetz des Korans, von der Niemand ferner war als er selbst, das Volk durch Herablassung, Freundlichkeit und Wohlthun. Heer, Klerus und Volk verlangten aber nicht nur, daß er bliebe, sondern erklärten auch, er solle als Pascha bleiben. Nach einigem scheinbaren Sträuben gab er nach, belagerte den Pascha in der Citadelle von Kairo, vertheidigte sich gleichzeitig gegen einen Aufstand der Mameluken, welche die Zwietracht der Türken benutzten, um ihre frühere Macht wiederzugewinnen, und wußte sich zu behaupten, bis im Juli 1805 ein Firman des Sultan ihn wirklich zum Statthalter von Aegypten ernannte.

Allein der Sultan hatte nur für den Augenblick nachgegeben, um eine günstigere Zeit zur Entfernung des Eindringlings zu erwarten. Schon damals aber griffen die großen Constellationen der europäischen Politik in diese Verhältnisse Aegyptens ein. England sah unter den Gesichtspunkten seiner ostindischen Interessen die Festsetzung einer starken Regierung in Aegypten nicht eben gern; in alten Verbindungen mit den Beys der Mameluken erhielt es von diesen das Versprechen, daß sie, falls sie durch englische Hilfe wieder zur Herrschaft kämen, ihm einige Häfen einräumen wollten, und so arbeitete denn der englische Gesandte in Konstantinopel daran, den Sultan und Divan

immer mehr gegen Mehmed Ali zu reizen und diesen zu stürzen. Frankreich dagegen, in dieser Zeit überall gegen England thätig, nahm sich schon deshalb Mehmed Ali's an, weil England gegen ihn war; und je nachdem der englische oder französische Einfluß in Konstantinopel stieg oder sank, regelte sich auch das Verhältniß zwischen dem Pascha und der Pforte. Anfangs siegte England. Ein Firman des Sultans ernannte Mehmed Ali zum Pascha von Salonike und forderte ihn auf, sofort sein neues Amt anzutreten; er aber merkte die Falle und blieb unter tausend Betheuerungen seines Gehorsams gegen den Sultan. Sein Gold, welches er, wenn es galt, niemals sparte, leistete ihm dabei in Konstantinopel die besten Dienste.

Genug, er erhielt sich factisch in der Herrschaft und ward nach einigen Jahren auch der Mameluken vollkommen Herr. Mit erheuchelter Freundschaft lud er die Mehrzahl ihrer Führer unter dem Vorwande ein, sich mit ihnen gegen die Pforte zu verbinden, von der er einen Angriff erwarte. Als sie kamen, überhäufte er sie anfangs mit Ehrenbezeugungen und Geschenken. Kaum aber hatte er sie sicher gemacht, so ließ er sie am 1. März 1811 alle auf einmal massacriren. Kein einziger kam mit dem Leben davon. Von diesem Momente an hielt er erst seine Herrschaft gesichert.

Und nun wandte er sich nach außen. Wir haben schon früher der Wehabiten gedacht, und wie schon Selim III. außer Stande war, ihrer Herr zu werden. Im ganzen Reiche trauerten die Gläubigen über die Entweihung der heiligen Städte durch jene ketzerische Sekte, und deren

Siege trugen nicht wenig dazu bei, daß Selim III. in der Gunst seines Volkes sank. Mehmed Ali aber erkannte mit scharfem Blick, welchen Vortheil es ihm bringen müßte, wenn er statt des Sultans der Rächer des wahren Glaubens würde. Zwei Feldzüge, die er unternahm, mißglückten auch ihm, aber der dritte hatte doch den entscheidendsten Erfolg. Im Septbr. 1816 zog sein Sohn Ibrahim von Kairo aus nach Arabien, und nach dreijährigem, mühseligem und blutigem Kampfe in den Wüsten Arabiens, in welchem dieser, damals 26 Jahr alt, zum ersten Male das Feldherrntalent entwickelte, das ihn später berühmt gemacht hat, errang er den Sieg. Am 11. Dezember 1819 kehrte er im Triumph nach Kairo zurück. Ganz Arabien erkannte die Gewalt des Siegers an; die Pforte ernannte ihn zum Ehrenpascha der heiligen Städte, und in der weiten muhamedanischen Welt erscholl überall der Ruhm des Pascha von Aegypten und seines Sohnes als der sieggekrönten Vertheidiger des alten heiligen Glaubens.

In allem diesem war Nichts, was nicht schon öfter innerhalb des osmanischen Reichs vorgekommen wäre. Kühn emporstrebend, ohne viel Bedenken über die Mittel zum Zweck, unternehmend, klug und hinterlistig, hatte sich Mehmed Ali wie andere Pascha's vor ihm in die Höhe gebracht und sich dann in der Stellung, die er sich geschaffen hatte, auch gegen die Abneigung des Sultans behauptet. Grade in der Zeit aber, in der sein Sohn in Arabien stritt, in den Jahren 1816—19, begann er jene Thätigkeit zu entwickeln, die ihn seitdem von allen frühern Pascha's unterschied und ihm in der Geschichte vornämlich

einen Namen gemacht hat. Seinem regſamen Geiſt und ſcharfen Blick entging der Verfall des osmaniſchen Weſens ebenſo wenig, als die Ueberlegenheit europäiſcher Bildung und Macht, und da zu dieſer Erkenntniß ſich auch noch eine ſehr lebendige Begierde nach Herrſchaft, wie ein faſt raſtloſer Trieb zu immer neuen Unternehmungen geſellte, ward Mehmed Ali der Reformer Aegyptens.

Man kann die Geſichtspunkte als irrige tadeln, von welchen er hierbei ausging, man kann die Mittel verabſcheuen, die er anwandte, aber immer wird man geſtehen müſſen, daß er mit großer Klugheit, eiſerner Ausdauer und bewundernswerther Thatkraft ein Ziel erreicht hat, deſſen Erreichung man, als er begann, geradezu für unmöglich hielt. Ihm gelang in Kairo die Reform, welche Selim III. in Konſtantinopel völlig mißlang, und ſie gelang ihm in höherem Grade, als irgend einem andern Herrſcher im ganzen Orient. Wie einſt Selim, ſo fing auch er mit der Reform des Militärweſens an, weil nur ein zuverläſſiges und tüchtiges Heer die Stütze aller andern Reformen werden konnte. Sein erſter Verſuch aber mißlang. Der Widerſtand ſeiner Truppen gegen die europäiſche Ordnung ging bis zum offenen Aufruhr, vor welchem der Paſcha ſelbſt in ſein feſtes Schloß zu Kairo flüchten mußte. Er gab damals den Verſuch auf, aber die widerſpenſtigſten Haufen der Albaneſen ſchickte er gegen die Wehabiten mit dem geheimen Befehl an ſeinen Sohn, ſie im Kriege zuerſt aufreiben zu laſſen, und kein Mann von ihnen kam nach Aegypten zurück; andere ſandte er nach Sennaar, noch andere nach Kordofan, während er

ſelbſt daheim mit dem Beiſtande eines ehemaligen Adjutanten des Marſchalls Ney, des Oberſten Seves, ſpäter Soliman Paſcha, ſich den Kern eines neuen Heeres nach europäiſcher Art bildete. Fern von Kairo und außer dem Geſichtskreiſe der Altgläubigen an den Gränzen von Aegypten und Nubien ließ er die erſten Kaſernen bauen. Dort übte Seves mit Hilfe franzöſiſcher Offiziere und Unteroffiziere die erſten Cadres der neuen Truppe, etwa 1000 M., ein, die man aus der Zahl der Diener des Paſcha und einiger Großen genommen hatte. Dann verſuchten ſie Maſſen von Negern zu disciplíniren, aber dieſe ſtarben in Haufen; endlich that der Paſcha den gewagten Schritt, die Rekruten aus den Fellahs auszuheben, der eingebornen nicht türkiſchen Bevölkerung, die wie die Raja in Europa das Recht der Waffen längſt verloren hatte. Hiergegen empörte ſich der Stolz der Osmanli, aber ihr Widerſtand ſchwand allmählich, als ſie ſahen, daß Ibrahim Paſcha ſelbſt, der Sieger über die Wehabiten und der Held aller Moslemin, an die Spitze der neuen Regimenter trat. Zuletzt kamen die Kaſernen aus der Wüſte nach Kairo und Alexandrien, und Mehmed Ali hatte im Jahre 1824 ſein Ziel bereits ſo weit erreicht, daß ihm 20 bis 30,000 Mann europäiſch disciplinirter Truppen und eine nicht unbedeutende Marine zu Gebote ſtanden, welche ebenſo, wie das Landheer, von franzöſiſchen Offizieren auf europäiſche Weiſe organiſirt und eingeübt worden war.

Zwei Jahre ſpäter beſuchte der Ritter Prokeſch von Oſten den Paſcha in ſeiner Hauptſtadt Kairo. Er fand ihn „einfach, freundlich und ſtrenge zugleich; in ſeinen

Adern und Blicken ein vielfaches Leben und als Ausdruck seines ganzen Wesens Wißbegierde." „Die Armee hat ihre Ausbildung," — sagte damals Mehmed Ali zu dem Besucher — „ich kann vor der Hand Nichts für sie thun. Aber mein Land braucht Pflege. Da liegen meine Schätze. Alles ist Anfang hier, aber es wird werden. Ich denke daran. Ich werde es dahin bringen, wohin es kommen soll. Die Umwandlung zum Besseren hat bereits unausrottbare Wurzeln." Und dann entwickelte er alle die vielen Pläne zur weitern „Umwandlung" Aegyptens, die er schon damals in seinem Kopfe trug und später ausgeführt hat*).

Hatte man in Konstantinopel von Anfang an das sich Festsetzen Mehmed Ali's in Aegypten nur geduldet, weil man es nicht hindern konnte, so erweckte begreiflich jedes weitere Fortschreiten seiner Macht dort ein größeres Mißtrauen, zumal er bei Allem, was er unternahm, außerordentlich selbstständig verfuhr. Trotz aller Versicherungen seiner Unterthänigkeit regierte er doch schon damals Aegypten fast wie ein unabhängiger Fürst, und es ist sehr begreiflich, daß er dem Sultan, dem selbst so wenig gelang, nicht nur wegen seiner Macht, sondern auch wegen seines Glückes verhaßt war. Es lag kein geringer Triumph für ihn darin, daß der Sultan sich dennoch entschließen mußte, gerade seine Hilfe gegen die Griechen in Anspruch zu nehmen.

*) Prokesch v. Osten, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. Stuttgart 1837. 3. Bd. 423.

„Als ein Diener des Sultans" trat der Pascha, wie er selbst einmal sagte, „in den Kampf ein, um seinen Theil von der Last desselben zu tragen;" allein es wäre sehr irrig zu glauben, daß er bei dieser Willfährigkeit nicht zugleich auch sein eigenes Interesse im Auge gehabt hätte. Gleich die erste Unternehmung, zu der er sich noch am Ende des Jahres erhob, und die ihm rasch und vollkommen gelang, brachte ihm die Erfüllung eines lange genährten Wunsches, die Besitznahme Kandia's, zeigte aber auch auf der andern Seite den Griechen, welches entsetzliche Schicksal sie von einem Siege der ägyptischen Schaaren zu erwarten hätten. „Da ward mit Köpfen gekugelt," erzählt Prokesch von Osten — „da verhungerten die verstümmelten Waisen in den Winkeln der Straßen, da gaben die Mädchen unter Wollustächzen den Geist auf; Buben schnitten ihnen die jungfräulichen Brüste aus und frevelten mit den heiligen Geheimnissen der Natur; um eine Hand voll Reis, um einige Zwiebeln wurden Menschen verkauft, Kinder von der Mutter, Mütter von den Kindern gerissen — Tausende wehrlos niedergestochen, zusammengehauen, ins Meer geworfen. Ich will Dir aus vielen eine Geschichte erzählen, die mich aufs tiefste erschütterte, nicht als fände ich sie gräßlicher, als manche andere, aber sie rührte mich mehr, eben weil die edle Natur im Menschen auf der Folie der scheußlichsten Ausartung liegt. Man war von einem Zuge in die nächsten Ortschaften

*) Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. 2. Bd. S. 230.

zurückgekommen. Reiche Beute an Weibern und Gütern war gemacht. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Zierde ihres Orts, zog unter dem Haufen der Getriebenen ihrem Verhängnisse wortlos entgegen. Sie kamen an einem kleinen Platze vorüber, wo man zum Hafen herausgeht, da hatten die Türken eben ein Spiel — sie warfen nämlich ihre Messer und schossen mit Pistolen auf eine Zahl griechischer Jünglinge, gebunden gegen die Wand eines venetianischen Gebäudes gelehnt; die Weiber heulen im Vorüberzuge, und das stumme Mädchen springt plötzlich mit einem Schrei des Kummers aus dem Kreise, wirft sich auf der Jünglinge einen, streckt schützend ihre Arme um ihn, das Haupt den schrecklichen Spielern zugewendet, tausend halberstickte Worte auf den Lippen, tausend Thränen des Flehens in dem Auge. Es ist ihr Bruder, seit mehreren Tagen von den Seinigen vermißt, den sie an dieser Stelle wiederfindet. Der Türke, dessen Beute sie war, geißelt die Niedergesunkene auf; Brust und Nacken bluten unter unwürdigen Streichen, aber keine Drohung, kein Schmerz bewegen sie, von dem Bruder zu lassen. Das Schauspiel begann zu ergötzen; das Mädchen bleibt, während die übrigen Weiber nach dem Galeerenschoppen getrieben werden; der Bruder, bis dahin standhaft, bricht in Thränen der Wuth und des Jammers aus — ein Türke tritt hinzu und stößt ihm das Messer in die Seite — das Mädchen todtenblaß wie eine Leiche — fällt über den Türken, der schleudert sie weg, sie stürzt. Ihre Wuth, ihr Schmerz, ihr Fall erregen unter der Menge nur Gelächter. Unter hundert von Menschen in keinem einzigen eine

menschliche Rührung. Während dies vorgeht, handelt ihr Eigenthümer mit einem Schwarzen, der von Opium taumelt. — Zehn Thaler bietet er, wenn das Mädchen noch unberührt sei. Sie werden Handels einig, fassen das Mädchen an, reißen ihr den Rest der Kleider vom Leibe, — sie wälzt sich am Boden, ihr Auge hat keine Thränen mehr, es sucht den Himmel, der ja täglich hundert und hundert Blitze verschleudert, aber für sie keinen hat. Man vollführt die entehrende Untersuchung vor den Augen des sterbenden Bruders — das Mädchen, als Jungfrau erkannt, hat die Lüste der Barbaren erregt — man läßt dem Käufer nur das Vorrecht des ersten Genusses — einer nach dem andern wirft sich über sie; sie stirbt unter den größten Mißhandlungen, die der Mann an dem Weibe vollführen kann. Ihr unglücklicher Bruder hat den Geist noch nicht ausgehaucht, man bindet ihn an die nackte noch warme blutende Schwester — begeht Greuel, die der Phantasie Nichts mehr übrig lassen — dann wirft man beide so gebunden ins Meer."

Nach der Bezwingung Kandia's ernannte die Pforte im Jan. 1824 Mehmed Ali's Sohn Ibrahim zum Pascha von Morea, und mit großem Eifer ward in Konstantinopel, wie in Alexandrien und Kairo gerüstet. Dennoch verging auch dieses Jahr, ohne daß die Türken irgend einen bedeutenden Erfolg erreicht hätten. Zunächst wurde das Auslaufen der ägyptischen Flotte dadurch bis nach der Mitte des Juli aufgehalten, daß ein furchtbarer Brand in Kairo einen großen Theil der dort aufgehäuften Kriegsvorräthe vernichtete, und als dann endlich die Flotten des

Sultans und des Paſcha ſich vereinigt hatten, litten ſie nicht nur durch die wiederholten Angriffe und Brander der Griechen unter Miaulis Führung, ſondern auch durch die Herbſtſtürme ſo bedeutend, daß die eine nach den Dardanellen, die andere nach Suda zurückkehrte. Seitdem kam es zu keiner größern Unternehmung mehr. Die Griechen ſchloſſen nach wie vor die Küſtenfeſtungen, in welchen ſich noch die Türken hielten, ein, ſchlugen einige Einfälle, welche ihre Feinde von Norden her unternahmen, zurück und errangen im Juli auch einen etwas bedeutenderen Sieg auf den berühmten Feldern von Marathon. Aber die Vortheile, welche ihnen dieſer Gang der Dinge bot, zu benutzen, daran dachten ſie in dieſem Jahre ebenſo wenig, als früher. Man hätte erwarten können, das furchtbare Schickſal Kandia's werde ſie bewegen, all ihren innern Zwiſt beizulegen und ſich mit aller geſammelten Kraft zum Widerſtande gegen Ibrahim Paſcha zu rüſten; allein es erfolgte gerade das Gegentheil, ſie geriethen jetzt erſt recht untereinander in offenen Krieg.

An der Spitze der neuen Regierung, welche gegen Ende 1823 aus der Verbindung der Inſelpartei mit den Primaten gegen die Kapitane hervorgegangen war, ſtand Konturiotis, ein Mann von anerkannter Rechtlichkeit und großem Vermögen, aber auch von einem engen Geſichtskreis und, wie oft ſolche Art von Naturen, hartnäckig in ſeinen Meinungen und Vorurtheilen. Der talentvollſte Mann unter den Mitgliedern des neuen Senats war dagegen Johann Kolettis, zugleich eine große, gebietende Geſtalt. In früheren Jahren Arzt im Dienſte Ali Paſcha's

von Janina hatte er dort gelernt, wie man mit den Kapitanen umgehen müsse, und wenn er auch weniger wissenschaftlich und damals auch weniger politisch gebildet, als Maurokordatos war, so ersetzte er diesen Mangel durch einen scharfen Verstand, eine feine Beobachtungsgabe und rasche Erkenntniß der Menschen. An ihn schlossen sich vornämlich die Rumelioten an, deren Landsmann er war, und deren Tracht er beständig trug. Die Moreoten dagegen, fast stets mit jenen im Gegensatz, haßten ihn tief, und auch Maurokordatos sah von allem Anfang an in Kolettis einen Nebenbuhler um die höchste Macht. Vereint hätten diese beiden vielleicht eine feste Regierung gründen können, aber gleich ehrgeizig und emporstrebend verständigten sie sich nur selten und standen fast immer, bald offen, bald heimlich, einander entgegen.

Zunächst freilich hielten auch sie gegen die Kapitane zusammen, welche im Innern Morea's noch die Herrn waren und außerdem Nauplia inne hatten, das die Regierung seit dem Dezember 1823 förmlich belagern mußte. Da es indeß Maurokordatos gelang, Westhellas in der Anerkennung des Senats zu erhalten, die Primatenfamilien Londos, Zaimis, Notaras den Norden Moreas in ihr Interesse zogen, und Osthellas anfangs neutral blieb, indem Odysseus, dort der mächtigste Mann, zwar nicht undeutlich darnach strebte, für sich ein Kriegsfürstenthum zu gründen, aber doch erst abwarten wollte, wie sich der Kampf der Parteien in Morea entwickeln würde — so hatte die Regierung doch im Ganzen ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Gegner. Zu weiterer Förderung aber gereichte

es ihr, daß sie eine gewisse Anerkennung auch im Auslande fand, und in Folge hiervon im Februar 1824 in London die erste Anleihe für ihren kaum ins Dasein getretenen Staat zu Stande brachte. Bei der Unsicherheit des Ausgangs des ganzen Unternehmens waren freilich die Bedingungen, unter welchen die Anleihe nur abgeschlossen werden konnte, sehr drückende, — man hat berechnet, daß die Griechen für eine Nominalschuld von 800,000 Pfd. Sterling nach Abzug von Zinsen, Unkosten u. a. nur 280,000 Pfd. baar erhalten haben — aber die Anleihe brachte dennoch sowohl dem Aufstande selbst, als auch der Regierung großen Gewinn. Die Aussicht, daß die Regierung durch sie sehr bald in den Besitz nicht unbedeutender Geldmittel kommen würde, bestimmte nicht wenige ihrer Gegner, sich ihr von Neuem anzuschließen. Selbst Odysseus erkannte sie auf die Nachricht von dem Eintreffen des ersten englischen Geldes in der Mitte des April an, und sie sah sich außerdem durch dasselbe in den Stand gesetzt, ihre Streitkräfte beträchtlich zu vermehren. Dies war aber auch um so nothwendiger, je mehr Kolokotronis und dessen Anhänger es auf die Entscheidung der Waffen ankommen lassen wollten. Nachdem die Seinen im April Korinth und Tripolizza hatten räumen müssen, nahm er im Mai alle seine Kräfte zusammen, um noch einen entscheidenden Schlag zu wagen. Zu gleicher Zeit ließ er Argos und Tripolizza angreifen und suchte seinen Sohn in Nauplia zu entsetzen. Aber sein Unternehmen schlug auf allen Punkten fehl, worauf denn auch er sich am 1. Juni der Regierung unterwarf. Am 6. Juni ward die Stadt, am 19.

die Citadelle von Nauplia von ihren Truppen besetzt; sie hatte in diesem Moment einen entschiedenen Sieg über alle ihre Gegner errungen.

Allein der Gegensatz der Parteien hatte nun einmal so tiefe Wurzeln, und Gewohnheit, Interesse und Leidenschaft hielten ihn fort und fort so lebendig, daß jeder Frieden, den sie unter einander schlossen, nur ein halber blieb. Kaum hatten die verbundenen Insulaner und Primaten mit einander gegen die Kapitane gesiegt, so zerfielen sie auch schon wieder untereinander. Die Primaten wollten zwar die Kapitane nicht herrschen lassen, aber sie wollten auch nicht von den Insulanern und Rumelioten beherrscht werden, und in demselben Augenblick, in welchem diese ein Uebergewicht gewannen, schlugen sich jene wieder auf die Seite ihrer bisherigen Gegner. Gleich im Sommer 1824, nur einige Wochen nach der Unterwerfung Kolokotronis, näherten sich ihm die Notaras, Delhyanis, Londos, Zaimis, und noch war das Jahr nicht zu Ende, als Kolokotronis wiederum das Glück der Waffen gegen die Regierung zu versuchen sich entschloß. Er und die Seinigen konnten es nicht ertragen, daß die im Oktober zusammengetretene Nationalversammlung ihre Gegner von Neuem in der Regierung bestätigt hatte. Am 24. November erließ er im Einverständniß mit Anagnosti Delhyanis eine Proklamation an die Moreoten, ein Kriegsmanifest gegen die Regierung, welchem der Angriff auf dem Fuße folgte. Aber er war auch diesmal nicht siegreicher, als im Frühling. Kolettis Einfluß auf die Rumelioten hielt die Kapitane im Norden Griechenlands von einer Verbindung mit

Kolokotronis zurück. In Morea aber siegten die Truppen der Regierung aller Orten, so daß Kolokotronis, durch seine Niederlagen entmuthigt und durch den Tod eines Sohnes gebeugt, schon im Dezember über seine Unterwerfung mit der Regierung zu unterhandeln begann. Am 11. Januar 1825 erschien er in Nauplia in Person. Auch die Brüder Delhyanis und andere Führer der Partei fanden sich dort ein und erklärten alle zusammen ihre Unterwerfung unter die Regierung. Diese glaubte sich jetzt im Bewußtsein des zweimaligen Sieges stark genug, sich der Gegner für lange Zeit entledigen zu können. Am 18. Februar nahm sie unerwartet Kolokotronis und mehrere andere Häupter seiner Partei gefangen. Dreizehn an Zahl, wurden sie in das Kloster des heiligen Elias nach Hydra in Gewahrsam gebracht. Die Regierung dagegen hielt sich nun für sicherer als je früher. Die Land- und Seemacht gehorchte ihren Befehlen, durch die Anleihe in England war sie mit Geld versehen, das Land schloß sich ihr an.

In demselben Februar aber landeten auch die ersten ägyptischen Truppen unter Ibrahims Führung an der Küste Moreas. Im inneren Parteikampfe begriffen, hatte die Regierung diesen Feind und die ungeheure Gefahr, mit der er sie bedrohte, ganz außer Augen gelassen. Seine Flotte begegnete auf ihrer Fahrt von Suda nur einem einzigen griechischen Kriegsschiff, und ihre Landung in Modon wirkte auf die Regierung und das Volk wie ein Ueberfall, von dem Niemand eine Ahnung gehabt hatte. Sie setzte am 24. und 25. Februar etwa 4000 Mann Infanterie und 400 Reiter ans Land, welchen am 17. März

noch eine zweite Abtheilung von 7000 Mann Infanterie und noch etwa 400 Mann Kavallerie folgten, und wenige Tage darauf begann Ibrahim die Belagerung von Navarin, in welches sich Georg Mauromichalis, Kalergis u. a. mit kaum 1500 Mann geworfen hatten. Sie vertheidigten zwar die kleine und elend ausgerüstete Festung trotz allem Mangel an Lebensmitteln und selbst des Wassers aufs heldenmüthigste, aber sie hielten freilich mit aller ihrer Tapferkeit das Schicksal ihres Vaterlandes nicht auf.

Zwar hatte sich die Regierung inzwischen von ihrem ersten Schreck erholt und eine Truppe von 6—7000 Mann zusammengebracht; als diese aber unter der Führung der ausgezeichnetsten Rumeliotenkapitane, der Brüder Bozzaris, Tzavellas u. a. zum Entsatz von Navarin heranzog, ward sie von Ibrahim bei Kromidi zwischen Modon und Navarin am 19. April völlig geschlagen. Wohl fochten die Griechen auf das tapferste in diesem Streit, allein die Disciplin der ägyptischen Bataillone, die Ueberlegenheit, welche ihnen das Bajonet gab, dessen die Griechen entbehrten, endlich die Uebermacht der ägyptischen Kavallerie trugen über alle griechische Tapferkeit den Sieg davon. Die Niederlage der Griechen war entscheidend. Sechshundert der Ihrigen blieben in der Schlacht; die übrigen aber eilten sofort aus dem Peloponnes in ihre Heimath zurück, welche die Türken von Norden her fast in demselben Augenblick angegriffen hatten, als Ibrahim in Morea gelandet war.

Diese Schlacht entschied moralisch den Feldzug. Sie gab den Aegyptern das volle Bewußtsein ihrer Ueberlegen-

heit über die Griechen und jagte diesen einen Schrecken vor der Taktik und Wildheit jener ein, von welchem sie sich sobald nicht erholten.

Am 18. Mai erfolgte darauf die Kapitulation von Navarin, nachdem alle Versuche der griechischen Flotte zum Entsatz gescheitert waren, das Wasser nur noch tropfenweise der Besatzung zugemessen werden konnte und Stadt und Festung bereits einem Trümmerhaufen glich. In den ersten Tagen des Juni brach Ibrahim von Navarin nach dem Innern von Morea auf.

Die Regierung der Griechen war in der höchsten Noth. Nach dem Abzuge der Rumelioten hatte sie keine Streitkräfte mehr, als das Aufgebot des Landvolks, und dieses rief überall laut nach Kolokotronis, der bei seiner Verhaftung gesagt haben soll: „Ich habe mein Vaterland zwei Mal gerettet, und man wird sich an mich wenden, sobald es zum dritten Male gerettet werden soll.“ Dies Wort erfüllte sich jetzt. Am 30. Mai sprach die Regierung eine allgemeine Amnestie aus und ließ durch eine eigene Deputation Kolokotronis aus Hydra herüberholen, auf dessen Ruf dann auch ein paar tausend Bauern zusammenströmten, mit welchen er den Aegyptern entgegen ging. Allein auch er hielt jetzt nicht mehr den Fortschritt Ibrahims auf. Am 23. Juni rückten die Aegypter in Tripolizza ein, am 25. erschien schon die Spitze ihrer Kolonnen auf den Höhen von Argos, den 26. verbrannten sie diese Stadt und standen am 27. nicht weiter, als einen Kanonenschuß von Nauplia entfernt.

Indeß kamen Stadt und Regierung diesmal noch mit

dem Schrecken davon. Ibrahim hatte kein schweres Belagerungsgeschütz mit sich und zog daher, um nicht gleich dem Dramalipascha von Kolokotronis in der Ebene von Argos eingeschlossen zu werden, nach Tripolizza zurück. Hier in der Mitte des Landes blieb er stehn. Er hoffte, die Griechen würden sich ihm unterwerfen, und ließ in dieser Hoffnung gute Mannszucht halten, als aber seine Erwartung getäuscht ward und kein einziger Grieche zu ihm überging, da ließ er der Wildheit seiner Araber und Aegypter den Zügel schießen. Arkadien, Elis, Messenien wurden im September und Oktober auf das fürchterlichste verheert und die scheußlichsten Brutalitäten verübt. Unter den Augen der Flottenstationen der europäischen Mächte, die so entschieden sich gegen den Negerhandel erklärt hatten, wurden auf dem Markte zu Modon Hunderte von Christen, Männer, Weiber, Kinder, in die Sklaverei verkauft.

In dieser Stellung zu Tripolizza wartete Ibrahim seine Verstärkungen aus Aegypten ab. Als sie, 10,000 Mann Infanterie und Kavallerie, mit allen Kriegsbedürfnissen trefflich gerüstet, in den ersten Tagen des November im Hafen von Navarin eingetroffen waren, brach er noch in demselben Monate zu Lande nach Patras auf und setzte in den ersten Tagen des Dezember nach Aetolien über, um Missolunghi zu nehmen, vor welchem Reschid Pascha mit den Türken seit dem Ende des April lag. Als er nun dort mit seinen Aegyptern erschien, fand sich der Ort schon in der beklagenswertheften Lage. Die Besatzung hatte seit zehn Monaten in dem mit verhältnißmäßig wenigem Geschütz versehenen Orte unter Nothi Bozzaris

Führung Alles geleistet, was nur Menschen zu leisten vermögen, die von dem Bewußtsein durchdrungen sind, daß der Kampf, den sie führen, ein Kampf auf Leben und Tod ist. Nicht selten dem Hungertode nah, durch Anstrengungen, Wachen und Kampf decimirt, lebte sie jetzt im eigentlichsten Sinne des Wortes nur noch unter den Trümmern der Stadt. Nur die Lebensmittel und die Munition, welche diese Helden von Zeit zu Zeit durch die Flotte der Ihrigen erhielten, hatten ihre Kraft aufrecht gehalten, und noch unverzagt schlugen sie ebensowohl die Anträge Ibrahims auf eine Kapitulation, als die ersten Stürme ab, die er versuchte. Für beide, die Belagerer wie die Belagerten, kam es seitdem vornämlich darauf an, die Verbindung der Stadt mit der See zu schließen oder zu erhalten, und es entspann sich daher ein furchtbarer Kampf um die Lagunen, welche der Küste von Missolunghi vorliegen und den Zugang beherrschen. Erst in der Mitte März ward Ibrahim ihrer Herr, und nachdem ein Versuch, den Miaulis noch mit der Flotte machte, die Verbindung der Stadt mit dem Meere von Neuem zu öffnen, an der großen Ueberzahl der ägyptisch-türkischen Schiffe gescheitert war, stieg die Noth dort aufs höchste. Seit dem 1. April 1826 konnten an die Besatzung keine Lebensmittel mehr vertheilt werden; sie lebte nur noch von Katzen, Ratten, rohen Häuten; die Erde lag mit Kranken, Sterbenden und Todten bedeckt. Da faßte die tapfere Schaar den verzweifelten Entschluß sich durchzuschlagen, und verließ in aller Stille mit Weib und Kind in der Nacht vom 22. auf den 23. April den Platz. Aber ihr

Plan war durch einen bulgarischen Ueberläufer verrathen worden, und Ibrahim hatte alle Vorkehrungen getroffen sie zu empfangen. Dennoch schlug ein kleiner Theil mit heroischem Muthe sich durch; der größere ließ sein Leben in verzweifelter Gegenwehr, während zu gleicher Zeit Aegypter und Türken die Mauern der Stadt überstiegen. Was hier noch von Männern, Weibern und Kindern übrig war, vertheidigte sich von Trümmerhaufen zu Trümmerhaufen und sprengte sich theils mit den Feinden zusammen in die Luft, theils warfen sie sich geradezu in die See.

Missolunghis heldenmüthige Vertheidigung hatte die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Welt auf sich gezogen; sein Fall durchzuckte sie damals wie ein elektrischer Schlag, und allgemein war der Glaube, es werde nun mit dem Aufstande der Griechen vorbei sein, und alle Hoffnungen zu Grabe getragen werden müssen, die sich an ihre erste Erhebung zur Freiheit geknüpft hatten. Allein man übersah in Europa, daß in den Griechen noch eine Macht vorhanden war, welche ungeachtet aller Niederlagen, die sie erlitten hatten, ungeachtet auch ihrer inneren Parteiung, ihrer Mittellosigkeit und all ihrer sittlichen Schwächen und Laster, mit einem Wort, ungeachtet des ganzen Elends, in dem sie sich jetzt befanden, dennoch für sich allein im Stande war, den Aufstand zu erhalten: die allgemeine Ueberzeugung nämlich, daß nach dem bisherigen Kampfe jeder Vertrag mit den Türken eine Unmöglichkeit sei. Jeder einzelne Grieche bis auf die Kinder herab wußte es, daß ihn kein Brief und Siegel, selbst wenn des Sultans eigene Hand ihn unterschrieben und

besiegelt hätte, vor der Rache des niedrigsten Moslemin schützen und die Nation vor den schrecklichsten Greueln, vielleicht nicht einmal vor gänzlicher Vertilgung bewahren würde. Diese Ueberzeugung hielt von jeder Ergebung zurück. Nur auf dem Boden, auf welchem Türken und Aegypter eben standen, und so weit als ihre Waffen reichten, waren sie die Herren, und wo sie erschienen, flohen die Griechen vor ihnen; aber des Landes Herr war Ibrahim eben so wenig, als es Napoleon in Spanien jemals gewesen. Wie tief auch der Muth in der Masse der Griechen gesunken, wie sehr ihr Vertrauen auf sich selbst auch geschwächt, und wie schrecklich auch das Elend war, in welchem sie sich befanden, sie hielten noch an einer Hoffnung fest, an der Hoffnung auf Hilfe von außen oder von oben.

---

4. Die europäische Diplomatie bis zum Tode des Kaiser Alexander.

Die warme Theilnahme, welche die öffentliche Meinung durch ganz Europa den Griechen vom ersten Anfange ihrer Erhebung an zugewandt hatte, war ihnen auch im weiteren Verlauf derselben geblieben. Die offizielle Presse bemühte sich vergebens, den Aufstand als ein hochverrätherisches Unternehmen von „Bösewichtern, welche aus schändlichen Absichten den bethörten Griechen die Waffen in die Hand gegeben," darzustellen*) und hob eben so vergebens auf

*) Preußische Staatszeitung vom 18. Oktober 1821.

das nachdrücklichste alle die Schattenseiten des griechischen Nationalcharakters hervor, die allerdings während des Kampfes in immer grellerer Weise hervortraten. Die Ausdauer, der Muth und die Opferfähigkeit, womit im Ganzen und Großen die Nation unter den ungünstigsten Verhältnissen und trotz aller Selbstsucht der Führer und innerer Parteiung, den einmal begonnenen Kampf um ihre Freiheit fortführte, überwog jeden andern Eindruck, und kein irgendwie Unbefangener ließ sich überreden, daß es eben auch „Barbaren" seien, die sich gegen Barbaren empörten.

Aber auch die Kabinette hielten noch auf dem Kongreß von Verona (Oktober 1822) an ihrer ersten Auffassung fest. Vergebens übersandte der Graf Andreas Metaxas — dem man nicht einmal erlaubte, in Person nach Verona zu kommen — eine Adresse des griechischen Senats, in welcher dieser im Namen der Nation um die Unterstützung des „christlichen" Europa bat und an „die Menschlichkeit und Frömmigkeit der versammelten Monarchen" appellirte. Die heilige Alliance sah nach wie vor die Despotie der Türken für legitimer an, als die Sache der Griechen und wies diese ab, ohne sie einmal einer unmittelbaren Antwort zu würdigen. Die Kabinette von Wien, Petersburg und Berlin erließen an alle ihre Gesandtschaften von Verona aus eine gleichlautende Note, in der es in Betreff der Griechen hieß: „Entschlossen, das Prinzip der Revolte, wo immer und unter welcher Form es sich auch zeigen mag, abzuweisen, eilten die Monarchen, demselben eine gleiche und eine einmüthige Mißbilligung entgegenzusetzen. Jeder Rücksicht, die von ihrem Wege hätte ableiten können,

wußten sie zu widerstehen, aber indem sie auf die Stimme des Gewissens und einer heiligen Pflicht hörten, verliehen sie der Sache der Menschlichkeit ihr Wort zu Gunsten der Opfer einer so unbesonnenen als sträflichen Unternehmung." Unter der Hand gaben sie den Griechen den Rath, sich dem Sultan von neuem zu unterwerfen: sie selbst würden sich bemühen, ihnen seine Verzeihung zu erwirken.

Allein auf dem Kongreß von Verona lockerte sich auch bereits jene politische Uebereinstimmung, in welcher sich die großen Mächte seit der Stiftung und auf der Grundlage der heiligen Alliance gehalten hatten. England trennte sich zuerst unter Canning's Leitung von der Kontinentalpolitik, welche gewissermaßen als eine Nachwirkung der großen Kriege gegen Napoleon auch jenseits des Kanals, so lange Castlereagh lebte, einen nicht unbedeutenden Einfluß gewonnen hatte. Grade im Gegensatz zu der „allgemeinen" Politik der heiligen Alliance rief Canning „jede Regierung zu ihrer eigenen Nationalität zurück" und ging zunächst in der spanischen Frage seinen eigenen Weg. Auch Chateaubriand, der kurz darauf in Paris an die Spitze der auswärtigen Geschäfte trat, war von sehr ähnlichen Gedanken erfüllt. Er wünschte Frankreich durch irgend ein entschiedenes und kräftiges Eingreifen in die Weltverhältnisse aus der zurückgedrängten Stellung zu erheben, in welche es in Folge der Kriege von 1813—15 gekommen war, und ergriff vornämlich von diesem Gesichtspunkte aus nicht nur mit dem größten Eifer die spanische Frage, sondern erging sich auch in den weitgreifendsten Ideen einer thätigen national-französischen Politik. „Wäh-

rend Rußland" — ſagte er — „nach Konſtantinopel zieht und die Türkei theilt, wollen wir die Linie des Rheins von Straßburg bis Köln. Das iſt unſere gerechte Forderung. Oeſterreich und England werden weder in das eine, noch in das andere jemals willigen; nur im Bunde mit Rußland können wir dies Ziel erreichen. Für die Rheinlinie wollen wir die Türkei an Rußland opfern."

Allerdings, dieſe Ideen reiften, ſo viel wir wiſſen, damals noch nicht zu beſtimmteren Entwürfen und Plänen, aber ſie charakteriſiren immer den großen Umſchwung der europäiſchen Politik, der in jenen Jahren begann und gleich damals jenes engere Einvernehmen zwiſchen Frankreich und Rußland anbahnte, welches ſich durch alle Kriſen der Zeit bis zum Sturz der Bourbonen erhielt.

Denn auch der Kaiſer Alexander fühlte ſich ungeachtet aller ſeiner Vorliebe für die „allgemeine Politik der heiligen Alliance" dennoch je länger je mehr durch das Uebergewicht beengt und verſtimmt, welches das Wiener Kabinet unter der Leitung des Fürſten Metternich in allen großen europäiſchen Fragen ſeit dem Weltfrieden in Anſpruch gewonnen und geübt hatte. Er wollte wohl den Principien der Alliance Opfer bringen und hatte ſie in der That in der orientaliſchen Frage gebracht, aber er wollte dieſe Opfer auch nach ſeiner eignen Auffaſſung ihrer Nothwendigkeit und der Intereſſen Rußlands, und nicht immer nach fremden Geſichtspunkten bemeſſen. Die ſchneidende Härte, mit welcher das Kabinet von Wien die Griechen nicht nur verurtheilte, ſondern auch jede Theilnahme für ſie ſo weit verfolgte, daß es unter anderm dem

Berliner Hofe die bitterſten Vorhaltungen nicht erſparte, als man in Preußen Geld zu ſammeln begann, um gefangene Griechen aus türkiſcher Sklaverei loszukaufen*), verletzte Alexanders perſönliche religiöſe Sympathie für ſeine unterdrückten Glaubensgenoſſen. Hierzu kam, daß die ruſſiſchen Forderungen in Konſtantinopel ungeachtet aller Unterſtützung der engliſchen und öſterreichiſchen Diplomatie zu keinem irgend wie Rußland befriedigenden Abſchluſſe gebracht werden konnten. Im Vertrauen darauf, daß Oeſterreich und England Alles aufbieten würden, um Rußland von einer Kriegserklärung abzuhalten, ſchleppte nicht nur die Pforte abſichtlich die Verhandlungen hin, ſondern führte auch das ſchon einmal von ihr Zugeſtandene kaum zur Hälfte aus. Sie ſchien ſich gegen Rußland gerade durch den griechiſchen Aufſtand vollkommen ſicher zu fühlen, und es begreift ſich aus dieſer ganzen Lage der Verhältniſſe leicht, daß man in Petersburg je länger je mehr zu der Anſicht kam, „Rußland könne eine unabſehbare Verlängerung des Kampfes der Griechen nicht zulaſſen, ohne ſeine theuerſten Intereſſen zu verletzen**).“ Das alles aber mußte nothwendig mit der Zeit den Kaiſer dem Wiener Kabinet, wenn auch nicht geradezu entfremden, ſo doch jedenfalls ferner ſtellen, und da Canning's ganze politiſche Haltung Rußland und England viel mehr auseinander führte, als einander näherte, ſo kam Kaiſer Alexander ſehr bereitwillig dem Kabinet von Paris entgegen, das ſeine

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. 2. Bd. S. 303.

**) „La Russie ne pouvait admettre la durée indéfinie de cette lutte sans blesser ses intérêts les plus chers.“ Recueil p. 218.

Freundschaft mit Wärme suchte. Schon am 30. November 1823 schrieb der französische Gesandte de la Ferronays aus Petersburg: „Der Kaiser betrachtet Frankreich als seinen natürlichen Alliirten; mehr als einmal hat er es mich in meiner letzten Audienz hören lassen, daß Frankreich und Rußland mit einander im Bunde alle übrigen Mächte in Europa zwingen könnten, das zu wollen, was sie wollen."

In dieser allgemeinen politischen Konstellation, und nachdem die Pforte den Forderungen Rußlands in Betreff der Donaufürstenthümer und des Handels auf dem schwarzen Meer wenigstens theilweise nachgekommen war, nahm Alexander den Gedanken wieder auf, die griechische Frage durch eine gemeinschaftliche Dazwischenkunft aller großen Mächte Europa's zu schlichten. Auf einer Zusammenkunft in Lemberg verständigten sich Rußland und Oesterreich dahin, zu diesem Zweck in Petersburg Konferenzen zu veranstalten und die Höfe von London, Paris und Berlin zur Theilnahme einzuladen. Eine ausführliche, den Kabinetten mitgetheilte Denkschrift vom 9. Januar 1824 entwickelte dann im voraus die Gesichtspunkte und Ideen des Petersburger Kabinets.

„In Folge der geglückten Anstrengungen" — hieß es in ihr — „im Süden von Europa die Saaten der Revolution zu ersticken, hält der Kaiser gegenwärtig den Moment für günstig, sich auch mit den Mitteln der Beruhigung des Orients zu beschäftigen. Es wird durchaus nothwendig, den Unruhen ein Ziel zu setzen, welche Griechenland bewegen. Sie stören auf die verderblichste Weise den russischen

Handel in der Levante und damit zugleich die Industrie eines großen Theils des russischen Reichs.

„Dank der Gewandtheit Lord Strangfords hat die Pforte die gerechten Forderungen Rußlands anerkannt, und in Folge hiervon hat der Kaiser den Herrn von Minciaky als seinen Geschäftsträger nach Konstantinopel gesandt. Einen eigentlichen Gesandten aber dorthin zu senden, stellten sich die wichtigsten Rücksichten entgegen. Die Türken würden nicht verfehlen, die Gegenwart dieses Gesandten als einen entscheidenden Sieg über die Griechen zu betrachten, und überhaupt, in welche Stellung würde der Gesandte gerathen, wenn der Krieg fortdauert? Würden die Griechen Erfolge erringen, so würde der Gesandte Rußlands ein Gegenstand des Verdachtes für den Divan sein, man würde ihm, wie früher, Einverständnisse mit den Rebellen unterschieben; seine Stellung würde dieselbe werden, in der sich Baron Stroganow befand, als der Fürst Ypsilantis sein verbrecherisches Unternehmen begann; seine Protestationen wurden nicht gehört, er sah sich genöthigt, Konstantinopel zu verlassen.

„Gesetzt aber den Fall, die Türken triumphirten, wie könnte der russische Gesandte ein Zuschauer der Grausamkeiten bleiben, denen sich das barbarische Volk im Augenblick des Sieges unfehlbar überlassen würde? Seine Gegenwart würde Veranlassung werden, die Gefühle des Kaisers zu verläumden, ihm die Absicht unterzulegen, als wenn er dazu mitwirken wolle, die Griechen einer anarchischen und barbarischen Gewalt zu unterwerfen, Mahomedaner und Christen auf eine Linie zu stellen.

„Auf der andern Seite ist es eben so wesentlich, daß die Mächte, welche die Revolution der beiden Halbinseln unterdrückt haben, es hintertreiben, daß die Sache der Griechen sich nicht durch das Zusammenströmen der Revolutionäre aller Länder, in welchen die Ordnung wieder hergestellt ist, verstärke.

„Nur durch ein rasches und festes Zusammenwirken der Alliirten wird es möglich sein, diesen Uebeln vorzubeugen und dem Blutvergießen Einhalt zu thun, das nun schon drei Jahre fortdauert. Denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch der vierte Feldzug keine entscheidenden Erfolge herbeiführen.

„Das russische Kabinet schlägt daher als einen gerechten Mittelweg folgende Mittel der Pacification des Orients vor, welche geeignet scheinen, den Griechen die Garantien zu gewähren, die für sie nothwendig geworden sind, den Türken aber wirkliche Vortheile sichern, die sie für sich selbst nicht erreichen können.

„Man ist der Ansicht, daß, wie es schon früher in der Türkei stattgefunden hat, auch jetzt drei Fürstenthümer auf dem griechischen Kontinent errichtet werden könnten. Das erste dürfte Thessalien, Böotien und Attika umfassen, das zweite Epirus und Akarnanien, das dritte Morea, mit welchem sich Kreta verbinden ließe. Die Inseln dürften jede für sich eine municipale Organisation erhalten und im Ganzen und Großen wie bisher regiert werden.

„Das Beispiel der staatsrechtlichen Stellung der Moldau und Wallachei zur Pforte liegt diesen Vorschlägen zu Grunde. Rußland glaubt, daß die Griechen vernünftiger-

weise ihre Ansprüche nicht weiter treiben können. Sie würden bei dieser Einrichtung eine Freiheit genießen, wie sie sie bisher nicht gehabt. Die Türken müßten in einigen Festungen Garnisonen erhalten, ohne doch über den bestimmten Rayon derselben hinausgehen zu dürfen; kein Pascha und kein Gouverneur müßte im Lande sein, sondern jedes der neuen Fürstenthümer einen nach seinen Verhältnissen abgemessenen Tribut unmittelbar an die Pforte zahlen. Die innere Einrichtung der erstern würde der Gegenstand einer fernern Unterhandlung der Mächte sein.

„Die Pforte ihrerseits kann nur hierbei gewinnen. Ein vierter Feldzug wird aller Wahrscheinlichkeit nach für sie keinen besseren Erfolg haben, als die frühern, während das vorgeschlagene Arrangement ihr Frieden, Sicherheit und regelmäßige Einkünfte aus dem Tribut der neuen Fürstenthümer verspricht. Gegenwärtig stören rebellische Pascha's alle Augenblicke die Ruhe des Reichs und behalten die Schätze für sich, die sie von den Unterthanen erpressen; diese Empörungen ehrgeiziger Beamten würden von selbst verschwinden.

„Für die Alliirten aber hätte dieser Plan den Vortheil, daß sie in dieser Form den Griechen zu einer Freiheit verhelfen und dieselbe ihnen garantiren könnten, ohne doch von den Principien abzuweichen, welche die Basis ihrer eignen Politik bilden, d. h. ohne doch das revolutionäre Project einer absoluten Lostrennung der Griechen von der legitimen Oberherrschaft der Pforte zu begünstigen."

Man sieht, wie Alexander früher durch die Wiederherstellung eines Königreichs Polen, dessen Krone er aber

unauflöslich mit der russischen verband, zugleich den Polen bis auf einen gewissen Grad gerecht zu werden und doch auch die Machtinteressen Rußlands wesentlich zu fördern gewußt hatte, so suchte er auch jetzt in ganz ähnlicher Weise die griechische Frage zu lösen. Denn wie sehr sich auch die Denkschrift bemühte, den in ihr mitgetheilten Pacificationsplan als einen dem Interesse des gesammten Europa angemessenen darzustellen, Rußland hätte doch von seiner Ausführung den bei weitem größten Vortheil gezogen. Europa kann in seinem Interesse nur das Vorhandensein einer durch sich selbst starken und wahrhaft unabhängigen Macht am Bosporus wünschen; Rußlands besonderes Interesse ist dagegen, wie Graf Nesselrode es selbst mehr als einmal ausgesprochen hat, „einen durchaus überwiegenden Einfluß in Konstantinopel" zu haben. Auf dieses Ziel lief aber der ganze Plan der That nach aus. Die Zerstückelung Griechenlands in drei Fürstenthümer und die Inseln hätte Türken und Griechen in gleicher Weise geschwächt; das gemischte System einer halben Oberhoheit der Pforte und einer halben Freiheit der Griechen konnte nur die Quelle unaufhörlicher Reibungen beider, das Nebeneinanderstehn der drei griechischen Fürsten nur die Quelle steter Eifersucht unter ihnen werden, und welcher andern Macht wäre die Rolle des Vermittlers und Schiedsrichters in allen diesen zahllosen Streitigkeiten zugefallen, als Rußland? Zu der Moldau und Wallachei und in gewissem Grade auch zu Serbien nahm es bereits eine Stellung dieser Art ein, und wenn neben diesen noch die drei griechischen Fürstenthümer zu ihm in eine ähnliche Abhän-

gigkeit kamen, so hätte es nicht nur den von ihm erstrebten „durchaus überwiegenden Einfluß," sondern fast eine Herrschaft in Konstantinopel sich gegründet, bei der von einer Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Pforte nicht mehr die Rede gewesen wäre.

Konnten die Mächte Europa's auf diesen Plan eingehen?

Zwar die Höfe von Berlin und Paris billigten die russische Denkschrift in allen ihren Theilen, aber das Kabinet von Wien behielt sich sogleich eine genauere Prüfung vor, und Canning ertheilte erst nach längerem Zaudern dem englischen Gesandten in Petersburg die Erlaubniß, an der beabsichtigten Konferenz theilzunehmen. Sie ward in der That am 5. Juni 1824 eröffnet, und in ihrer ersten Sitzung unterzeichneten die Botschafter ein Protokoll, welches in allgemeinen Ausdrücken eine Art von Billigung der russischen Denkschrift aussprach. Allein gleich in der zweiten zeigte sich, daß kein einziger der Gesandten die Vollmacht hatte zu einer Berathung über die Maßregeln fortzugehen, welche zur Ausführung der beabsichtigten Pacification des Orients zu ergreifen wären. Hiermit aber fiel zunächst der ganze Plan Rußlands zu Boden. Es blieb dem Kaiser nichts übrig, als die Konferenzen zu vertagen und den Versuch zu wiederholen, durch neue diplomatische Vorstellungen die Höfe zu der Ueberzeugung zu bringen, daß ein entschiedeneres Vorgehen in dieser Frage in Aller Interesse dringend nothwendig sei.

Mittlerweile rief aber der Plan des Petersburger Kabinets noch einen anderen und viel lebhafteren Wider-

stand auf. Kaum war die russische Denkschrift durch die öffentlichen Blätter Europa's — zuerst im Constitutionel vom 31. Mai — bekannt geworden, so protestirten die Griechen selbst trotz aller Gefahr, mit der sie in diesem Augenblick ihre innere Parteiung eben so wie der Angriff Mehmed Ali's bedrohte, dennoch auf das entschiedenste gegen die Art von Hilfe, welche ihnen die Denkschrift in Aussicht stellte. Sie erklärten „feierlichst, daß sie einen rühmlichen Tod dem schmählichen Loose vorziehen, unter das man sie beugen will." Schon diese ihre Protestation vom 24. August 1824 war an und für sich von großer Bedeutung; ihr Gewicht wuchs aber noch dadurch, daß sie an England gerichtet ward. Canning's entschiedene Trennung von der heiligen Alliance, sein Auftreten in der Frage über die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien in Amerika, die Maßregeln, welche er getroffen hatte, die Neutralität Englands in dem Kampfe zwischen Griechen und Türken mit wahrhafter Unparteilichkeit zu handhaben, endlich seine ganze politische Haltung, hatte in den Griechen die Hoffnung erweckt, daß, wenn irgend einer unter den Staatsmännern Europa's, er sich ihrer annehmen werde. „Es ist nicht glaublich," — sagten sie in ihrer Protestation — „daß Sr. großbrittanische Majestät, welche so menschenfreundliche Gesinnungen gegen die Völker von Südamerika gezeigt, zugeben werde, daß die Griechen aus dem Verzeichniß der gebildeten Nationen als unwürdig ausgeschlossen und der Willkür der Einen und der Andern preisgegeben würden, ohne das Recht zu haben, sich selbst als Nation zu konstituiren."

Man muß einräumen, daß Cannings Stellung eine schwierige war. Auf der einen Seite hatte er den bisherigen „freundschaftlichen Verhältnissen Englands zur Pforte" Rechnung zu tragen, auf der andern mußte er es zu verhüten suchen, daß die Griechen, von England abgewiesen, sich nicht in die Arme Rußlands warfen, und durfte endlich die sich darbietende Gelegenheit, den Einfluß Englands dort zu vermehren, nicht von der Hand weisen. Aber wie vorsichtig daher auch seine Antwort vom 1. Dezember gefaßt war, in der Hauptsache sprach er sich doch sehr entschieden aus. Er gab zunächst die Versicherung, daß „Großbrittanien an keinem Versuche, den Griechen einen ihren Wünschen zuwiderlaufenden Plan zur Herstellung des Friedens mit Gewalt aufzudringen, Theil nehmen werde," und setzte dann hinzu: „wenn aber die Griechen früher oder später es für räthlich halten sollten, unsere Vermittelung zu verlangen, so würden wir dieselbe der Pforte anbieten und im Falle der Annahme würden wir Nichts vernachläßigen, um sie im Einverständniß mit andern Mächten, deren Mitwirkung die Uebereinkunft erleichtern und ihre Dauer verbürgen würde, wirksam zu machen."

Mit dieser Antwort schlug England auch in der griechischen Frage seinen eignen Weg ein. Ohne im voraus eine Verständigung mit andern Mächten zu suchen, trat es in eine ganz neue Stellung zu den Griechen, und da es um dieselbe Zeit deren Blokade und Visitationsrecht anerkannte, da das Verhalten der englischen Behörden auf den jonischen Inseln, sowie der Befehlshaber der englischen

Flottenstationen in den griechischen Gewässern ein viel freundlicheres und gerechteres ward, als es früher gewesen war, endlich auch damals die griechische Anleihe in London zu Stande kam, so wirkte dies alles zusammen dahin, daß die Griechen, welche im Anfange ihrer Erhebung alle ihre Hoffnungen auf den Beistand Rußlands gesetzt hatten, sich jetzt von Rußland ab- und zu England hinüberwandten. Es bildete sich von dieser Zeit an unter ihnen eine englische Partei, an deren Spitze Maurokordatos trat, und die ihre Anhänger vornämlich unter den Inseln und auf der Flotte fand.

Da war es denn aber auch nur natürlich, daß man in Petersburg diese Wendung der Dinge auf das bitterste empfand. Kaiser Alexander hatte es stets für ein Opfer, welches er seinerseits der Alliance bringe, betrachtet, daß er nicht ohne Uebereinstimmung mit den andern Mächten in der griechischen Frage selbstständig einschritte. Jetzt sah er England im Begriff dies zu thun und fühlte sich dadurch persönlich beleidigt. Er erklärte sofort, daß jede Unterhandlung zwischen Rußland und England über die Angelegenheiten des Orients zu Ende sei, und bemühte sich, England zu isoliren, indem er die andern Höfe aufforderte, die Petersburger Konferenzen auch ohne Theilnahme jener Macht wieder aufzunehmen. Auch war er nicht gesonnen, „den Einfluß und die Achtung, welche Rußland sich seit einem halben Jahrhundert unter den Griechen erworben hatte," an eine andere Macht übergehen zu lassen, sondern hielt sich vielmehr für vollkommen berechtigt, jenen Einfluß zu benutzen, um der englischen

Partei unter den Griechen auch eine russische entgegen zu stellen. Die Ansätze hierzu waren längst vorhanden; jetzt wurden sie vornämlich unter Kapodistrias Vermittelung zur Reife gebracht, der von Genf aus, wohin er sich nach seinem Austritt aus dem russischen Staatsdienst zurückgezogen hatte, eben so sehr mit St. Petersburg als mit den Griechen in steter Verbindung geblieben war. Die Kapitane Moreas, ohnehin mit Maurokordatos und den Insulanern verfeindet, schlossen sich um so rascher an Rußland an, als sie ihre Gegner mit England in Verbindung sahen, und einzelne unter ihnen wohl auch durch die Hoffnung gelockt wurden, daß es ihnen mit Hilfe Rußlands gelingen werde, sich zu fürstlichen Stellungen der Art zu erheben, wie sie das Kabinet von Petersburg in Griechenland zu begründen gedachte.

Solchergestalt erhielt die alte Parteiung der Insulaner und Moreoten ein neues politisches Ferment, und als dann noch im Laufe des Jahres 1825 auch die Franzosen sich eine dritte Partei bildeten, deren Führer Kolettis war, und die ihre Anhänger vornämlich unter den Rumelioten fand, so griff seitdem der Gegensatz der europäischen Mächte auf das tiefste in die Entwickelung der innern Parteiverhältnisse der Griechen ein. In Verona hatten die Mächte noch jeden unmittelbaren Verkehr mit ihnen und „ihrem eben so unbesonnenen, als sträflichen Unternehmen" abgelehnt; jetzt fingen schon England, Frankreich und Rußland, jedes für sich, an, sie im eigenen Interesse an sich zu ziehen.

Bald reifte unter dem mitwirkenden Einfluß der Siege

Ibrahims auch die erste Frucht dieser Bestrebungen, in welchen sich zunächst die Franzosen als die thätigsten zeigten. General Roche, der Ende April 1825 in Nauplia ankam, war freilich nur der Agent des Pariser Philhellenen-Vereins, aber der Admiral de Rigny, der Befehlshaber der französischen Flotte in der Levante, unterstützte doch so weit die Bestrebungen des Generals*), daß man kaum annehmen kann, die französische Regierung sei diesen vollkommen fremd geblieben. Diese beiden aber waren es zuerst, welche im Verein mit Kolettis in den Griechen den Gedanken hervorriefen, durch die Berufung eines europäischen Prinzen zu ihrem Könige die Unterstützung einer der großen Mächte sich zu gewinnen, und da grade damals Ibrahims Siege in Morea die Nation an den Rand des Verderbens brachten, fand dieser Gedanke sogleich einen weit verbreiteten Anklang. General Roche suchte für den Herzog von Nemours, den zweiten Sohn Louis Philipps von Orleans, zu wirken, und bereits im Juni wurden im Lande Unterschriften zu einer Adresse an die Nationalversammlung in diesem Sinne gesammelt. Allein wie thätig auch der General und dessen Freunde waren, die offenbare vertraute Verbindung, in welcher die französische Regierung gleichzeitig mit Mehmed Ali von Aegypten stand, ließ in der Masse der Griechen kein rechtes Vertrauen zu den Franzosen gedeihen, deren Unternehmen zuletzt nur dazu diente, die englische Partei zu einem noch entschiedneren Schritt zu bestimmen. Nicht ohne vorhergegangene

*) Prokesch, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient. 2, 691.

Verständigung mit dem Befehlshaber der englischen Flottenstation, dem Commodore Hamilton, unterzeichneten Maurokordatos, fast alle Mitglieder der Regierung und eine große Zahl von Notabeln am 1. August 1825 eine Akte, durch welche „die griechische Nation das heilige Unterpfand ihrer Freiheit und ihrer politischen Existenz freiwillig unter den ausschließenden Schutz Großbritanniens" stellte. Die Protestation, welche General Roche im Namen der französischen und nordamerikanischen Philhellenen hiergegen erließ, verhallte wirkungslos. Kolokotronis hielt sich mit seiner russisch gesinnten Partei in diesem Augenblick still, und die Nation billigte wirklich in ihrer Mehrzahl Maurokordatos Schritt. Der Sohn des Admirals Miaulis überbrachte die Akte nach England.

Inzwischen hatte der Kaiser Alexander immer neue Versuche gemacht, mindestens die Höfe von Wien, Paris und Berlin für ein mit Rußland gemeinschaftliches und entschiedenes Handeln zu gewinnen. Er stellte ihnen dringender als je früher vor, daß die Verlängerung des griechischen Kampfes nicht nur für die Ruhe der Völker, sondern auch für die Ehre der Monarchen die schädlichsten Folgen nach sich ziehen würde, gleichviel ob der Kampf mit einem Siege der Türken oder der Griechen ende. Denn im letzteren Falle triumphire die Revolution, und im ersten sei eine gänzliche Vernichtung der Christen in der Türkei zu erwarten, die in ganz Europa den größten Abscheu erwecken und den Regierungen zur Last gelegt werden würde, welche Nichts gethan hätten, einem so schrecklichen Ende vorzubeugen. Zugleich verhehlte er es nicht, daß

unter den Auspicien eines vollständigen Erfolges der Türken gegen die Griechen kein zufriedenstellendes Verhältniß zwischen der Pforte und Rußland möglich sein würde, und sprach es endlich offen aus, daß, wenn die Höfe fortfahren sollten, an ihren bisherigen Gesichtspunkten festzuhalten, er selbst sich genöthigt sehen würde „auf nichts Anderes mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die Rechte und die Interessen seines eignen Reiches."

Allein von allen drei Höfen stimmte nur der von Berlin dieser Auffassung bei. Fürst Metternich dagegen hielt seinen einmal genommenen Standpunkt jetzt um so mehr fest, als er sich lebhafter als je früher mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Sultan mit Hilfe Mehmed Alis von Aegypten des Aufstandes der Griechen in kurzer Frist und vollkommen Herr werden würde. Während er den österreichischen Gesandten an den Petersburger Konferenzen (Februar 1825) theilnehmen ließ, berieth das Wiener Kabinet in derselben Zeit den neuen Feldzugsplan mit der Pforte, setzte sich mit Ibrahim Pascha in Verbindung und wies seine Marine an, sich den Türken günstig zu verhalten*). Auch wußte der Fürst das französische Kabinet durch die Vorstellung, daß die griechische Frage gar nicht so dringend sei, wie Rußland sie darstelle, und daß die russischen Pläne zu ihrer Schlichtung nothwendig zum Kriege führen müßten, von jedem näheren Eingehen auf die Vorschläge Alexanders abzuhalten, so daß dieser mit allen Bemühungen in der That Nichts mehr erreichte, als

*) Aus einer Depesche Pozzo di Borgo's vom 4/16. Oktober 1825 im Recueil p. 4 flgd.

daß Oesterreich, Frankreich und Preußen gemeinschaftlich dem Sultan ihre Vermittelung zwischen ihm und den Griechen anboten, worauf jener in sehr bestimmten Ausdrücken erklärte, daß er in diesem Streit niemals eine Dazwischenkunft fremder Mächte annehmen werde.

Da mußte denn wohl nach allen Erfahrungen, die Alexander seit dem Jahre 1821 gemacht hatte, auch in ihm schließlich jeder Zweifel darüber verschwinden, daß das Kabinet von Wien nur darauf bedacht sei, ihn in dem Kreise unfruchtbarer Unterhandlungen hinzuhalten, ohne die geringste Rücksicht auf die Interessen Rußlands zu nehmen. Sollte er sich in diesem Kreise noch ferner festhalten lassen, und während England und Frankreich bei den Griechen, Oesterreich aber bei der Pforte einen wachsenden Einfluß gewannen, durch seine Unthätigkeit das ganze Ansehn aufs Spiel setzen, welches Rußland seit dem Frieden von Kainardsche im Orient erworben hatte? Am Anfange August 1825 faßte er zunächst den Entschluß, den bisherigen Weg unfruchtbarer Verhandlungen zu verlassen. Er wies seine Gesandten in Wien, Paris und Berlin an, über die orientalische Frage ganz zu schweigen, und wenn sie nach dem Grunde dieses Schweigens gefragt würden, zu erwiedern, daß, da alle Versuche Rußlands mit andern gemeinsam zu verfahren, ohne Resultat geblieben wären, der Kaiser von jetzt an nur nach Rücksicht der Rechte und Interessen seines eigenen Reiches handeln werde. Gleichzeitig wurde Minciaky in Konstantinopel beauftragt, der Pforte zum letzten Male die russischen Beschwerden auseinanderzusetzen und ihr zu erklären, daß, wenn sie fort-

fahre, eine Abhülfe zu verweigern, sie sich auf alle Folgen gefaßt machen müsse. Um diesem Schritt Nachdruck zu geben, wurden große Heermassen im Süden des Reiches versammelt; endlich die Botschafter in London, Paris, Wien und Berlin, Liewen, Pozzo di Borgo, Tatischew und Alopeus um ihre Meinung befragt, was jetzt Rußland zu thun habe, um gegen die Pforte sowohl als gegen Europas Opposition „das Interesse, das Recht und die Würde des Reiches zu schützen."

Die Antworten der Botschafter stimmten alle in dem Grundgedanken überein, daß Rußland in der Lage, in welcher es sich befinde, nicht lange mehr verbleiben könne, und die Ehre sowohl, als sein wohlverstandenes Interesse es dringend aufforderten, aus dieser Lage herauszugehen. Die schärfste Entwickelung aber der ganzen politischen Constellation gab Pozzo di Borgo*). Er zeigte zunächst, daß Nichts die anderen Mächte so sehr in dem System, welches sie in der orientalischen Frage Rußland gegenüber befolgt, bestärkt hätte, als die Ueberzeugung, der Kaiser werde in keinem Falle gegen die Pforte die Waffen ergreifen. Nur seine Langmuth habe diese Ueberzeugung genährt, und es sei daher dringend nothwendig, dieser Langmuth ein Ende zu machen. Der erste Schritt hierzu sei bereits dadurch geschehen, daß der Kaiser alle Verhandlungen mit den anderen Mächten abgebrochen habe, aber bei diesem Schritt könne man nicht stehen bleiben und in Unthätigkeit verharren, sondern man müsse der Welt durch entschiedene

*) Depeschen vom 4/16. Oktober 1825 im Recueil p. 4.

Maßregeln zeigen, was man wolle, und wie entschlossen man sei, das Gewollte auch zu erreichen. Die geeignetste Maßregel dieser Art aber sei eine Besetzung der Donaufürstenthümer durch russische Truppen, von einer offenen Erklärung an alle Mächte begleitet, daß der Kaiser durch diese Besetzung den Status quo nicht im mindesten ändern wolle, sondern nach wie vor bereit sei, sowohl seine Verhältnisse zur Pforte auf Grund der bestehenden Traktate, als auch die griechische Frage durch eine gemeinschaftliche Vermittelung zu ordnen.

Wie aber, wenn die anderen Mächte diesen Schritt Rußlands als einen Casus belli betrachten? „Wenn sie weise sind", antwortet Pozzo di Borgo, „werden sie der Pforte aufs dringendste die Annahme unserer Forderungen rathen, aber wir müssen auch auf das Gegentheil gefaßt sein und uns mit dem Gedanken vertraut machen, Alles zu unternehmen, ja, wenn es unumgänglich ist, auch Alles zu wagen, um das zu behaupten, was uns nach reiflicher Ueberlegung zur Erhaltung unserer Rechte, unserer Würde und unseres Gewichts in Europa unentbehrlich erscheint, das unsere Alliirten seit einiger Zeit zu verkennen sich geneigt zeigen."

Und nun untersucht er die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines europäischen Krieges und findet, daß die letztere doch größer sei, als die erste. Jeder Satz, fast jedes Wort dieser Untersuchung spricht das höchste Selbstbewußtsein und die stolzeste Zuversicht auf die Ueberlegenheit der russischen Macht aus. Er findet, daß England allerdings voll Mißtrauen und Eifersucht gegen Rußland

sei und möglicherweise zu den Waffen greifen werde; allein es sei ohne eine continentale Alliance nicht furchtbar, da seine Flotten Rußland zwar Schaden zufügen, aber den Fortschritt der russischen Armeen nicht aufhalten und für sich allein den Krieg nicht zu seinem eigentlichen Ziele hinausführen könnten. Auf dem Kontinente aber stehe Preußen in vertrauter und enger Freundschaft mit Rußland, und Frankreich werde sich schwerlich weder von England, noch von Oesterreich zum Kriege hinreißen lassen, da seine ganze geographische, politische und moralische Lage ihm das verbiete. „Welche Entschädigungen können ihm die Höfe von London und Wien für die Gefahren und Opfer eines Krieges bieten? Es existirt nicht ein Dorf, nicht ein Felsen, dessen Besitznahme man ihm gönnt. Seine Flotten würden zur Stärkung Englands Nichts beitragen, und seine Armee, wenn sie ungeachtet aller Unwahrscheinlichkeit dennoch dazu kommen sollte, der unsrigen entgegenzutreten, kennt im Voraus das Schicksal, welches sie erwartet." Schließlich hänge alles von Oesterreich ab, und es sei daher nothwendig, dem Hofe von Wien die Ueberzeugung beizubringen, daß, wenn er irgend eine Bewegung gegen Rußland mache, er sich auf einen der größten Stürme gefaßt machen müsse. Der Krieg sei ein Unglück für alle, für Oesterreich könne er zum Ruin führen; und es genüge ein Blick auf die militärische und moralische Lage beider Reiche, um das Schicksal des einen wie des andern vorauszusagen, wenn sie dazu kommen sollten, sich mit den Waffen zu messen. Diese Wahrheit könne dem Fürsten Metternich nicht entgehen. Wenn er klug sei, würde er den Krieg

vermeiden; wenn er sich zur Gewalt entschließe, würde er bestraft werden. Aber Alles ließe glauben, daß er sich nicht zum Aeußersten entschließen würde. Sobald er die Einsicht gewonnen, daß er nicht mehr auf den Triumph seiner Lieblingsideen rechnen dürfe, d. h. Rußland zu paralysiren und den Türken die Möglichkeit zu sichern, ihren Krieg ohne Furcht vor einer Diversion fortführen zu können, so würde er sich einem System anschließen, welches er nicht mehr durch Gewandtheit allein zu bekämpfen im Stande sei; er würde sich ihm anschließen, „um die unberechenbaren Folgen eines offenen Bruches mit uns zu vermeiden."

Allein, wie groß auch die Wahrscheinlichkeit dieses Entschlusses des österreichischen Staatskanzlers sei, so müsse Rußland dennoch auf Alles gerüstet, zu Allem entschlossen und völlig vorbereitet sein, selbst bis nach Konstantinopel vordringen zu können, sobald dies nothwendig werden sollte. „Die Raschheit unserer Operationen wird die Gefahren verringern und die Pläne unserer Gegner vereiteln."

Das waren die Gedanken der russischen Diplomatie in dem Moment, als Kaiser Alexander in Taganrog starb.

---

5. Das Petersburger Protokoll vom 4. April 1826 und die Schlacht von Navarin am 20. Okt. 1827.

Als das Kabinet von St. Petersburg es für nothwendig erachtete, die orientalische Frage und seine Stellung zu derselben von neuem einer ernsten Erwägung zu unterziehen, hatte gleichzeitig auch das englische Ministerium alle

Veranlaſſung, das Gleiche zu thun. Der junge Miaulis hatte die Akte nach England gebracht, durch welche die Griechen „ihre Freiheit und Exiſtenz freiwillig unter den ausſchließlichen Schutz Großbritanniens" ſtellten; man mußte ſich alſo hier zunächſt entſcheiden, ob man das dargebotene Protektorat annehmen oder ablehnen wolle.

Es iſt allgemein bekannt, wie oft von den Gegnern der liberalen Ideen behauptet worden iſt, auch Canning's Liberalismus habe mehr in Worten, als Thaten beſtanden; allein ſie haben hierbei es nur zu ſehr überſehen, daß auch der erſte Miniſter des mächtigen Englands nicht Alles kann, was er will, und ſelbſt Vieles nicht wollen darf, was er wünſcht. Jener berühmte Trinkſpruch, den Canning auf einem Feſtmahle zu Harwich ausbrachte: „Freiheit, politiſche und religiöſe, auf der ganzen Welt," ſprach wirklich den Wunſch ſeines innerſten Herzens aus; aber er vergaß es nie und durfte es nie vergeſſen, daß er Miniſter Englands und nicht der Welt ſei, und daher kein Recht habe, Englands Kräfte und Intereſſen in einem phantaſtiſchen Kampfe für die Freiheit aller Welt in die Schanze zu ſchlagen.

Auch läßt es ſich nicht leicht verkennen, daß Englands Stellung zur griechiſchen Frage von vornherein einen innern Zwieſpalt in ſich trug. Denn auf der einen Seite lag es unzweifelhaft in Englands politiſchen Intereſſen, daß die am Bosporus herrſchende Macht ſtark genug ſei, Rußlands weiterem Umſichgreifen zu widerſtehen und ihre Unabhängigkeit zu behaupten; und da für jetzt gar nicht abzuſehen war, welche Nation dort hätte an die Stelle

der Türken treten können, so folgte hieraus für die englische Politik die allgemeine Regel, die Pforte vor jeder weiteren Schwächung so viel als immer möglich zu schützen. Auf der andern Seite aber stand das allgemein menschliche und christliche Mitgefühl für die Griechen und der Wunsch, daß ihnen zum mindesten ein erträglicheres Dasein, als sie bisher unter dem Joche des Halbmondes gehabt hatten, zu Theil werden möge. Von diesen beiden Gesichtspunkten durchkreuzte und hemmte einer den andern, weil jede Begünstigung der Griechen eine Schwächung der Türken in sich schloß; und England hatte keine so einfache Bahn vor sich, als Rußland, dessen politisches Interesse mit dem Mitgefühl für die Griechen in einer Richtung lag.

Wie groß daher auch Cannings Theilnahme für die Leiden der Griechen war, wie lebendig er auch ihnen die Freiheit wünschte, sollte er England für sie in einen Krieg mit den Türken stürzen, der unausweislich dicht hinter der Annahme des Protektorates stand? Und wie, wenn dann Rußland, dem Beispiele Englands folgend, auch seinerseits sich in Waffen gegen die Pforte erhob? Adel und Clerus, Heer und Volk forderten dort schon lange diesen Krieg, und schwerlich hätte der Kaiser dieser Forderung noch länger widerstehen können oder wollen, sobald England voranging. In welche Lage gerieth dann aber das Reich der Osmanen, wenn Englands Flotten und Rußlands Heere es gleichzeitig von Norden und Süden bedrängten? Diesem Angriff zu widerstehen, wäre die Pforte für sich allein nicht fähig gewesen; und gab es außerdem

nicht auch noch Mächte in Europa, welche es mit ihr nicht aufs äußerste kommen lassen durften? Sobald aber Frankreich und Oesterreich sich ihrer annahmen, so entsprang aus der orientalischen Frage der europäische Krieg. Und überhaupt, lag es denn wirklich im Interesse Englands, den Russen gewissermaßen das Thor zum Kriege selber zu öffnen? Wer konnte voraussehen, wie weit die Ansprüche und Forderungen Rußlands nach einem siegreichen Feldzuge sich steigern würden, und hätte nicht England selbst noch am Ende aus einem Feinde der Beschützer der Pforte werden müssen, wenn etwa Rußland ihr die Axt an die Wurzel zu legen gedachte?

Genug, hinter der Annahme des Protektorates über die Griechen von Seiten Englands lag eine Verwickelung der europäischen Politik, deren Anfang wohl klar, deren Ausgang dagegen unabsehbar und unberechenbar war. Cannings Politik aber war von Grund aus nicht eine Politik des europäischen Krieges, sondern des europäischen Friedens, und auch in diesem Moment blieb sie ihrem allgemeinen Charakter getreu.

England lehnte das Protektorat auf das entschiedenste ab, weil es „durch allgemeine Verträge mit den europäischen Mächten und mit der Pforte selbst gebunden sei," und die Annahme „ohnfehlbar einen allgemeinen Krieg herbeiführen würde*)." Allein bei dieser Ablehnung blieb Canning nicht stehen. In seinem persönlichen Mitgefühl

*) Depesche des Grafen Münster vom 1. November 1825 in den Lebensbildern u. s. w. 2, 325 flgd.

für die Griechen auch dadurch gestärkt, daß sich in England ungeachtet der zwölf Millionen, welche der levantische Handel beschäftigte, die Sympathien für ein „unterdrücktes Volk, das sich gegen Tyrannei auflehne," immer lebendiger regten, und die öffentliche Meinung von „der Regierung des freien Englands etwas mehr für die Griechen, als nur fromme Wünsche verlange," — entschloß er sich gleichzeitig zu einem neuen Schritt, indem er der Pforte Englands Vermittelung anbieten ließ. Sir Stratford Canning, der grade als neu ernannter Botschafter nach Konstantinopel zu gehen im Begriff war, erhielt den Auftrag, der Pforte vorzustellen, daß sie „nicht außer Acht lassen möge, wie England mit seinen Alliirten sich bemüht habe, Rußland von einem Kriege abzuhalten, der Sinn des russischen Volkes sich aber sehr für die Griechen ausspreche, und dies Gefühl fast allgemein in der alten und neuen Welt werde. Je näher die Pforte zur Unterwerfung der Griechen durch Siege komme, je lebhafter werde dies Gefühl werden, und selbst die amerikanischen Freistaaten dürften in dieser Rücksicht nicht übersehen werden. Unter solchen Umständen gebe England der Pforte zu bedenken, ob es ihr nicht heilsam sein werde, von ihren Forderungen nachzugeben und Griechenland vielleicht in ein dem Verhältnisse der Fürstenthümer ähnliches versetzen zu lassen? Großbritannien werde sehr gern eine Mediation übernehmen, ohnerachtet es die gemeinschaftliche mit anderen Höfen aus bekannten Gründen abgelehnt habe. Es stehe in dieser Rücksicht völlig frei von Verbindlichkeiten da, und der Divan habe nicht zu besorgen, daß man seine allen-

fallsigen Eröffnungen anderen Höfen gegen seinen Wunsch mittheilen werde*)."

Wie aber, wenn sich die Griechen auch gegen diese Vermittelung erklärten, welche ihnen die bisher erstrebte Unabhängigkeit nicht verhieß? Canning rechnete darauf, daß sie in der Noth, in der sie sich eben befanden, nicht auf ihr bestehen würden, und um hierüber zur Gewißheit zu kommen, erhielt der Gesandte den Auftrag, auf seiner Reise sich persönlich von der Stimmung der bedeutenderen Führer zu unterrichten. Am 9. Januar 1826 hatte er mit Maurokordatos eine Zusammenkunft, in der sie sich wirklich verständigten. Sir Stratford Canning räumte die Nothwendigkeit ein, daß die Türken in die Landschaften, aus welchen der Aufstand sie vertrieben hatte, auch ferner nicht zurückkehren dürften, Maurokordatos dagegen gab im Hinblick auf die Siege Ibrahims zu, die Oberhoheit des Sultans anerkennen und einen Tribut zahlen zu wollen. Mit diesem Zugeständniß, welches die Nationalversammlung von Epidauros bestätigte, kam Sir Stratford Canning nach Konstantinopel.

Allein während die englische Politik die ersten Schritte auf dieser neuen Bahn that, war der Tod Kaiser Alexanders erfolgt, dessen wir bereits früher gedachten. Sein Bruder Nikolaus hatte den Thron bestiegen, und die Militärrevolution, die ihm denselben streitig machen wollte, durch einen blutigen Kampf in den Straßen von Petersburg niedergeworfen. In der Blüthe der männlichen Kraft, —

*) Depesche des Grafen Münster vom 1. November 1825 a. a. O.

er zählte erst 29 Jahre — eine entschiedene Natur voll von Muth und Thatkraft, hatte er keinen Zug von jener Weichheit in sich, welche Alexander eigen gewesen war, und theilte am allerwenigsten dessen Hinneigung zu mystisch-religiösen Ideen. Von ihm ließ sich daher wie überhaupt so auch in der orientalischen Frage von vornherein eine kräftigere Politik erwarten; zumal schon in der letzten Lebenszeit Alexanders Alles in Rußland zum Kriege gegen die Türken gedrängt hatte, und jetzt noch der inzwischen zu Tage gekommene revolutionäre Geist in der Armee es dringend zu fordern schien, dieselbe so rasch als möglich einem auswärtigen Feinde gegenüberzustellen.

Wir wissen nicht, welchen Eindruck der Tod Alexanders unter diesem Gesichtspunkt auf das Kabinet von Wien machte, und welchen Hoffnungen oder Befürchtungen sich der Staatskanzler dort in Betreff des neuen russischen Kaisers hingab: nur so viel ist sicher, daß die österreichische Politik auch nach dem Thronwechsel in Rußland dieselbe blieb, die sie vorher gewesen war. Ganz anders aber handelte Canning. In ihm reifte der russische Thronwechsel die schon länger gehegte Ansicht zur vollen Ueberzeugung, daß das Metternichsche System, Rußland hinzuhalten und den Sieg der Türken über die Griechen abzuwarten, schon in der nächsten Zukunft sich als völlig unfruchtbar erweisen müßte. Er selbst hatte sich bereits von diesem Systeme entfernt, indem er der Pforte Englands Vermittelung anbot. Jetzt aber zweifelte er auch mit Recht daran, daß Rußland sich noch länger überreden lassen würde, die Griechen ihrem Schicksal zu überlassen,

und verhehlte es sich nicht, daß, sobald es zu einem russisch-türkischen Kriege käme, Englands Vermittelung für die Griechen unfruchtbar bleiben, und die Entscheidung über ihr Schicksal in die alleinige Hand des russischen Kaisers fallen werde. Mit einem Wort: Rußland auch jetzt noch von der Schlichtung der griechischen Frage fern zu halten, erschien ihm ohne einen europäischen Krieg als unmöglich: und er sah bei Oesterreichs entschiedener Weigerung, irgend Etwas für die Griechen zu thun, kein anderes Mittel mehr, für England und das übrige Europa einen Einfluß auf die Lösung dieser Frage zu sichern, als wenn er bei Zeiten Rußland die Hand zu einem gemeinschaftlichen Einschreiten bot.

Es war gewiß einer der folgenreichsten Momente in der neueren Geschichte, als Canning im Februar 1826 sich entschloß, diesen Schritt zu thun. Seit seinem ersten Eintritt ins Ministerium waren seine Principien wie sein Verhalten dem Kabinet von St. Petersburg zuwider gewesen, und die früheren freundschaftlichen Verhältnisse zwischen England und Rußland hatten sich in Folge hiervon, wir bemerkten es bereits, fast in das Gegentheil verwandelt. Um so nothwendiger war es jetzt, nach Petersburg einen Botschafter zu senden, der dort nicht erst ein Vertrauen zu erwerben hatte, sondern es bereits besaß. Canning wählte den Herzog von Wellington, und die Aufnahme, welche dieser gleich anfangs am russischen Hofe fand, zeigte, wie richtig seine Wahl gewesen war. Zwar wies der Kaiser auch dem Herzog gegenüber jede fremde Vermittelung in den zwischen Rußland und der Pforte schwebenden Streit-

punkten zurück; — das sei, sagte er, eine rein russische Frage und betreffe die Ehre seiner Krone, deren Wahrung er sich ganz allein vorbehalten müsse. In Betreff der Griechen dagegen ging er um so bereitwilliger auf die Vorschläge Englands ein, je mehr diese auch den russischen Gesichtspunkten entsprachen. Am 4. April 1826 unterzeichneten der Herzog von Wellington und Graf Nesselrode in der Form eines Protokolls das Resultat ihrer Verhandlung.

Durch dieses Protokoll erreichte Rußland zunächst, was Alexander in den letzten Jahren seines Lebens vergebens erstrebt hatte: eine europäische Dazwischenkunft zu Gunsten der Griechen. Gleich der erste Artikel stellte die Grundlagen der politischen Existenz fest, welche ihnen zu Theil werden sollte. Zwar war man auch jetzt noch weit davon entfernt, eine vollkommene Unabhängigkeit von der Pforte für sie in Anspruch zu nehmen; aber die Existenz, die man ihnen zugedachte, war doch bei weitem günstiger für sie, als diejenige, welche sie nach dem russischen Plane vom 9. Januar 1824 hatten erhalten sollen. Von einer Zertheilung ihres Landes in mehrere kleine Fürstenthümer und Inselrepubliken, von der Ernennung der Hospodare durch den Sultan, von türkischen Besatzungen in ihren Festungen war in dem Protokoll vom 4. April nicht mehr die Rede. Sie sollten vielmehr, wenn auch unter der Hoheit des Sultans und ihm zu Tribut verpflichtet, in einer politischen Einheit und unter selbst gewählten Behörden, auf deren Ernennung der Pforte nur ein gewisser Einfluß zugesichert werde, zusammenbleiben und keinen Türken unter sich aufzunehmen gezwungen sein. Das Protokoll

nahm eine völlige Scheidung beider feindseligen Bevölkerungen und ein in seinen inneren Verhältnissen unabhängiges nationales „Griechenland" in Aussicht. Welche Territorien und Inseln zu diesem Griechenland gehören sollten, behielt es weiteren Verhandlungen vor. England übernahm es zunächst, der Pforte seine Vermittelung auf diesen Grundlagen vorzuschlagen; Rußland verpflichtete sich, „in allen Fällen seinen Einfluß anzuwenden, dieselbe wirksam zu machen."

Durfte man aber erwarten, daß der siegreiche Sultan jetzt die Vermittelung annehmen werde, welche der besiegte bereits einmal entschieden von sich gewiesen hatte? Man täuschte sich hierüber nicht, und das Protokoll nahm auch auf den allerdings sehr wahrscheinlichen Fall der Ablehnung Rücksicht. Im dritten Artikel verpflichteten sich die beiden Mächte gegenseitig, unter allen Verhältnissen, von welcher Art auch immer die Stellung Rußland's zur Pforte sein werde, die Bestimmungen des ersten Artikels als die Grundlage jeder Schlichtung der türkisch-griechischen Verhältnisse festzuhalten und jede günstige Gelegenheit zu benützen, um durch ihren Einfluß die beiden streitenden Parteien zu einem Abkommen auf jener Grundlage zu vermögen; sei es, daß diese Schlichtung gemeinsam von beiden Contrahenten oder auch von jedem einzeln für sich unternommen werden sollte.

Man sieht, durch diesen Artikel erreichte Canning allerdings einen Hauptzweck seiner Annäherung an Rußland, diese Macht nämlich selbst für den Fall eines siegreichen Krieges mit den Türken an die einmal mit England ver-

tragenen Grundlagen der Schlichtung der griechischen Frage zu binden; und da außerdem beide Kontrahenten im 5. Art. des Protokolls sich noch verpflichteten, bei dieser ganzen Sache für sich keine Gebietserweiterung, keinen ausschließlichen Einfluß und keine Handelsvortheile erstreben zu wollen, welche nicht allen andern Nationen gleichmäßig zukommen könnten, so schien jeder einseitigen Machtvergrößerung Rußlands vorgebeugt zu sein. Aber es schien auch nur so. Denn indem das Protokoll die Frage gänzlich unbeantwortet ließ, welche Schritte gethan und welche Maßregeln ergriffen werden sollten, im Fall die Pforte sich beharrlich weigerte, auf die Forderungen Rußlands und Englands einzugehen; der dritte Artikel aber, wenn auch nicht direct, so doch indirect, jeder der contrahirenden Mächte das Recht gab, auch für sich allein die Schlichtung der griechischen Frage auf den vereinbarten Grundlagen zu unternehmen, so behielt auch Rußland hierdurch völlige Freiheit für den allgemeinen Zweck nach seinen besonderen Interessen zu handeln. War England nicht entschlossen genug, die Initiative, welche es bei der Entwerfung des Protokolls ergriffen hatte, auch bei dessen Ausführung festzuhalten, ließ es sich hierbei von Rußland überflügeln, so fiel diesem natürlich auch der größere Gewinn zu. Denn welche von beiden Mächten das Beste that, deren Einfluß mußte auch bei den Türken und Griechen am meisten steigen.

Zunächst freilich beeilten sich weder Rußland, noch England mit der Ausführung des Protokolls. Sie theilten es vielmehr vorher den übrigen europäischen Mächten mit und suchten um deren Beistimmung nach. Zu diesem

Zweck ging Canning selbst um die Mitte des Jahres nach Paris. Er wünschte zugleich sich mit Herrn von Villèle über die kritischen Verhältnisse in Spanien und Portugal zu verständigen und überhaupt die französische Regierung, auf welche Rußland den größten Einfluß übte*), näher an England heranzuziehen. Er fand Karl X. vollkommen günstig für die Griechen gestimmt. Der König, den der Fall Missolunghis aufs tiefste ergriffen hatte, sprach für sie mit „einem wahrhaft religiösen Enthusiasmus**), und in dieser Frage stimmte die öffentliche Meinung seines Volkes einmal mit ihm überein. Genug, Canning konnte die Ueberzeugung von Paris mitnehmen, daß Frankreich zur Ausführung des Protokolls mitwirken werde; er schrieb damals an ein Mitglied des Philhellenenvereins in London: „die Sachen sind so weit vorgerückt, daß ich versichern darf, Griechenland wird nicht untergehen."

Ganz anders war, wie vorauszusehen, der Eindruck, welchen das Protokoll in Wien machte. Der Staatskanzler verhehlte seinen Unmuth nicht, aber isolirt, wie er jetzt stand — denn auch am Hofe von Berlin hatte das Protokoll eine günstige Aufnahme gefunden — verzichtete er auf einen offenen Widerstand. „Das Kabinet von Wien, schrieb Nesselrode im Januar 1827***), hat uns mitgetheilt,

*) J'espère qu'ils ne devieront pas du chemin, que notre auguste Maître desire de leur voir tenir. Worte der Depesche Pozzo di Borgos vom 27. Juli/8. August 1826 im Recueil p. 266.

**) Depesche Lievens an Nesselrode im Portfolio IV. p. 468. Capefigue, histoire de la restauration. 3. édit. IV. 5.

***) Portfolio V. 356.

daß, wenn es auch die Principien, von welchen die Unterzeichner des Protokolls ausgingen, nicht billigen könne, es doch dieselben unterstützen wolle, ohne die Gesichtspunkte zu verlassen, die es für sich selbst festhalten müsse; das heißt — setzte der russische Minister mit hohem Selbstbewußtsein hinzu — „in letzter Analyse nichts anders, als daß das Wiener Kabinet bon gré, mal gré dem Impuls folgen wird, den wir ihm geben." In der That instruirte der Staatskanzler den Internuntius Baron Ottenfels in Konstantinopel dahin, das Protokoll weder zu verdammen, noch zu rechtfertigen, sondern dasselbe dem Divan in dem Lichte einer Thatsache zu zeigen und zur Nachgiebigkeit zu rathen*). Im Geheimen aber trieb Oestreich den Sultan an, alle seine Kräfte aufzubieten, um mit der Empörung der Griechen zu Ende zu kommen und dadurch die Ausführung des Protokolls zu vereiteln. Es kam darauf an, ob der Sultan die Macht besitzen, und Rußland und England ihm die Zeit lassen würden, dies Ziel zu erreichen.

Anfangs ließ sich in der That Alles so an. Am 23. April war Missolunghi gefallen, und die türkischen Truppen hatten sich in Folge hiervon ebenso in Westhellas festgesetzt, als Ibrahims Aegypter in Morea. Dann schritt Reschid Pascha zur Eroberung von Böotien und Attika vor, während Ibrahim die Mainotten zu unterwerfen begann. Jener nahm am 25. August 1826 Athen und wußte alle Versuche der Griechen, die von ihm eingeschlossene Akropolis zu entsetzen, zu vereiteln; dieser hielt Tripolizza, Mo-

*) Depesche vom 30. Dezember 1826 im Portfolio V. 307.

don, Navarin und Patras in fester Hand, und wenn er auch nicht im Stande war, die Mainotten völlig zu bezwingen, so brachten doch seine fortwährenden Verheerungszüge durch das Land, das sie in eine Wüste verwandelten, die Griechen an den Rand der Verzweiflung. Ihre Regierung, ohne Geld und ohne Ansehn, konnte weder die Truppen bezahlen, noch verpflegen. Alle Bande des Gehorsams lösten sich fast völlig auf; das Land ward von Räuberhaufen, die See von Piraten erfüllt, und auch die Hilfe, welche Lord Cochrane, General Church, die Obersten Fabvier und Heideck damals brachten, konnte schließlich den Fortschritt der Türken nicht aufhalten. Zwar kam es auch jetzt nicht zu einem Angriff auf Hydra, welches Mehmed Ali für den Schlüssel von Griechenland hielt und gleich nach dem Fall Missolunghis hatte angreifen wollen. Aber auf dem Festlande errangen die Türken am 6. Mai 1827 bei Kap Kolias in einer der regelmäßigsten Schlachten des ganzen Unabhängigkeitskrieges einen entschiedenen Sieg; am 5. Juni 1827 kapitulirte die Akropolis, und mit ihr ging ganz Hellas für die Griechen verloren. Sie hielten im Peloponnes nur noch Nauplia, die Burg von Corinth und Monembasia, und alle ihre Mittel waren erschöpft, während Ibrahim Pascha deren immer neue von Aegypten empfing.

England aber und Rußland ließen das ganze Jahr 1826 vorübergehen, ohne auch nur das Protokoll vom 4. April der Pforte offiziell mitzutheilen und die Unterhandlungen zu beginnen. Sie unterließen dies, theils weil sie sich noch erst über den Gang, den sie gegenüber der Pforte

einhalten wollten, zu verständigen hatten, theils weil Rußland vor der Entscheidung seines eigenen Streites mit dem Sultan die griechische Frage in Konstantinopel nicht berühren mochte, deren Verhandlung allerdings ganz dazu geeignet gewesen wäre, auf jene Entscheidung den hemmendsten und für Rußland nachtheiligsten Einfluß zu üben. Schon am 5. April 1826 stellte Herr von Minciaky in Konstantinopel ein Ultimatum, in welchem er eine vollständige Wiederherstellung der alten Verhältnisse in der Moldau und Wallachei, eine Abhilfe der Beschwerden der Serben und endlich die Absendung von Bevollmächtigten an die Gränze verlangte, um alle von 1816—21 streitigen Punkte definitiv zu entscheiden. Nach einigen Wochen, in welchen die Pforte, wenn auch nicht auf officiellem, so doch auf vertraulichem Wege jedenfalls von dem Protokoll Kenntniß erhalten haben mußte, — zeigte sie, von Oesterreich berathen, eine größere Nachgiebigkeit, als je früher. Sie rief ihre Truppen aus den Fürstenthümern über die Donau zurück und ernannte Bevollmächtigte zur Unterhandlung, zu deren Ort dann der Kaiser Nicolaus Akjerman bestimmte. Es mag dahin gestellt bleiben, in wie weit auf diese Nachgiebigkeit des Sultans bereits das Protokoll wirkte, da es ihm allerdings zeigte, daß er sich Rußland gegenüber nicht mehr wie früher auf England verlassen könne; oder ob er nur Zeit gewinnen wollte, sich gegen den drohenden Angriff Rußlands besser zu rüsten. Gewiß dagegen ist, daß in denselben Tagen ein großer Theil seiner Truppen den Befehl zum Marsche nach der Donau erhielt und auch die große Katastrophe mit der Aussicht auf diesen Krieg in

Verbindung ſtand, welche einige Wochen ſpäter in Konſtantinopel erfolgte und nicht das Werk eines augenblicklichen Entſchluſſes, ſondern mit langer Hand vorbereitet war.

Schon von ſeinen jungen Jahren an hatte Mahmud II. in ſeinem Herzen die Janitſcharen gehaßt. Selims III. Tod und die Ereigniſſe bei ſeiner eigenen Thronbeſteigung hatten in ihm einen unauslöſchlichen Eindruck hinterlaſſen, und er hatte ihr Unweſen nur geduldet, weil er ſich zu ſchwach gefühlt hatte, ihm zu ſteuern. Aber immer war es ihm unerträglich geweſen, daß ſie ſich, wie ein türkiſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, „nach wie vor als die Könige des Landes betrachteten, das Feuer der Empörung unter dem Keſſel der Widerſetzlichkeit ſchürten und an dem Halsbande des Gehorſams feilten*).“ Auch im Kriege erwieſen ſie ſich eben ſo unbrauchbar, als je früher, und ihrem Mangel an Disciplin und Tapferkeit ſchrieb der Sultan es nicht mit Unrecht hauptſächlich zu, daß er in mehrjährigen Feldzügen der Griechen nicht hatte Herr werden können und ſich genöthigt geſehen hatte, die Hülfe des ihm verhaßten Mehmed Ali in Anſpruch zu nehmen. Eben hierdurch hatten ſie aber auch zugleich die ihnen ſonſt ſo günſtige Meinung des Volkes und ſelbſt der Ulemas gegen ſich gereizt, die es tief ſchmerzlich empfand, daß „der Osmanli vor der Raja zurückwich,“ und an den raſchen Erfolgen Ibrahims in Morea ſchließlich es zu begreifen anfing, welche Ueberlegenheit deſſen Truppen eben „die neue Ordnung“ gewähre. Das Alles zuſammen reifte allmählich

*) Bei Pouſoulat, Geſchichte des osmaniſchen Reichs. p. 267.

in Mahmud den Entschluß, die Janitscharen zu reformiren oder zu vernichten. Nachdem er den Aga selbst und mehrere ihrer einflußreichsten Offiziere durch Gold und Versprechungen für seine Absichten gewonnen und auch des Mufti sich versichert hatte, ließ er einer Versammlung der ersten Würdenträger des Reichs durch den Großvezier die Nothwendigkeit einer Aenderung vorstellen. Alle Versammelten erkannten sie an, und selbst der Mufti erklärte, es sei die Pflicht der Osmanli, das Kriegswesen der Ungläubigen zu erlernen, weil es im Koran heiße: „der Krieg ist ein Spiel, das der Feinste gewinnt; bekämpft den Feind mit seinen eigenen Waffen." Am 28. Mai 1826 erließ der Sultan den Hattischerif über die Reform der Janitscharen. Anfangs fügten sich alle; aber schon in der Nacht vom 15.—16. Juni brach ihr Aufstand los. Der Sultan hatte ihn erwartet und sich gerüstet. Alle anderen Truppen, die Artillerie, die Marine, die Haustruppen des Serails blieben ihm treu, und auch die Ulemas und das Volk traten auf seine Seite. Unter der Fahne des Propheten wurden die Janitscharen auf dem Atmaidan umringt und mit Kartätschen zusammengeschossen. „Sie drängten sich die einen an die andern" — erzählte ein dem Blutbade Entronnener — „wie die Schafe im Stalle, wenn der Wolf einbricht*)." In wenigen Stunden war der Sieg des Sultans entschieden, der dann mit raschem Entschluß, die sich darbietende Gelegenheit ergreifend, das ganze Institut der Janitscharen

*) Michaud et Poujoulat Correspondance d'Orient. Bruxelles 1841. II. p. 203.

für immer aufhob. Zahlreiche Hinrichtungen der Gefangenen und Verdächtigen — man schätzt ihre Zahl auf mehrere Tausende*) — folgten dem Siege, unter dessen Eindruck sich die Janitscharen in allen Provinzen ohne Widerstand unterwarfen. Jahrhunderte lang waren sie der Kern der osmanischen Kriegsmacht und der Schrecken der Christen gewesen; jetzt sollte nicht einmal ihr Name mehr ausgesprochen werden, und die härtesten Strafen bedrohten den, der es wagen würde, noch ein Wort zu ihren Gunsten zu sagen. Der Sultan aber betrieb seitdem mit allem Eifer die Bildung einer neuen Truppe nach europäischer Art; es war ein Ereigniß von der weitgreifendsten Bedeutung für dieses Reich, als Mahmud II. zum ersten Male im Ueberrock, engen Beinkleidern, Stiefeln und mit dem rothen Fez, statt des Turbans auf dem Haupt, sich den Gläubigen zeigte.

Allein wie stolz er sich auch im Bewußtsein seines Sieges über die Janitscharen fühlte, durch welche mehr als einer seiner Vorfahren Thron und Leben verloren hatte, wie zuversichtlich auch die Hoffnungen waren, die er auf seine militärischen Reformen setzte, für den Moment knüpfte sich an sein Unternehmen doch auch eine Demüthigung, an welche er, als er es begann, am allerwenigsten gedacht haben mag. Denn vergebens suchten seine Bevollmächtigten, welche sich erst nach der Vernichtung der Janitscharen

*) Nach Gordon in der Geschichte der griechischen Revolution, deutsche Bearbeitung von Zinkeisen, 2, 367. Dagegen will Juchereau de St. Denys in der histoire de l'empire ottoman depuis 1792–1844. IV. p. 37 nur von 600 wissen.

nach Akjerman begeben und die Verhandlungen am 10. August 1826 eröffnet hatten, diese in die Länge zu ziehen. Kaiser Nicolaus wußte zu gut, daß der Sultan in diesem Augenblick, in welchem sein altes Heer theils aufgelöst, theils vernichtet, das neue aber kaum erst in seinen Anfängen vorhanden war, und überdies noch in der Masse der Türken ein Widerwillen gegen die gewaltsamen Neuerungen des Sultans gährte, der leicht in eine offene Empörung ausbrechen konnte, es schwerlich auf einen Krieg ankommen lassen würde. Er erklärte daher kategorisch, daß seine Truppen sofort die Gränzen überschreiten würden, sofern die Pforte nicht vor dem 7. October den russischen Forderungen genügt hätte. Diese Drohung und die Lage, in der er sich fand, ließen dem Sultan keine Wahl mehr. Am 6. October unterzeichneten seine Bevollmächtigten zu Akjerman eine Convention, in welcher die Pforte Rußland Alles bewilligte, was sie ihm Jahre lang verweigert hatte. Das Petersburger Protokoll vom 4. April, dessen Vorhandensein der Pforte gerade während der Verhandlungen in Akjerman von Stratford Canning amtlich angezeigt war*), die Katastrophe der Janitscharen und die Entschiedenheit des Kaisers — Alles hatte zu diesem Triumph der russischen Politik zusammengewirkt. Denn immer war es ein Triumph, daß Rußland, ohne zu den Waffen zu greifen, der Pforte seinen Willen als Gesetz vorschreiben konnte, und der Vertrag von Akjerman war der erste Schritt zu

*) Depesche Nesselrode's an Minciaky vom 12/24. December 1826 im Portfolio. V. p. 273.

jenem „durchaus überwiegenden Einfluß in Konstantinopel, dessen Erwerbung Graf Nesselrode für ein „erstes und unabweisliches Bedürfniß" Rußlands erklärte.

Kaum aber war der Traktat von Akjerman unterzeichnet, so griff das Kabinet von St. Petersburg auch sofort die Schlichtung der griechischen Frage auf das lebendigste an. Die Ehre des Kaisers, meinte man dort, erfordere eben so wie die Interessen seines Reiches, auf das Dringendste diese Schlichtung: jene, weil der Kaiser sein einmal den Griechen verpfändetes Wort auch lösen müsse; diese, weil der größte Vortheil, den Rußland, von allem Einzelnen abgesehen, durch den Tractat von Akjerman erreicht habe, der moralische Eindruck seiner Macht auf die Pforte, wieder verloren gehen würde, sobald der Sultan sähe, daß das Protokoll vom 4. April nur ein Stück Papier bliebe. Auch die begonnenen Militärreformen des Sultans ließ man hierbei nicht außer Acht. „Wenn jenes Unternehmen gelingt, schrieb Graf Nesselrode am $^{11}/_{23}$. Januar 1827, so kann dieser Erfolg das türkische Gouvernement wieder stark machen und ihm ein Vertrauen in seine Kraft geben, dessen Folgen Rußland augenblicklich an sich erfahren würde. Das ist eine Rücksicht mehr, von jetzt an die Türken an den größten Respect gegen uns zu gewöhnen, uns durch die gewissenhafteste Erfüllung unserer Traktate die Achtung zu beweisen, welche stets in Konstantinopel unser Eigenthum sein muß; endlich eine Rücksicht mehr, die griechische Frage so schnell als möglich zu Ende zu führen*)." Mit

*) Depesche an Ribeaupierre in Konstantinopel. Portfolio III. 117.

einem Wort, Rußland hatte als festbestimmtes Ziel seiner Politik im Auge, die Pforte auf jeden Fall von seinem Uebergewicht zu überzeugen. Die möglichst rascheste Ausführung des Protokolls vom 4. April war der nächste Schritt zu diesem Ziel, und da man zugleich in Petersburg richtig voraussah, daß die Pforte sich freiwillig nicht in die Forderungen des Protokolls fügen würde, so war man dort auch entschlossen, sie nöthigenfalls dazu mit Gewalt zu zwingen.

In London dagegen war man begreiflich von dieser Entschlossenheit weit entfernt. Die Mehrzahl der Minister war überhaupt für das ganze Unternehmen wenig günstig gestimmt, und wenn auch Canning die Ausführung des Protokolls wollte, so wollte doch auch er sie nur mit größter Berücksichtigung und Schonung der Pforte wie der Auffassung der anderen europäischen Mächte. Die Vorschläge, welche er unter dem 4. September für den Fall, daß die Pforte sich weigern sollte, in die angebotenen Unterhandlungen einzugehen, nach Petersburg sandte, beschränkten sich auf die Abberufung der beiderseitigen Gesandten und die Drohung, die Unabhängigkeit Griechenlands anzuerkennen; nur im äußersten Fall, wenn es sich um eine gänzliche Vernichtung der Griechen handeln sollte, erklärte er sich dazu geneigt, durch die englische Flotte jede weitere Verstärkung Ibrahims von Aegypten aus verhindern zu lassen.

Natürlich genügten diese Vorschläge in Petersburg nicht. Man wollte hier vor allen Dingen wissen, in wie weit Rußland auf Englands fernere Mitwirkung rechnen könne,

auch wenn die Abberufung der Gesandten und die Drohung, die Unabhängigkeit der Griechen anzuerkennen, bei der Pforte nicht den gewünschten Erfolg hätten, und beschloß daher Alles aufzubieten, um England vorwärts zu treiben und womöglich auf den Standpunkt Rußlands hinüberzuziehen. Unter dem $^{17}/_{29}$ September erhielt Fürst Lieven in London den Auftrag zu dieser Verhandlung. Seinen Anweisungen gemäß erklärte er Canning zunächst in der zuvorkommendsten und schmeichelhaftesten Weise, daß der Kaiser die von England unter dem 4. September gemachten Vorschläge billige und sich ihnen gern anschließen werde; es aber auch zugleich für nothwendig halte, sich über weitere Schritte für den Fall zu verständigen, wenn jene ersten ohne Erfolg bleiben sollten. Dann stellte er die großen Nachtheile offen vor, welche Rußland erleiden würde, sofern das Protokoll unausgeführt bliebe, und deutete an, daß auch für Englands Macht und Autorität in der Welt es nicht gleichgültig sein könne, wenn sein diplomatischer Bruch mit der Pforte unfruchtbar bleiben, und die Hartnäckigkeit der Pforte über beide Mächte triumphiren sollte. Der Kaiser, fügte er hinzu, könne sich nicht dieser Eventualität aussetzen; er habe die griechische Frage nur mit dem festen Entschlusse aufgenommen, sie auch wirklich zu lösen, und hoffe das Gleiche von England: aber ohne eine Gewißheit hierüber zu haben, könne er in dieser Sache keinen Schritt weiter mit England gemeinsam thun.

Gegen die logische und politische Folgerichtigkeit dieser Auffassung der Lage der Dinge ließ sich in der That wenig erwiedern, und es war für den ganzen Verlauf der Frage

kein geringer Vortheil für Rußland, daß seine Politik diese Folgerichtigkeit für sich hatte. Auch Canning konnte sich der Wirkung derselben gleich bei dieser ersten Verhandlung nicht völlig entziehen, aber er machte darauf aufmerksam, daß, wenn England und Rußland gleich jetzt als schließliches Zwangsmittel gegen die Pforte den Krieg sehen ließen, hierdurch nicht allein alle vorhergehenden Maßregeln, um die Pforte zur Zustimmung zu bewegen, ihre Wirkung verlieren würden, sondern auch die Aussicht auf ein so beunruhigendes Aeußerstes nicht verfehlen dürfte, sowohl seine Collegen im Ministerium zu erschrecken, als auch die Neigung wieder abzukühlen, welche an andern Höfen vorhanden wäre, das ganze Unternehmen zu unterstützen. Auf diese Unterstützung legte er — wohl, um Rußland besser die Wage halten zu können — ein großes Gewicht, und war der Ansicht, daß man, um sie zu erhalten, bei allen Schritten auch auf die Ansichten und Wünsche der anderen Höfe die größte Rücksicht nehmen müsse.

Länger als vierzehn Tage zog sich diese Verhandlung hin, bis Fürst Lieven endlich seinen Zweck erreicht zu haben glaubte. Canning erklärte am 20. November, daß, wie wünschenswerth auch immer eine Mitwirkung der anderen Mächte sei, dennoch die Ausführung des Protokolls vom 4. April von ihr nicht abhängig sein dürfe; England sei daher bereit, auch in dem Falle der Weigerung jener mit Rußland allein die Sache zu verfolgen, und erkenne die gegenseitige Verpflichtung an, keine Anstrengung zu scheuen, um sie zu einem befriedigenden Ende zu führen. Und da er nun zugleich dem Gesandten die bestimmteste Ver-

ſicherung gab, daß England entſchloſſen ſei, den Kaiſer in keiner Phaſe der Verhandlung zu verlaſſen, ſo hielt ſich Fürſt Lieven für ermächtigt, ſofort auch mit ihm die nächſten Schritte, welche ſowohl bei den anderen Höfen, als in Konſtantinopel zu thun wären, zu berathen und feſtzuſtellen. Sie kamen überein, den Höfen von Paris, Wien und Berlin ihren bisher verabredeten Plan zur Ausführung des Protokolls vom 4. April mit der Aufforderung ſich anzuſchließen, mitzutheilen, in Konſtantinopel aber zugleich mit der Ueberreichung des Protokolls die Forderung eines ſofortigen Waffenſtillſtandes zwiſchen der Pforte und den Griechen zu verbinden; die Abberufung der Geſandten dagegen zunächſt davon abhängen zu laſſen, ob auch die anderen Höfe zu einem gleichen Schritte ſich entſchließen würden. Auch ſollte der Pforte noch kein beſtimmter Termin für ihre Entſchließung geſtellt werden*).

Allein das Petersburger Kabinet war mit dem Ausgang dieſer Verhandlungen keineswegs ſo zufrieden als Fürſt Lieven ſelbſt. Die Antwort Cannings genügte ihm nicht, denn England habe ja ſchon an demſelben Tage, an welchem der Herzog von Wellington das Protokoll unterzeichnet, die Verpflichtung übernommen, auch für die Ausführung deſſelben gemeinſchaftlich mit Rußland zu wirken, ganz abgeſehen davon, ob die anderen Mächte ſich anſchließen würden oder nicht. Vor allem aber mißfielen Cannings Eröffnungen

*) Depeſche Neſſelrodes an Lieven $^{17}/_{29}$. Sept. 1826 im Recueil etc. p. 260. Schreiben Lievens an Canning $^{7}/_{19}$. Nov. und Cannings Antworten vom 20. Nov. im Portfolio IV. p. 452–65, Lievens Depeſche an Neſſelrode v. 27. Nov. ebend. p. 466. u. V. p. 133

an die Höfe und seine neuen Anweisungen für den englischen Botschafter in Konstantinopel. Man fand, daß die Sprache der ersten viel zu wenig entschieden sei und den Gedanken deutlich durchschimmern lasse, daß eine Verwerfung der englisch-russischen Vorschläge von Seiten der andern Mächte keineswegs die Unzufriedenheit des Kabinets von St. James hervorrufen werde. Die Anweisung aber an Sir Stratford Canning jedes Vorgehen gegen den Divan aufzuschieben, bis sich Oesterreich, Preußen und Frankreich darüber erklärt hätten, ob auch sie ihre Gesandten im vorgesehenen Falle abberufen würden, bringe den ganzen Gang der Sache in's Stocken und lasse erwarten, daß gerade die entscheidendste der von England vorgeschlagenen Maßregeln, die Abberufung der Gesandten, gar nicht zur Ausführung kommen werde. Dies alles zeige im Vergleich mit der früheren Sprache und Haltung des englischen Kabinets, daß ein neues Schwanken in der Politik desselben eingetreten sei, ein Wechsel, der zu mancherlei Gedanken Veranlassung gebe. Und hatte man in Petersburg so ganz Unrecht, wenn man dort meinte, so lange England vor einem Bruch Rußlands mit der Pforte besorgt gewesen sei, habe es sich der griechischen Frage lebhaft und thätig angenommen, um sie nicht in die Hände Rußlands allein fallen zu lassen? Aus diesem Grunde habe es das Protokoll vom 4. April unterzeichnet und auch für die Ausführung desselben bis in den September einen Eifer gezeigt, um die Stellung nicht zu verlieren, welche ihm das Protokoll zur griechischen Frage gegeben. Seitdem dann aber der Abschluß des Tractats von Akjerman ihm

die sichere Aussicht des Friedens eröffnet, sei es wieder in die früheren Bahnen seiner Politik zurückgekehrt und verrathe die Absicht, das Protokoll nur halb auszuführen, mit der Pforte nichts als unfruchtbare Unterhandlungen zu eröffnen*).

Zu diesem allen kam aber auch noch anderes hinzu, um die Bedenken und die Verstimmung des Petersburger Kabinets über den Gang, welchen diese Verhandlungen zu nehmen schienen, zu mehren. Frankreich erklärte sich mit der eventuellen Abberufung der Gesandten nur für den Fall einverstanden, daß alle fünf Mächte das Gleiche thäten, und da Oesterreich, wie leicht vorauszusehen gewesen war, bei seinem Gesichtspunkte stehen blieb, daß die Mächte gar kein Recht zu Zwangsmaßregeln gegen die Pforte hätten und nur ihren guten Rath und moralischen Einfluß bei dem Sultan anwenden dürften, so war in der That an die Ausführung jener ersten Maßregel zunächst gar nicht zu denken. Gleichzeitig aber machte das französische Kabinet zwei neue Vorschläge, von welchen der eine ganz geeignet war, jedes entschiedene Handeln in Konstantinopel noch mehr zu verzögern, der andere dagegen den russischen Interessen geradezu entgegenlief. Villèle schlug nämlich noch im Dezember 1826 vor, das Protokoll vom 4. April in einen förmlichen Traktat zu verwandeln und mit ihm zugleich eine Garantie des Status quo der Pforte zu verbinden. Er meinte, durch diese Garantie sowohl das Mißtrauen und

*) Depesche Nesselrodes an Lieven vom $^{9}/_{21}$. Jan. 1827 im (neuen) Portfolio. London 1843. II. p. 325. Depesche Nesselrodes an Ribeaupierre $^{11}/_{23}$ Jan. im (alten) Portfolio III. p. 117.

die Unruhe des Wiener Kabinets beruhigen, als auch in Konstantinopel den Forderungen der Mächte einen leichteren Eingang verschaffen zu können, wenn man der Pforte zugleich sage: „ihr habt in Zukunft von keiner Macht irgend etwas mehr zu befürchten." Der russische Gesandte in Paris, Pozzo di Borgo, glaubte annehmen zu dürfen, daß der erstere Gedanke dem französischen Kabinet von Canning selbst, der zweite vom Wiener Hofe unter den Fuß gegeben sei, und suchte den letztern sofort zu bekämpfen. In Petersburg aber theilte man ganz die Auffassung Pozzo di Borgo's, und trug dem Fürsten Lieven, für den Fall, daß dieser Gedanke auch in London auftauche, auf, „Alles aufzubieten, daß eine Garantie dieser Art unter keiner Bedingung und unter keinem Vorwande in den Traktat aufgenommen werde."

„Das osmanische Reich" — setzte Graf Nesselrode dem Gesandten auseinander — „ist weder in der Generalacte des Wiener Congresses, noch in irgend einer der folgenden Verhandlungen erwähnt, welche die Festsetzung des territorialen Besitzstandes der verschiedenen europäischen Mächte zum Zweck hatten. Jedenfalls aber ist es ein altes und unveränderliches Princip unserer Politik zwischen uns und den Türken, keine Art einer Intervention dritter Mächte zuzugeben, wie solche in Folge einer Garantie berechtigt sein würde; eine Intervention, welche man dann bei der geringsten Differenz zwischen uns und der Pforte nicht verfehlen würde in Anspruch zu nehmen."

„In Folge unserer geographischen Stellung gegen Süden und in Rücksicht auf den Bosporus,

welcher so zu sagen der Schlüssel jener Stellung ist, gehört es zu unseren ersten Bedürfnissen, in Konstantinopel einen durchaus vorwiegenden Einfluß zu haben. Wir nehmen diesen in der Türkei in Anspruch und werden wissen ihn aufrecht zu halten, ebenso wie England den seinigen in Portugal aufrecht erhält. Wahrlich mit dem Traktat von Akjerman, mit den Lehren, die durch ihn der Divan empfing, mit den Rechten, die dieser Traktat uns sichert, mit der Schlichtung der griechischen Frage, mit der Sicherheit, die sie unsern Handelsinteressen geben wird, können wir zufrieden sein. Auch nicht ein Interesse nöthigt uns den Fall des osmanischen Reichs zu beschleunigen, da wir jetzt auf die Türken viel leichter als auf jede andere Macht jenen uns nothwendigen Einfluß üben können, von welchem ich eben sprach."

„Ueberdies, werden Traktate hinreichen, diesen Fall zu verhindern? Sehen wir nicht vielmehr dieses türkische Reich zu einem solchen Grade von Schwäche herabgesunken, daß es seit fünf Jahren vergebens gegen eine Hand voll christlicher Insurgenten kämpft und ohne die Hülfe eines seiner Nachbarn in diesem ungleichen Kampfe nichts als die schimpflichsten Niederlagen erlitten haben würde? Sehen wir nicht den Souverain dieses Reiches Reformen versuchen, welche es bis in seine Grundfesten erschüttern, welche seine alte Kraft zerstören, ohne eine neue an deren Stelle zu setzen, welche die furchtbarsten Reactionen drohen? Und in einem solchen Moment, in welchem so viele Zeichen den fortschreitenden Verfall der türkischen Macht in Europa

verkünden, sollten wir die Verpflichtung auf uns nehmen sie zu erhalten. Man mag dies Project noch so wenig prüfen, immer wird man erkennen, daß wir es nicht annehmen können, daß dasselbe, weit entfernt den allgemeinen Frieden zu befestigen, ihn nur um so mehr der Gefahr aussetzen würde, indem es uns eine Verpflichtung auferlegte, deren Erfüllung von Tage zu Tage unerreichbarer werden dürfte*)."

An diesem Widerspruch Rußlands scheiterte der Plan der Garantie um so leichter, je weniger auch Canning denselben befürwortet haben wird. Dagegen nahm er den andern Gedanken Villèles, das Protokoll vom 4. April in einen förmlichen Traktat zu verwandeln, an, und auch Rußland hatte an und für sich Nichts gegen diese Verwandlung, vorausgesetzt, daß in den neuen Traktat die wesentlichsten Bestimmungen des Protokolls übergingen, das „den russischen Interessen vollkommen conform war**)."

Allein das Petersburger Kabinet benutzte zugleich den Vorschlag auf eine sehr geschickte Weise, um England und Frankreich zu entschiednerem und rascherem Vorgehen zu treiben. „Wenn die ganze Angelegenheit einmal angegriffen ist," — so urtheilte man dort — „wenn das brittische Gouvernement durch seinen Botschafter in Konstantinopel einmal eine mehr oder weniger active Rolle in derselben gespielt hat, so wird es ihm schwer sein, sich nicht auch zur Beendigung derselben

*) Depesche Nesselrodes an Lieven vom 9./21. Januar 1827 im Portfolio V. 347.

**) Depesche Nesselrodes an Minciaky vom 12./24. December 1826 Portfolio V. 267.

zu entschließen und folgerecht die Bahn zu verfolgen, welche allein zum Ziele führen kann*)."

Von diesem Gesichtspunkte aus knüpfte das Petersburger Kabinet an seine Einwilligung des Protokolls in einen Traktat eine Bedingung sine qua non. „Wenn man uns vorschlägt" — sagte Graf Nesselrode — „noch feierlichere und verbindlichere Verpflichtungen einzugehen, so sind wir vollkommen im Recht, auch unsrerseits zu verlangen, daß man die Mittel feststellt, diese Verpflichtungen zu erfüllen. Man ladet uns ein, ein Princip zu sanctioniren, wir fordern dagegen dazu auf, auch die Consequenzen desselben anzuerkennen. Es giebt nichts gerechtfertigteres, nichts natürlicheres. Andernfalls würde die Verwandlung des Protokolls in einen Traktat nichts als eine Formalität ohne Zweck sein, und wir würden keinen Grund haben, uns zu einem so augenscheinlich unnützen Schritt herzugeben." Die Bedingung sine qua non aber war, daß England und Frankreich einwilligen sollten, einmal der Pforte für ihre Entschließung gleich von Anfang an einen bestimmten Termin zu stellen, und zum andern, ihre Flotten mit der russischen zu vereinigen, um jede weitere Unterstützung Ibrahim Paschas in Morea zu verhindern. Diese Maßregel, meinte Graf Nesselrode, würde nichts anderes als nur „eine Art von negativer Feindseligkeit" sein, welche das türkische Reich keineswegs bis in seine Fundamente erschüttern, wohl aber der Pforte den unerschütterlichen

*) Depesche Nesselrodes an Ribeaupierre vom 11./22. Jan. im Portfolio III. 117.

Entschluß der Mächte beweisen würde, das Ziel zu erreichen, das sie sich im „allgemeinen Interesse" gesteckt hätten.

Unter dem 9./21. Januar 1827 erhielt Fürst Lieven den Auftrag, dem englischen Kabinet diese Forderungen mitzutheilen. Er ward angewiesen, die „bestimmteste" Sprache zu führen, und für den Fall, daß Canning weder auf die russischen Forderungen in Betreff des Traktats eingehen, noch zur Ausführung des Protokolls vom 4. April andere Schritte als die bisher zur Sprache gekommenen sollte vereinbaren wollen, zu der Erklärung ermächtigt, daß der Kaiser in der Unmöglichkeit sich mit England zu verständigen sich genöthigt sehen würde, das ihm nach Art. 3 des Protokolls vom April zustehende Recht zu gebrauchen, d. h. auch für sich allein die griechische Frage zu lösen. Aber nur im äußersten Nothfalle sollte der Gesandte zu dieser „Drohung" schreiten, denn die „gegenwärtige Lage Europas erfordere ein Einverständniß zwischen Rußland und England." Man gab sich in Petersburg der Hoffnung hin, die „Drohung" würde nicht nothwendig werden, vertraute aber auch zugleich auf deren entscheidende Wirkung. „Wenn wir uns erinnern," — schrieb Graf Nesselrode — „daß Großbritannien in allen Phasen der griechischen Frage uns eine eifrige Mitwirkung angetragen hat, sobald es nur zu bemerken glaubte, daß die Entscheidung über die Zukunft Griechenlands in unsere alleinige Hand kommen könnte, so haben wir wohl Ursache zu glauben, daß der Gesandte Sr. Majestät in London reüssiren wird." Dem Fürsten Lieven aber empfahl das kaiserliche Kabinet diese Verhandlung auf das Dringendste.

„Niemals, mein Fürst," — schrieb Nesselrode an ihn — „ist ein Auftrag von so hoher Wichtigkeit dem Talent anvertraut worden, das Sie auszeichnet. Niemals kann Se. kaiserliche Majestät Ihnen lebhafter eine Angelegenheit empfehlen und mehr auf den Eifer rechnen, welchen Sie für seinen Dienst haben*)."

Man sieht, es kam Rußland alles darauf an, England in eine Stellung zu bringen, aus der es sich nicht mehr zurückziehen konnte; und für diesen Zweck wirkte nun seine Diplomatie nicht nur in London, sondern gleichzeitig auch in Konstantinopel.

Unter dem 11./23. Januar 1827, also nur zwei Tage nach Abfassung der Anweisungen für den Fürsten Lieven in London, erhielt auch Herr von Ribeaupierre, der neue russische Gesandte bei der Pforte, neue Verhaltungsbefehle. Er ward angewiesen, auf jeden Fall, möge nun Sir Stratford Canning bereits Schritte bei der Pforte gethan haben oder nicht, seinerseits die erste Gelegenheit zu ergreifen, um dem Reis-Effendi vertraulich die Gesichtspunkte des Kaisers in der griechischen Frage zugleich mit dem sie betreffenden Abkommen zwischen Rußland und England mitzutheilen und ihn wissen zu lassen, daß die Herstellung des Friedens in der Levante eine der Hauptaufgaben seiner eignen Sendung sei. Der Kaiser, sollte er hinzufügen, habe diese Aufgabe in Folge von Verpflichtungen übernommen, welche er vor der Konvention von

*) Depeschen Nesselrodes an Lieven vom 9./21. Januar 1827 im Portfolio V. 347 und vollständiger im neuen Portfolio II. 325, an Ribeaupierre vom 11./22. Jan. 1827 im Portfolio III. 117.

Akkerman gegen England eingegangen sei, und müsse dem Kabinet von London sein Wort halten.

Auf diese Weise hoffte man in Petersburg zugleich auf England, wie die Pforte zu wirken, jenes in der ganzen Sache vorwärts zu treiben, weil es doch unmöglich die russischen Mittheilungen desavouiren könne und daher genöthigt sein würde, „ebenso gegen die Pforte herauszugehen wie wir," — die letztere aber zu überzeugen, daß von England der ganze Plan der Pacification von Griechenland ausgegangen sei, und es daher für sie selbst eine Nothwendigkeit sein würde, sich den vereinten Forderungen von Rußland und England zu unterwerfen.

Herr von Ribeaupierre langte am 4. Februar 1827 in Konstantinopel an, und nun begann dort ein diplomatisches Schachspiel, das sich Monate hinzog. Die russische Strategie erreichte wirklich, wenn auch nicht so rasch, als sie es erwartet haben mochte, ihren Zweck. Nicht nur Sir Stratford Canning und der französische Gesandte Graf Guilleminot forderten nach dem Vorgange Rußlands in Konferenzen und Noten die Pforte immer dringender auf, sich den Forderungen vom 4. April zu fügen, sondern auch Preußen und Oesterreich riethen ihr wiederholt zur Nachgiebigkeit*). Sie aber hatte bereits an der Moldau und Wallachei zu bittere Erfahrungen gemacht, als daß

*) Nach dem österreich. Beobachter vom 29. Dezember 1827 und der preuß. Staatszeitung vom 6. Jan. 1828 in den „neuesten Staatsacten" X. p. 329 flgd. Der Artikel des österreich. Beobachters ist höchst wahrscheinlich aus der Feder von Gentz. Vgl. dessen Schriften 5, 142.

sie sich freiwillig hätte dazu verstehen wollen, den Griechen eine ähnliche staatsrechtliche Stellung einzuräumen und dadurch selbst die Hand dazu zu bieten, daß sich auch im Süden ihres Reiches ein fremder Einfluß vertragmäßig ebenso festsetze, wie er im Norden schon seit Jahrzehnten bestand. Und da sie außerdem auf der einen Seite noch immer nicht an ein wirklich aufrichtiges und dauerndes Einverständniß Englands und Frankreichs mit Rußland glaubte; auf der andern aber grade jetzt nach dem Falle Missolunghis, der Einnahme Athens und Ibrahims Erfolgen in Morea die lebhafteste Hoffnung nährte, der Griechen Herr zu werden, so zog sie die Verhandlungen hin, bis der Sieg ihrer Truppen bei Kap Kolias am 6. Mai und die Einnahme der Akropolis am 5. Juni die Erfüllung jener Hoffnung zu sichern schien. Gleich auf die Nachricht von jenen Erfolgen stellte sie am 10. Juni sämmtlichen europäischen Gesandten ihr Ultimatum zu. Sie erklärte darin, die Griechen wären Rebellen, die europäischen Mächte selbst hätten dies früher anerkannt, einige sogar ihre Hilfe zur Unterdrückung derselben angeboten, andere aber — England und Rußland waren deutlich bezeichnet — ausdrücklich erklärt, daß die Pforte allein das Recht habe, die griechische Frage nach ihrem Ermessen zu beendigen, und daß keine fremde Dazwischenkunft stattfinden würde. Mit diesen Erklärungen stände das gegenwärtige Verhalten der Mächte ebenso im Widerspruch, wie mit den allgemein anerkannten Grundsätzen des Völkerrechts, welches wohl eine Dazwischenkunft in dem Streit zweier gleichberechtigten Staaten kenne, aber von einem

Recht anderer Mächte, sich in den Streit zwischen einem Herrscher und seinen empörten Unterthanen zu mischen, Nichts wisse. Die Pforte werde daher nach wie vor auf ihrem Recht, die Griechen zu unterwerfen, bestehen, und niemals irgend eine fremde Einmischung in diese rein innere Angelegenheit ihres Reichs annehmen oder dulden.

Auf diese entschiedene Erklärung, welche außerdem noch mit vielfachen, nicht ungegründeten Vorwürfen über das Verhalten der Mächte zu den Griechen durchwirkt war, enthielten sich sogleich der österreichische und preußische Gesandte aller weiteren Schritte in Konstantinopel, in London dagegen entschied grade dieselbe Erklärung den Entschluß zu einem sofortigen und thätigen Einschreiten zu Gunsten der Griechen. Denn nun brachten die verzweiflungsvolle Lage derselben, die Drohung Rußlands, schließlich für sich allein einschreiten zu wollen, und endlich das Ultimatum der Pforte jene Unterhandlungen zum Abschluß, welche hier seit dem Anfang des Jahres zwischen England, Frankreich und Rußland über die Ausführung des Protokolls vom 4. April geführt worden waren. Der Traktat, welchen die Bevollmächtigten der drei Mächte am 6. Juli 1827 unterzeichneten, verpflichtete sie zunächst unverzüglich einen Waffenstillstand für die Griechen von der Pforte gemeinsam zu verlangen; enthielt ferner in allem wesentlichen dieselben Grundlagen für eine künftige, staatsrechtliche Existenz der Griechen, welche schon im Protokoll vom 4. April 1826 sich fanden, und bestimmte dann, daß der künftige schließliche Frieden zwischen den Türken und Griechen von denjenigen der unterzeichneten

Mächte garantirt werden sollte, welche diese Garantie zu übernehmen für nützlich oder für möglich erachten würden.

Die Hauptbedeutung des Traktats lag aber nicht in ihm selber, sondern wie so oft in einigen geheimen Zusatzartikeln. In diesen waren die Mittel zur Ausführung festgestellt, der für den Augenblick wichtigste Punkt. Man hatte sich endlich geeinigt, sofort mit den Griechen durch gegenseitige Konsularagenten in diplomatische Verbindung zu treten, und für den Fall, daß die Pforte binnen einem Monate den vorgeschlagenen Waffenstillstand nicht annehme, alle in der Gewalt der drei Mächte stehenden Mittel anzuwenden, um jedes weitere Zusammentreffen der kriegführenden Parteien zu verhindern, ohne doch einen direkten Antheil an ihren Feindseligkeiten zu nehmen. Sollten jedoch auch diese Maßregeln die Pforte nicht zur Annahme der Vorschläge bringen, so behielten sich die unterzeichneten Mächte vor, dennoch nach gemeinschaftlicher Verständigung die Bestimmungen des Traktats zur Ausführung zu bringen, und ermächtigten demgemäß ihre Vertreter in London, die hierzu nothwendig werdenden Maßregeln zu erörtern und zu bestimmen.

Wenige Wochen nach Unterzeichnung des Traktats am 8. August 1827 sank Canning ins Grab. Die öffentliche Meinung der alten und neuen Welt feierte ihn als den „Retter" der Griechen, und sie hatte insofern nicht Unrecht, als aus seiner Idee das Protokoll vom 4. April hervorging, welches allerdings der Grundstein zur Errichtung eines selbstständigeren Griechenlands durch europäische Hilfe ward. Auch der Gedanke, dieses Protokoll in die feierlichere Form eines Vertrages zu verwandeln, rührte von

ihm zuerst her, und es bleibt noch immer die Frage, ob nicht die äußerste Noth der Griechen und das Ultimatum der Pforte ihn zuletzt mehr zur Ergreifung entschiedenerer Maßregeln gegen diese bestimmten, als die Drohung Rußlands, schließlich allein einschreiten zu wollen*). Jedenfalls hatte er Monate lang dem Drängen des Petersburger Kabinets widerstanden, und nicht Unrecht hatte der bekannte Gentz, wenn er wirklich, wie erzählt wird, bei der Nachricht von Cannings Tode gesagt hat: „er war der Einzige, der noch den Russen wahrhaft im Zaume hielt."

Immer aber erreichte das Petersburger Kabinet, durch die Entwickelung des türkisch-griechischen Kampfes begünstigt, in dem Traktat ein Ziel lange genährter Wünsche, dessen Erreichung noch dadurch an Bedeutung gewann, als ihm mittlerweile auch in Griechenland selbst ein Erfolg von großer Tragweite gelungen war.

Wir haben bereits bemerkt, daß im Beginn des Jahres 1827 alle öffentlichen Verhältnisse der Griechen aufgelöst und völlig zersetzt waren. Es gab dort keine Regierung mehr, die sich einer allgemeineren Anerkennung erfreute, und es richteten sich daher die ersten Bemühungen des General Church und Lords Cochrane, als diese dem unglücklichen Volke zu Hilfe kamen, darauf, die einander schroff gegenüber stehenden Parteien zu versöhnen, und eine neue stärkere Regierung zu gründen.

---

*) Gordon und Urquhart sehen allerdings die endliche Unterzeichnung des Traktats von Seiten Cannings als die Folge des Drängens und Drohens Rußlands und demgemäß als einen glänzenden Triumph der russischen Politik an.

Mitten in diesen Bestrebungen war es nun, daß zum ersten Male der Gedanke auftauchte, die vollziehende Gewalt, die bisher stets in den Händen Mehrerer geruht hatte, künftig nur einem einzigen Präsidenten anzuvertrauen, und als im April in der National-Versammlung zu Trözene die Frage nach der Person gestellt ward, schlugen Kolokotronis und Metaxas, die Führer der russischen Partei, sogleich den Grafen Kapodistrias vor. Zwar verließen die Insulaner gleich bei der ersten Erwähnung seines Namens die Versammlung, und auch den Primaten Moreas war er keineswegs genehm; aber Church und Cochrane erklärten, daß sie nur im Falle der Erwählung des Grafen ihre Dienste der griechischen Sache widmen würden. Da die Griechen grade auf diese Unterstützung ihre besten Hoffnungen für den nächsten Feldzug gesetzt hatten, verfehlte diese Erklärung nicht, einen tiefen Eindruck zu machen. Er ward noch dadurch vermehrt, daß es Engländer und Männer, die im Vertrauen ihrer Regierung standen, waren, welche den Grafen so entschieden und dringend empfahlen; und da die Gegner Rußlands unter sich selbst uneinig und nicht im Stande waren, eine andere Persönlichkeit mit auch nur einiger Aussicht auf Erfolg Kapodistrias gegenüberzustellen, so blieb ihnen schließlich Nichts übrig, als sich zu fügen. Durch ein Dekret der National-Versammlung vom 2/14. April 1827 ward Kapodistrias zum Statthalter Griechenlands auf die Dauer von sieben Jahren berufen, weil, wie es in dem Dekrete heißt, „an die Spitze des Staates ein Mann gestellt werden muß, der die Regierungskunst aus Theorie und Erfahrung kennt, um Griechenland

nach dem Zweck seines bürgerlichen Verbandes zu regieren." Bis zu seiner Ankunft sollte eine Regierungs-Kommission von nur drei Mitgliedern die Geschäfte führen.

Dies war der erste Sieg, welchen die russische Partei unter den Griechen errang. Hatte bisher der englische Einfluß das entschiedenste Uebergewicht gehabt, so weit, daß man den Kommodore Hamilton nicht mit Unrecht „das Orakel aller Parteien" genannt hat, so war jetzt gegründete Aussicht vorhanden, daß unter der Statthalterschaft eines Rußland entschieden ergebenen Mannes auch der russische Einfluß den englischen weit überflügeln würde.

Kapodistrias aber begab sich auf die erste Kunde von seiner Erwählung nicht nach London oder Paris, sondern nach Petersburg, um sich vor allem mit dem Kaiser von Rußland über die Gesichtspunkte zu verständigen, von welchen aus er die innere Regierung, wie die äußeren Verhältnisse der Griechen zu ordnen und zu behandeln habe. Er ward dort vom Hofe auf das freundlichste und ehrenvollste empfangen; und da er nun selbst von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Griechen nur durch ihren engsten Anschluß an den Dreibund und vornämlich an Rußland zu retten wären, so ging er entschieden auf die Ideen des Kaisers ein. Sie vereinigten sich dahin, daß der Graf die ihm angetragene Stellung nur annehmen solle, wenn die Griechen sich im voraus den Bestimmungen des Londoner Traktats unterwürfen, d. h. vor allem ihrer Unabhängigkeit entsagten. Dieses erste und höchste Ziel der ganzen Erhebung der Nation, auf welches sie selbst freilich schon einmal, aber in der Zeit ihrer höchsten Noth, nach

dem Falle Missolunghis, verzichtet hatte, gab auch Kapodistrias gleich anfangs Preis; nicht etwa, wie die Nation, nur von der Gewalt der Verhältnisse gezwungen, sondern weil er selbst meinte, den Griechen würde nach den Bestimmungen des Londoner Vertrages Nichts fehlen, als „das mehr gefährliche als nützliche Recht, politische Alliancen schließen zu dürfen, und der Glanz einer an Rang und Würde erhabeneren Regierung, welche für sie nur viel größere Ausgaben herbeiführen würde*)."

Der Kaiser hatte aber nicht nur die Ausführung des Londoner Vertrages, sondern auch die festere Begründung des russischen Einflusses unter den Griechen im Auge. Zu diesem Zweck gab er gleich jetzt, ohne sich vorher mit England und Frankreich verständigt zu haben, dem Grafen das Versprechen, die Griechen durch Geld unterstützen zu wollen. Denn ohne diese Unterstützung glaubte Kapodistrias weder seine Nation zum Verzicht auf ihre Unabhängigkeit bewegen**), noch überhaupt die Autorität und den Einfluß auf sie gewinnen zu können, der ihm noth-

*) Correspondance du comte J. Capodistrias publ. par Bétant. Genève 1839. I. p. 153 in einem Briefe an den Kaiser Nikolaus. Petersburg 3/15. Juli 1827.

**) Er verlangt in dem eben angeführten Briefe, den Griechen die bestimmte Versicherung geben zu können, que l'adhésion des Grecs à leurs vues (des Dreibundes) serait suivie de quelques secours immédiats, à l'aide desquels ils pourraient faire face à leurs besoins les plus urgents et rétablir quelque ordre dans leur administration et dans leurs finances. Privé de ce puissant moyen de persuasion, et faiblement soutenu sur les lieux je verrais peut-être les Grecs me refuser les pouvoirs, que je leur demanderais; je les verrais entraînés par des suggestions étrangères à la politique des cours intervenantes, insister sur leur complète indépendance.

wendig sei, um sie nach dem Wunsch des Kaisers von der „Verirrung" zurückzuführen, in welche, wie der letztere meinte, „alle Völker geriethen, die sich selbst überlassen für ihre Unabhängigkeit kämpften." Mit diesen Aufgaben für seine künftige Wirksamkeit verließ Kapodistrias Petersburg, um auch die Höfe von London und Paris für die Gesichtspunkte des Kaisers zu gewinnen. Das ihm von diesem erwiesene Wohlwollen zu verdienen, schrieb er zum Abschied an ihn — „wird der Zweck und die Arbeit meines Lebens sein: und gewiß, das größte Glück, welches mir widerfahren könnte, ist, mich dieses Wohlwollens würdig zu zeigen, und auf der andern Seite zugleich das Vertrauen zu rechtfertigen, von welchem mir die Griechen soeben einen so öffentlichen und feierlichen Beweis gegeben haben."

Zwar stieß nun Kapodistrias in London und Paris, namentlich am erstern Ort, noch auf mancherlei Bedenken in Betreff seiner Anträge; aber nachdem einmal der Traktat unterzeichnet war, mußten sich wohl England und Frankreich auch zu einem entschiedneren Handeln entschließen. Am 28. August übergaben die Botschafter der drei Mächte in Konstantinopel den Traktat mit einer Note, in welcher sie die sofortige Abschließung eines Waffenstillstandes mit der Pforte forderten, hierüber binnen vierzehn Tagen eine schließliche Antwort verlangten und zugleich erklärten, daß ihre Höfe auch für den Fall eines verneinenden Bescheides dennoch die erforderlichen Maßregeln treffen würden, um dem Kriege ein Ende zu machen.

Die Pforte aber, welche den Traktat schon kannte, nahm nicht einmal diese Note an. Vergebens versuchten

die Botschafter, sie wenigstens zu einer mündlichen Verhandlung zu bringen; alles, was sie erreichten, war die Erklärung, daß der Sultan die Dazwischenkunft fremder Mächte in der griechischen Frage nie dulden und sich niemals zu einer anderen Antwort verstehen werde. „Gott und mein Recht ist der Wahlspruch Englands" — sagte der Reis-Effendi zu den Gesandten — „welche bessere Antwort können wir geben, wenn ihr uns angreifen wollt." Auch Mehmed Ali, an den die Mächte gleichzeitig die Aufforderung gerichtet hatten, seine Truppen aus Morea zurückzuziehen, antwortete kurz, er werde den Befehlen seines Herrn gehorchen.

Solchergestalt befanden sich die Mächte wirklich in der Lage, deren Eintritt das Petersburger Kabinet längst vorausgesehen, und in deren Voraussicht es eben darauf gedrungen hatte, daß die Verbündeten auch zu Zwangsmaßregeln gegen die Pforte entschlossen sein müßten, bevor sie einen Schritt in Konstantinopel thäten. Auch jetzt war Rußland allein über die zu ergreifenden Maßregeln entschieden. Fürst Lieven schlug in London vor, sofort Konstantinopel selbst von Norden und Süden durch die vereinigten Flotten blokiren zu lassen. Frankreich stimmte dem Vorschlage bei, aber Lord Dudley, der Nachfolger Cannings, konnte sich nicht entschließen. Das englische Ministerium zauderte in diesem wichtigen Augenblick und befand sich in der größten Rathlosigkeit über das, was zu thun sei, als plötzlich die Spannung, in welche man durch alle bisherigen Schritte die Dinge gebracht hatte, sich so zu sagen von selbst Luft machte.

In Folge des Traktats vom 6. Juli hatten alle drei Mächte ihre Flotten in den griechischen Meeren verstärkt. Sir Edward Codrington kommandirte die englischen, Graf Heyden die russischen, Admiral de Rigny die französischen Schiffe. Ihre Instruktion wies sie an, nicht nur alle ferneren Feindseligkeiten zwischen Türken und Griechen, sondern auch jede Sendung von Truppen und Kriegsbedürfnissen aus Aegypten oder der Türkei nach Griechenland zu hindern, hierbei jedoch alle Feindseligkeiten selbst zu vermeiden und nur von der Gewalt Gebrauch zu machen, wenn die Gegner einen Durchgang zu erzwingen versuchen sollten. Man sieht, diese Instruktion ließ den Admiralen einen weiten Spielraum. Der zunächst wichtigste Theil ihrer Aufgabe aber mißlang gänzlich. Die ägyptisch-türkische Flotte, welche Ibrahim Pascha zahlreiche Truppenverstärkungen, Munition, Proviant und eine Million in baarem Gelde brachte, landete in den ersten Tagen des September in Navarin und gab ihm dadurch alle Mittel, den Krieg gegen die Griechen auf das nachdrücklichste fortzusetzen und vielleicht zu beenden.

Gerade aber diese Aussicht bestimmte die Admirale, von ihren Instruktionen Gebrauch zu machen, und nachdem sie das Einlaufen der ägyptisch-türkischen Flotte in Navarin nicht hatten verhindern können, wenigstens deren ferneren Expeditionen sich in den Weg zu stellen. Wenige Tage nach der Landung der ägyptisch-türkischen Schiffe erschienen auch Codrington und Rigny vor Navarin, zu welchen etwas später auch Heyden stieß, und eröffneten Unterhand-

lungen mit Ibrahim, der schließlich versprach, vor dem Eingange neuer Verhaltungsbefehle seine Flotte nicht auslaufen zu lassen. Hierauf verließen die Alliirten Navarin und ließen dort nur einige Wachtschiffe zurück. Inzwischen aber versuchten die Griechen unter Church und Cochrane eine Unternehmung auf Missolunghi. Ibrahim forderte Codrington auf, diese zu hindern, erhielt aber von diesem zur Antwort, daß er das nicht könne. Da glaubte auch Ibrahim sich nicht mehr gebunden. Er befahl einem Theile seiner Kriegsschiffe, die Anker zu lichten, um einen Transport von Verstärkungen und Lebensmitteln nach Patras zu begleiten. Kaum aber waren diese Schiffe ausgelaufen, als Codrington sie nach Navarin zurückwies, worauf Ibrahim zu Lande nach Patras aufbrach. Die Admirale dagegen beschlossen in einer Konferenz am 18. Oktober, in den Hafen von Navarin einzulaufen, um Ibrahim entweder zum Verlassen Morea's oder doch zur Einstellung der Feindseligkeiten auf dem Lande zu bewegen. In dem Protokoll, welches sie über diesen Beschluß aufnahmen, sprachen sie zwar die bestimmte Absicht aus, jeden Kampf zu vermeiden, aber keiner von ihnen konnte es sich doch verbergen, daß an eine Erreichung ihres Zweckes ohne Gewalt schwerlich zu denken sei.

Am 20. Oktober segelten die vereinigten Flotten unter dem Oberbefehl Codringtons in die Bai ein, die englischen Schiffe voran, dann die französischen, zuletzt die russischen. Die Türken hatten eine ganz richtige Ahnung von dem, was kommen würde, als sie die ersten Schiffe erblickten. „Der Würfel ist geworfen," sagte einer der Führer, „ich habe

es voraus gesagt, die Engländer würden nicht mit sich spielen lassen."

Auch kam es in der That zu keinen Unterhandlungen mehr. Türken und Europäer streiten darüber, wer von beiden Seiten den ersten Schuß gethan habe; sicher aber ist, daß Codrington kaum eine halbe Stunde, nachdem sein Admiralschiff, die Asia, Anker geworfen hatte, das Zeichen zur Schlacht gab. Sie ward eine der mörderischsten Seekämpfe aller Zeiten. In Zeit von vier Stunden war die ganze aus ungefähr 120 Kriegs- und Transportschiffen bestehende türkisch-ägyptische Flotte bis auf wenige Reste vernichtet. Ibrahim, der am Tage der Schlacht von Navarin abwesend gewesen war, sah, als er zurückkehrte, nur noch ihre Trümmer wieder.

---

6. Der russisch-türkische Krieg 1828—29.

Es wird heute wohl Niemand mehr in Abrede stellen, daß die Schlacht bei Navarin, welche damals die öffentliche Meinung der Welt nur als einen Sieg der Humanität über die Barbarei mit einstimmigem Jubel begrüßte, zugleich ein glänzender Triumph der russischen Politik war.

Auch faßten die Kabinette sie sogleich in diesem Lichte auf, und vornämlich in London fing man an, an die Wahrheit der Worte zu glauben, welche Fürst Metternich bei der Mittheilung des Vertrages vom 6. Juli zu dem französischen und englischen Gesandten gesagt haben sollte: „den Krieg zwischen Rußland und der Pforte, den ihr ver-

hindern wollt, werdet ihr gerade herbeiführen; ihr glaubt Rußland gebunden und ſeid ſelbſt gebunden.“ In dieſer Ausſicht und Sorge war es, daß der Herzog von Wellington die Schlacht „ein ungelegenes, verdrießliches Ereigniß“ nannte, und der König ſelbſt in der Thronrede am 28. Januar 1828 ſein „tiefes Bedauern“ über ſie ausſprach.

Aber das Ereigniß war einmal geſchehen; alles Bedauern konnte es nicht mehr rückgängig machen, und es kam vielmehr darauf an, die gefürchteten Folgen nach Möglichkeit zu verhüten. Und hierzu ſchien doch noch ein Weg offen zu ſein. Man mußte nach der Schlacht von Navarin nicht rückwärts, ſondern vorwärts gehen und die Pforte, von der nach ihrem ganzen Charakter wie nach ihrem bisherigen Verhalten Niemand mehr eine freiwillige Unterwerfung in der griechiſchen Frage erwarten konnte, ſo raſch als möglich zu dieſer Unterwerfung zwingen. Den vereinigten Kräften der drei Mächte konnte es um ſo weniger ſchwer fallen, dies Ziel in der kürzeſten Friſt zu erreichen, als die türkiſche Seemacht ſo gut wie völlig vernichtet und das Landheer zu keinem Kriege gerüſtet war. Dann aber war die griechiſche Frage entſchieden, und die Pforte hatte keine Zeit, und im Hinblick auf das nicht mehr zu bezweifelnde Einverſtändniß der drei Mächte wahrſcheinlich auch nicht den Muth mehr, Rußland zum Kriege herauszufordern und ſich für denſelben zu rüſten.

Allein das Miniſterium Wellington-Aberdeen hatte nicht den Muth zu einem ſo entſchiedenen Handeln. Immer von dem Gedanken beherrſcht, die Pforte ja nicht zu

schwächen, während doch der gefürchtete russisch-türkische Krieg sie, wenn er eintrat, in viel höherem Grade schwächen mußte, konnte es sich zu keiner anderen Benutzung der Schlacht bei Navarin entschließen, als zur Wiederaufnahme der alten Vorstellungen in Konstantinopel. Aber die Gesandten fanden die Pforte nach der Schlacht nicht nachgiebiger, als vor derselben; im Gegentheil, der Sultan war erbitterter, als je früher. Der Reis-Effendi sagte jenen nicht ohne Wahrheit: „das Benehmen der Mächte gleiche dem eines Mannes, der mitten unter Versicherungen seiner Freundschaft einem andern den Schädel einschlägt," und forderte seinerseits ein gänzliches Abstehen von jeder directen Dazwischenkunft in der griechischen Frage, ferner volle Entschädigung für alle Verluste bei Navarin und endlich eine öffentliche und feierliche Genugthuung für die der Flagge des Sultans zugefügte Beleidigung. Nur vertraulich ließ er die Gesandten wissen, daß der Sultan bereit sei, den Griechen zu verzeihen, ihnen die rückständigen Abgaben zu erlassen und sie auf ein Jahr von der Zahlung des Kopfgeldes zu befreien. Bei so weit auseinander gehenden Ansprüchen konnten alle Verhandlungen zu Nichts führen; am 8. Dezember verließen die Gesandten Konstantinopel.

Wer aber konnte es dem Sultan verdenken, daß er das Verhalten der Mächte mit allem Völkerrecht im Widerspruch fand, sich daher auch seinerseits durch die Schlacht von Navarin von allen früheren Verträgen für entbunden hielt und den Entschluß faßte, seine Selbstständigkeit durch einen Kampf gegen Rußland zu wahren, in

welchem er mit vollem Recht die Seele des ihn bedrängenden Dreibundes sah?

Nur zehn Tage nach der Abreise der Gesandten sprach er in einem Hattischerif, der zur Vorlesung an die Gläubigen in allen Moscheen des Reiches bestimmt war, diesen Entschluß aus. Er ließ darin seinem bitteren Groll gegen Rußland freien Lauf, das „seit fünfzig bis sechszig Jahren der hauptsächlichste Feind der Pforte sei." Schon habe es sich allmählich mehrerer ihrer Provinzen bemächtigt, habe dann die Griechen zur Empörung aufgewiegelt und endlich auch Frankreich und England durch seine Einflüsterungen dahin gebracht, sich der griechischen Rebellen anzunehmen. Auf nichts geringeres gingen die Forderungen der drei Mächte hinaus, als „alle Länder von Europa und Asien, wo die Griechen mit den Gläubigen gemischt leben, in die Hände der Ungläubigen zu spielen, allmählich die Raja an die Stelle der Osmanen und die Osmanen an die Stelle der Raja zu setzen, vielleicht unsere Moscheen in Kirchen zu verwandeln und Glocken darauf ertönen zu lassen; mit einem Wort, den Islam leicht und schnell zu vertilgen." Daher erlaubten weder Vernunft, noch Gesetz, noch Politik, noch Religion die Annahme jener Forderungen, und wenn der Sultan sich überhaupt noch auf Verhandlungen hierüber eingelassen, wenn er den Vertrag von Akjerman geschlossen und selbst noch nach der Schlacht bei Navarin, durch welche die christlichen Mächte die Verträge offenkundig gebrochen hätten, nicht gleich zum Säbel gegriffen habe, so sei das nur geschehen, um die zu den Kriegsrüstungen nothwendige Zeit zu gewinnen. Weil die

Ungläubigen den Islam vernichten und seine Bekenner mit Füßen treten wollten, so müsse der Krieg gegen sie als Religions- und Nationalkrieg betrachtet werden. Es handle sich nicht um Provinzen und Gränzen, sondern um die Erhaltung der Religion. „Alle Gläubigen, die Reichen und die Armen, die Großen und die Kleinen, wissen, daß der Kampf eine Pflicht für uns ist. Es bleibt kein anderes Mittel für sie, in dieser und in der andern Welt ihr Heil zu erwerben."

Gewiß, dieser Erlaß des Sultans war noch keine Kriegserklärung selbst, aber von sofortigen Rüstungen und einer Reihe gegen Rußland feindlicher Maßregeln und Schritte begleitet, wie er war, forderte er dieses in gewisser Weise zum Kriege heraus. Denn ließ es sich erwarten, daß Rußland diese Sprache in Geduld hinnehmen werde?

Friedrich Wilhelm III. soll immer der Ansicht gewesen sein, der Kaiser, sein Schwiegersohn, habe den Krieg vermeiden können und sollen*). Ganz anders aber faßte man in Petersburg die eigene Lage auf.

Wir wollen nicht behaupten, daß die russische Politik der zunächst vorangegangen Jahre es von vorn herein darauf angelegt gehabt hätte, um jeden Preis einen Krieg zwischen Rußland und der Pforte herbeizuführen; aber sie war doch stets auf ihn gefaßt und zu ihm entschlossen gewesen, falls er im Interesse Rußlands nothwendig werden sollte. Durch diese Entschlossenheit hatte sie den Trak-

*) v. Müffling. Aus meinem Leben. p. 296.

tat von Akjerman erzwungen und dann darauf hingearbeitet, in gleicher Weise von der Pforte auch die Anerkennung des Vertrages vom 6. Juli 1827 zu erzwingen. Allein die Absicht, England und Frankreich hierbei als Bundesgenossen zur Seite zu haben, war doch nur halb erreicht. Allerdings war es gelungen, sie beide in ein Verhältniß zur Pforte zu bringen, welches dem Kriege näher stand, als dem Frieden. Aber in dem entscheidenden Moment nach der Schlacht bei Navarin ging England trotz des Abbruchs seines diplomatischen Verkehrs in Konstantinopel vielmehr rückwärts als vorwärts, und Rußland sah sich allein dem Groll und Grimm des Sultans gegenüber, der den nationalen Enthusiasmus und religiösen Fanatismus seines Volkes zu einem neuen Kampfe gegen die „Moskal" aufrief. Sein Hattischerif zeigte mit einem Male klar, wie weit Rußland noch von dem Ziele entfernt war, dessen Erreichung das Petersburger Kabinet als eines seiner „ersten Bedürfnisse" ansah. Die Türken waren noch lange nicht an den „größten Respekt" gegen Rußland gewöhnt, und von dem „durchaus überwiegenden Einfluß in Konstantinopel," den das Petersburger Kabinet als sein Recht in Anspruch nahm, war jetzt so wenig die Rede, daß vielmehr alle Errungenschaften des Vertrages von Akjerman und alle früheren Verträge von neuem in Frage gestellt waren. Mit einem Wort, alle die bösen Folgen, welche man in Petersburg für den Fall des Mißlingens der Dazwischenkunft in der griechischen Frage längst vorausgesehen hatte, schienen jetzt in die Wirklichkeit eintreten zu wollen.

Sollte Rußland ſich ihnen ohne Widerſtand unterwerfen, oder konnte es noch irgendwie hoffen, durch neue Unterhandlungen den Sultan zur Umkehr zu bewegen? Das eine wie das andere war in der Lage, in der man ſich einmal fand, unmöglich, und außerdem ſprach noch ſo vieles dafür, daß es „zeitgemäß ſei, die Waffen gegen den Sultan zu ergreifen.“ Die faſt völlige Vernichtung der türkiſchen Seemacht bei Navarin ſicherte der ruſſiſchen Flotte die Herrſchaft auf dem ſchwarzen Meere, ſo daß dieſe in einer ganz anderen Weiſe als in irgend einem früheren Kriege die Operationen der Landheere zu unterſtützen im Stande war. Nach der Vernichtung der Janitſcharen war zwar die Organiſation der neuen Truppen vorwärts gekommen, allein es fehlte doch noch unendlich viel daran, daß ſie auch nur einigermaßen vollendet geweſen wäre. Das neue Heer war gering an Zahl — etwa 40,000 Mann — aus ganz jungen Mannſchaften gebildet, die bei dem Widerwillen des Volkes gegen die Neuerung nur mit Gewalt ausgehoben wurden, übereilt gerüſtet und geübt, ohne fähige Offiziere und ohne Vertrauen zu ſich ſelbſt. So lag die Hauptkraft des Sultans zum Kriege noch immer in den unregelmäßigen Schaaren aus Aſien, deren natürlich wilde Tapferkeit den Mangel an aller Disciplin und taktiſcher Uebung nicht ganz zu erſetzen vermochte. Das hatte ſich ſo eben wieder in dem ruſſiſch-perſiſchen Kriege gezeigt, in welchem Paskiewitſch ſich den Namen Eriwanski erworben, und der Frieden, den er am 11/22. Februar 1828 zu Turkmantſchai auf der Straße nach Teheran ſchloß, und durch welchen Rußland ſich im

Süden des Kaukasus festsetzend ein unmittelbarer Gränznachbar der asiatischen Türkei ward, gab ihm rechtzeitig freie Hand und Gelegenheit, den Sultan auch von dieser Seite anzugreifen und einen guten Theil der besten Kräfte desselben zu beschäftigen. Erwog man endlich noch hiezu, daß der ganze alte Organismus des Reiches durch die begonnenen Reformen erschüttert, die Finanzen zerrüttet waren, die Ulemas aber und alle echten Moslemin den Sultan selbst wegen seiner Neuerungen haßten, und der Geist der Empörung überall unter den Massen gährte, so konnte es nicht leicht in Zweifel gezogen werden, daß es für Rußland nur vortheilhaft sei, gleich jetzt zum Kriege zu schreiten, bevor noch die Reformen des Sultans consolidirt und dadurch die Kräfte seines Reiches neu gestärkt wurden. Faßte doch Mahmud selbst seine Lage als eine sehr bedenkliche auf. „Nimm Deinen Geist zusammen" — schrieb er seinem Vezier — „denn Allah weiß es, die Gefahr ist groß!"

Aber nicht nur Rußlands Verhältniß zur Türkei hatte der Kaiser in diesem Moment der Entscheidung zu erwägen; eine fast ebenso wichtige Frage war es auch für ihn, wie sich die europäischen Mächte verhalten würden, wenn er zum Kriege schritt. Oesterreichs Opposition gegen die russische Politik war außer allem Zweifel, und auch England seit der Schlacht von Navarin von dem tiefsten Mißtrauen gegen dieselbe erfüllt. Dagegen war Rußland Preußens und Frankreichs insoweit sicher, daß es darauf vertrauen konnte, sie würden sich nie einer gegnerischen

Koalition anſchließen, und ſelbſt von England ließ es ſich nicht leicht erwarten, daß es für die Pforte zum Schwert greifen werde. Seine Stellung zu der griechiſchen Frage, ſeine Handels- und Schuldverhältniſſe und Wellingtons perſönliche Neigung für Erhaltung des Friedens, gaben bis auf einen gewiſſen Grad die Gewähr, daß das Kabinet von London jeden Schritt ſorgfältig vermeiden werde, der einen allgemeinen Krieg über Europa herbeiführen könnte, und ohne Englands Beiſtand war Oeſterreich nicht in der Verfaſſung, ſich allein Rußland entgegenzuſtellen*). Das Petersburger Kabinet ſah daher auch in der allgemeinen politiſchen Konſtellation Europas kein Hinderniß einer Kriegserklärung gegen die Pforte; ja es gab ſich ſogar der Hoffnung hin, daß die „hierbei intereſſirten Kabinette, vor allen das Wiener, ſich beeilen würden, dem Sultan den eben ſo klugen als nothwendigen Entſchluß aufrichtig zu empfehlen, ſein Heil lieber in einem Frieden zu ſuchen, als es auf ſeinen Untergang ankommen zu laſſen**)."

Nichtsdeſtoweniger hielt es der Kaiſer doch noch für nothwendig, jedes Mißtrauen der Mächte in Betreff ſeiner ſchließlichen Abſichten gegen die Pforte durch die unzweideutigſten und feierlichſten Erklärungen zu beſeitigen. Graf Neſſelrode verſicherte zu wiederholten Malen die engliſche

*) Gentz ſelbſt ſprach das mit Bedauern in einem Briefe an Lord Stanhope vom Ende März 1828 aus, der in der Sammlung ſeiner Schriften von Schleſier V. p. 151 ſich befindet.

**) Depeſche Pozzo di Borgo's Paris 28. November 1828 im Portfolio I. Nr. 7. p. 4.

Regierung, daß der Kaiser die griechische Frage von seinem Streit mit der Pforte ganz getrennt halten, und sich unter keinen Umständen von den Principien des Londoner Traktats vom 6. Juli lossagen werde, dessen erster und wichtigster Grundsatz den Unterzeichnern jedes Streben nach einseitigen Eroberungen und Vortheilen untersage. „Rußland", fügte er hinzu, „hat kein Interesse, weder sich selbst zu vergrößern, noch das türkische Reich zu vernichten. Wir wiederholen es bis zum Ueberfluß, wir haben weder den Umsturz dieses Reiches, noch Eroberungen im Auge, weil beides uns mehr Schaden, als Nutzen bringen würde. Selbst wenn ungeachtet unserer Absichten und Bemühungen die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung uns dazu bestimmen sollten, die Zeugen des letzten Tages des türkischen Reiches zu sein, so würden die Ideen Sr. Majestät in Betreff der Vergrößerung Rußlands immer dieselben bleiben. Der Kaiser würde die Gränzen seines Gebietes nicht erweitern und nur von seinen Alliirten dieselbe Absagung jedes Ehrgeizes und aller einseitigen Absichten verlangen, von der er selbst das erste Beispiel geben würde. — Dies ist und wird immer unveränderlich unsere einzige Antwort auf die Deklamationen sein, welche die öffentlichen Blätter aller Parteien über die gigantischen Projekte der russischen Politik, über die Eroberungen, welche wir planen, und über unsere Begierde füllen, den Fall des Reiches des Halbmondes herbeizuführen und uns selbst Konstantinopel anzueignen. Für unsere Alliirten liegt das Unterpfand unserer Mäßigung in unserm wahren Interesse und unsern

feierlichen Versprechen. Kann es zwischen Staaten sicherere Garantien geben*)?"

Erst nach diesen so feierlich gegebenen Versicherungen erfolgte am 14. April das Kriegsmanifest des Kaisers. Es rechtfertigte sich selbst vornämlich durch eine Bezugnahme auf den Hattischerif und die diesen begleitenden Maßregeln des Sultans, ohne der griechischen Frage auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Die Deklaration dagegen, welche das Manifest begleitete, stellte die Dazwischenkunft für die Griechen nur im Licht der größten Freundschaft und lebendigsten Theilnahme für das wahre Wohl der Pforte dar, deren Halsstarrigkeit in Verbindung mit Ibrahims Treulosigkeit die Schlacht bei Navarin als nothwendige Folge herbeigeführt habe. Zugleich aber wiederholte die Deklaration noch einmal und jetzt vor aller Welt, daß Rußland weit davon entfernt sei, „ehrgeizige Pläne zu hegen," und gab als letzten Zweck des Krieges die Herstellung und Sicherstellung der alten Verträge und der Freiheit des Handels und der Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, so wie die Ersetzung der Kriegskosten und der Verluste der russischen Unterthanen durch die Pforte an. „Der Kaiser" — so schloß diese Deklaration — „wird die Waffen nicht eher niederlegen, als bis er die

*) Depesche Nesselrode's an Lieven vom 6. Januar 1828, welche dem englischen Ministerium mitgetheilt und als Beilage zu dem Protokoll Nr. 7 der Londoner Konferenz gedruckt ward. Wiederholt wurden diese Versicherungen in den Depeschen Nesselrode's an Lieven vom 26. Februar und 29. April, in den Beilagen zu dem Protokoll vom 15. Juni 1828.

in gegenwärtiger Erklärung angegebenen Zwecke erreicht hat, und erwartet dies von den Segnungen deſſen, den die Gerechtigkeit und ein reines Gewiſſen noch nie vergebens angerufen haben.“

Am 7. Mai überſchritten die Ruſſen den Pruth, am 4. Juni den Arpatſchai bei Gumri, die beiden Gränzflüſſe ihres Reiches gegen die Türkei in Europa und Aſien. Hier wie dort führten ſie jedoch zunächſt nur verhältnißmäßig geringe Streitkräfte ins Feld. Das europäiſche Heer betrug anfangs etwa 100,000 Mann. Paskiewitſch aber hatte nach Abzug der Beſatzungen in den perſiſchen Gränzlandſchaften und der Truppen, die zum Schutz gegen die Bergvölker des Kaukaſus verwandt werden mußten, anfangs kaum mehr als etwa 30,000 Mann zu freier Verfügung. Allein trotz der an Zahl ihm weit überlegenen Streitkräfte der ihm gegenüberſtehenden Türken, trotz der Peſt, mit der er Wochen lang zu ringen hatte, und ungeachtet aller der großen Schwierigkeiten, die ihm das Terrain des armeniſchen Berglandes in den Weg legte, war dennoch ſein erſter Feldzug reicher an glänzenden Waffenthaten und Erfolgen, als der des europäiſchen Heeres. An ſtürmiſcher wie hartnäckig ausharrender Tapferkeit ließen es die Türken faſt niemals fehlen, aber Artillerie, Taktik und Strategie gaben den Ruſſen zuletzt immer das Uebergewicht. Die Eroberung von Kars, Achalzich und aller ſtrategiſch wichtigen Punkte der nach jenen beiden Orten benannten Paſchaliks ſetzten Paskiewitſch in den Stand, das ganze Gebiet zwiſchen dem Araxes und obern Kur während des Winters zu behaupten, und verſchafften

ihm eine feſte Operationsbaſis für den folgenden Feldzug auf Erzerum und das Innere Kleinaſiens.

In Europa dagegen ſtieß der Kaiſer auf einen Widerſtand, den er nicht erwartet hatte. Er fand „eine keimende phyſiſche und moraliſche Kraft ſich gegenüber wie nie zuvor*)", und doch waren es nur wenige Provinzen des europäiſchen Reiches, welche an deſſen Vertheidigung theilnahmen. Nicht nur die Moldau und Wallachei, welche der Sultan gleich anfangs dem Feinde preisgab, trugen ſowie Serbien zum Kriege Nichts bei, ſondern auch die Bosnier, die ſonſt wohl über 20—30000 Mann der tüchtigſten Truppen geſtellt hatten, blieben aus Widerwillen und Haß gegen die Reformen Mahmuds ruhig in ihrer Heimath, während die Streitkräfte von Epirus und Theſſalien gegen die Griechen im Felde ſtehen mußten. Wie ſtark überhaupt die Kriegsmacht war, welche der Sultan den Ruſſen in Europa entgegenſtellte, läßt ſich kaum annähernd beſtimmen; ſie wechſelte während des Feldzuges unaufhörlich, war aber jedenfalls und vornämlich durch die unregelmäßigen Schaaren aus Aſien den Ruſſen an Zahl weit überlegen. Bei der Weite des Terrains, auf welchem ſich der Krieg bewegte, reichten die Streitkräfte der letzteren nirgends recht aus, und ſie konnten ſchon aus dieſem Grunde, ganz abgeſehn noch von der bekannten Unzuverläſſigkeit ihrer Militärverwaltung, die Aufgabe, welche ſie ſich geſtellt hatten, weder raſch, noch vollſtändig löſen.

*) Worte Pozzo di Borgos in der Depeſche vom 28. November 1828 a. a. O.

Ihr allgemeiner Plan war, mit ihrer Hauptmacht die Donau zwischen Isaktschi und Tultscha zu überschreiten und dann durch die Dobrudscha längs der Seeküste auf dem kürzesten und in Rücksicht auf die Unterstützung durch die Flotte auch für die Verpflegung günstigsten Wege nach Rumelien vorzudringen, während ein zweites Corps die Wallachei besetzend die Besatzungen der Donaufestungen im Zaum halten, und ein drittes zunächst Brailow einnehmen sollte.

Allein gleich der Uebergang über die Donau verzögerte sich um volle vier Wochen, weil man das im Frühling gewöhnliche weite Austreten des Stroms nicht in Berechnung gezogen hatte*), und als dann am 8. Juni unter den Augen des Kaisers der Uebergang trotz des Widerstandes von 10—12000 Türken, die sich inzwischen dort gesammelt und verschanzt hatten, erzwungen war, verzögerte wieder die unerwartet hartnäckige Vertheidigung von Brailow ein rascheres Vorrücken der Hauptmacht, die außerdem durch die zur Einnahme von Matschin, Hirsowa, Tultscha und Küstendsche nothwendigen Detaschirungen bis auf 18000 Mann geschwächt ward.

Brailow hielt sich vom 11. Mai bis 17. Juni, und erst nach seinem Fall wurden die Russen auch Herren der übrigen kleineren Festungen. In Folge hiervon erreichte

*) Nach einem Bericht, welchen das auswärtige Ministerium in Paris erhalten haben soll, fand der Kaiser bei seiner Ankunft noch nicht einmal das Holz zu den Schiffbrücken gefällt, während ihm gemeldet war, daß die Brücken schon über die Donau geschlagen wären. Capefigue histoire de la restauration IV. p. 123.

das Hauptheer nicht früher als am 25. Juni Karasu am Walle Trajans, woselbst es bis zum 7. Juli stand und dann langsam bis Basartschick vorging, um das Herankommen der Truppen abzuwarten, welche bisher durch die Belagerung von Brailow und der andern Festen in Anspruch genommen waren. Von Basartschick rückten etwa 5000 Mann gegen Varna vor, während das Hauptcorps, gegen 40,000 Mann stark, aber an Cavallerie schwach, nach Schumla aufbrach, vor welchem Platz es am 20. Juli eintraf. Ein paar kleinere Gefechte während dieses Marsches hatten bereits die große Ueberlegenheit der türkischen Cavallerie gezeigt, die nur an der sicheren Festigkeit der russischen Infanterie scheiterte.

So standen die Russen wieder vor der durch Natur und Kunst gleich starken Feste des Balkans, welche bisher noch kein Feind zu bezwingen vermocht hatte. Auch jetzt zeigte ihnen gleich der erste Blick, daß sie zu einem raschen Angriff auf den Platz viel zu schwach waren, in welchem der Seraskier Hussein-Pascha mit ungefähr 40,000 Mann lag. Sie suchten daher die Feste nur durch eine in dem Umkreise von mehreren Meilen sich ausdehnende Linie von Redouten einzuschließen und richteten ihren Hauptangriff auf Varna, dessen Einnahme schon durch die Mitwirkung der Anfang August dort eingetroffenen Flotte leichter erschien. Der Kaiser selbst ging am 3. August dorthin von Schumla ab.

Aber auch Varna leistete einen viel hartnäckigeren Widerstand, als der Kaiser erwartet haben mochte, der sich am 8. August nach Odessa einschiffte, um das Heranziehen

der durchaus nothwendigen Verstärkungen zu beschleunigen. Die Mitwirkung der Flotte erwies sich bald von nur untergeordneter Bedeutung, da die Seichtigkeit des Meerbusens den Schiffen nicht so weit heranzukommen erlaubte, um die Stadt von der See aus beschießen zu können. Auch war die Zahl der Truppen der Russen — etwa 9000 Mann — viel zu schwach, als daß sie selbst eine erfolgreiche Einschließung, geschweige denn eine Belagerung hätten unternehmen können. Sie begnügten sich daher mit einer Beobachtung, bis am 8. September zugleich mit dem Kaiser ihre Verstärkungen und etwas später Belagerungsgeschütz eintraf. Aber auch seitdem schritten die Belagerungsarbeiten nur langsam vorwärts, und die Lage der Russen ward im September höchst kritisch. Ihre Truppen vor Schumla hatten durch die furchtbare Hitze des August, durch die Anstrengungen des Dienstes, den Mangel an hinreichender Verpflegung und einreißende Krankheiten ganz außerordentlich gelitten. Fast zwei Drittheile der Cavallerie hatten hauptsächlich durch den Mangel an Fourage ihre Pferde verloren, und der Rest war aus Mattigkeit der Thiere kaum noch brauchbar zum Dienst. Fast bei allen Ausfällen und Streifzügen, welche die Türken von Schumla aus unternahmen, waren diese im Vortheil, und wie Varna, so hielt sich Silistria, das von den Russen bereits seit dem 21. Juli freilich auch mit zu geringen Streitkräften und anfangs ohne Belagerungsgeschütz angegriffen war. Den zahlreichen Besatzungen von Widdin, Nikopolis und Rustschuck aber stand in der Wallachei nur ein verhältnißmäßig schwaches russisches Corps gegenüber,

und die Armee vor Varna und Schumla wäre aller Wahrscheinlichkeit nach in die höchste Gefahr gerathen, wenn die Türken zugleich mit einem Angriff auf sie aus den Donaufestungen hervorbrechend auch einen Stoß auf die einzige Rückzugslinie der Gegner nach der niederen Donau unternommen hätten.

In der That setzte sich nun auch der Großvezier mit der Hauptmacht, die bisher noch gar nicht im Felde erschienen war, auf Aidos in Bewegung. In der Mitte September traf ein von ihm vorausgeschicktes Corps am Kamtschick ein, vereinigte sich hier mit den Truppen, die Omer-Vrione von Schumla aus herbeigeführt hatte, und rückte unter dessen Anführung, etwa 20–25,000 Mann stark, zum Entsatz von Varna vor. Nachdem sie die ihnen entgegengesandten Russen zurückgedrängt und fast vernichtet hatten, langten sie am 27. September am Devna-See an und verschanzten sich hier bei Kurtupe in drei Lagern. Die Russen griffen am 30. September diese Stellung an, wurden aber nach einem mörderischen Kampfe zurückgeworfen, worauf Omer-Vrione unthätig stehen blieb, um, wie es heißt, den herankommenden Vezier zu erwarten. Diese Tage entschieden jedoch das Schicksal von Varna. Am 3. October legten die Russen durch ihre Minen mehrere Breschen, und obwohl ein Sturm in der Nacht vom 6. auf 7. mißlang, so begann Jussuf Pascha dennoch Unterhandlungen zur Uebergabe des ihm anvertrauten Platzes. Man sagt, daß die Furcht vor seiner Absetzung und der Confiskation seiner Güter durch den Sultan auf der einen, und russisches Geld auf der anderen Seite seinen Entschluß

entschieden habe. Am Abend des 10. Oktober kam er selbst in das russische Lager; am folgenden Morgen zerstreute sich die Besatzung, und nur der Kapudan-Pascha Izzet Mehmed warf sich mit ein paar hundert Getreuen in die Citadelle, die auch er indeß noch an demselben Tage gegen freien Abzug übergab.

Der Fall von Varna und der hereinbrechende Winter machten dem Feldzug ein Ende. Am 16. Oktober zogen die Russen von Schumla ab, am 10. November hoben sie die Einschließung von Silistria auf, nicht ohne hier wie dort bei dem Abzuge noch beträchtliche Verluste zu erleiden. Dagegen behaupteten sie ihre Stellung bei Varna und in den Fürstenthümern; aber entschieden hatte der Feldzug trotz der ungeheuren Opfer, die er den Russen an Menschen und Kriegsmaterial kostete, im Grunde sehr wenig. Alle Erwartungen des Kaisers hatten sich nicht erfüllt. Er hatte geglaubt, den Sultan durch „Schrecken zur Unterwerfung zu bewegen*)", und der Sultan hielt Stand; er hatte auf rasche und glänzende Siege gerechnet, sie waren nicht errungen worden; er hatte endlich gehofft, die europäischen Mächte würden dem Sultan dringend zur Nachgiebigkeit rathen, und sie waren weit entfernt davon gewesen dies zu thun. Weder in Konstantinopel, noch in Europa war der Eindruck des Feldzuges ein für die Macht und das Ansehen Rußlands günstiger; im Gegentheil, die öffentliche Meinung von seiner Macht war, um einen

*) Worte von Gentz a. a. O. 5. 163, welche Pozzo di Borgo in der angeführten Depesche bestätigt.

Ausdruck Pozzo di Borgos zu gebrauchen, „unendlich herabgestimmt."

In dieser Lage schon jetzt die Hand zu Friedensverhandlungen zu bieten war für Rußland unmöglich. Der Kaiser hatte in seinem Kriegsmanifest vor aller Welt feierlich erklärt, daß er die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis er den Zweck, für den er den Krieg unternehme, erreicht haben werde. Wollte er auch nur diesen Zweck, Wiederherstellung und Sicherstellung der alten Verträge mit der Pforte und des freien Handels auf dem schwarzen Meere, sowie Ersatz für die Kriegskosten und die Verluste erreichen, welche seine Unterthanen durch die vorangegangenen Maßregeln des Sultans erlitten hatten, so mußte ein zweiter Feldzug dem ersten folgen und mit Anstrengung aller Mittel und Kräfte durchgeführt werden. Aber das Kabinet von St. Petersburg — und dies charakterisirt den hochfliegenden Geist seiner Politik — war in diesem Augenblicke weit davon entfernt, die Forderungen und Bedingungen etwa zu mildern, von deren Durchsetzung es den künftigen Frieden abhängig machen wollte. Im Gegentheil, es steigerte sie, weil der Feldzug ihm „eine richtigere Anschauung von der wahren Sachlage gegeben und es von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, daß Rußland noch größere Vorkehrungen treffen müsse, um die Gefahren der Zukunft zu verringern." Allerdings hatte der Kaiser bei dem Anfange des Krieges wiederholt erklärt, daß er nach keiner Eroberung strebe, aber es gab doch auch noch andere Mittel, ohne „Eroberung" die Pforte zu schwächen und für Rußland die „Gefahren der Zukunft zu verringern."

Und unter diesem Gesichtspunkte nahm das Petersburger Kabinet jetzt nichts geringeres in Aussicht, als die Pforte zur Schleifung aller Festungen zu zwingen, welche auf dem rechten Ufer der Donau und auf den Abhängen des Balkan liegen! Zwar gestand Pozzo di Borgo selbst, daß alle Kabinette ohne Ausnahme, auch die freundschaftlich und wohlwollend gesinnten von Berlin und Paris, sich gegen das „Maßlose" dieser Forderung erheben und eine allgemeine Opposition in ganz Europa sich bilden würde, welche hier mehr, dort weniger aktiv und lebendig sein und nicht in allem übereinstimmen, aber doch immer zuletzt sich dem Ziel entgegenstellen dürfte, welches „Rußland erreichen müsse." Aber er, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch das kaiserliche Kabinet, sah hierin nur einen Grund mehr, für jetzt auf keine Friedensverhandlungen, bei welchen „wir es nicht umgehen können, unsere Absichten und Zwecke selbst zu verrathen," einzugehen, sondern einen neuen Feldzug mit solcher Kraft zu führen, daß „wir im Stande sind, die Friedensbedingungen auf eine so bestimmte und rasche Weise vorzuschreiben, daß die europäischen Mächte wo möglich den Beginn und Abschluß der Unterhandlungen in einem und demselben Augenblicke erfahren."

„Sr. Majestät" — schrieb Pozzo di Borgo nach Petersburg — „hat die Hindernisse kennen gelernt und gewürdigt. Sie hat erfahren, was die Voraussicht der Untergebenen zu berechnen theils nicht verstand, theils überhaupt nicht vermochte. Die Generale, die Chefs der Corps und Regimenter, die Offiziere selbst werden nicht mehr über die

Art und Weiſe erſtaunt ſein, in welcher ſich der Feind ihrer Tapferkeit entgegenſtemmt. Man wird jetzt im Voraus das Material kennen, das jetzt zu den Operationen nothwendig iſt, die man unternimmt, und dann zum Ziele führen wird. Das Ganze endlich wird nicht mehr ein Verſuch, ſondern ein entſcheidender Kampf ſein, unternommen und geführt mit allen Mitteln, die ihn für uns entſcheiden müſſen. Ich ſehe in der Nothwendigkeit zu ſiegen, zu welcher wir jetzt gezwungen ſind, ein Princip der Thätigkeit und Energie, welches dazu beitragen wird, dem Reich und ſeinem ruhmvollen Herrſcher die Suprematie in der Sphäre zu erhalten, in der ſie ihnen zukommt, und von der herabzuſteigen keine menſchliche Macht berechtigt iſt, uns zu zwingen*)."

Während die ruſſiſche Politik alſo ein noch höheres Ziel als im Beginn des Krieges kühn ins Auge faßte, ſetzte Fürſt Metternich noch einmal alle Hebel der Diplomatie in Bewegung, um ihr Schranken zu ſetzen; und der höchſt gereizte, bittere Ton, in welchem die ruſſiſchen Depeſchen aus dieſer Zeit von ihm ſprechen, zeigt hinlänglich, wie unangenehm und ſelbſt bedenklich ſeine Oppoſition dem Petersburger Kabinette war. Auch hatte dieſes hierzu allen Grund. Denn der Staatskanzler Oeſterreichs arbeitete unermüdlich daran, die übrigen großen Mächte zu überzeugen, daß eine gemeinſame Vermittelung zwiſchen Rußland und der Pforte in dem Intereſſe jeder einzelnen, ſowie ganz Europa's liege. Nichts konnte aber für Ruß-

*) Pozzo di Borgos Depeſche vom 28. Novbr. a. a. O.

land ungelegener und alle seine Pläne störender sein, als eine solche Vermittelung, welche, wenn England, Frankreich, Oesterreich, Preußen einig wurden und ihren Willen durchzusetzen entschlossen blieben, zuletzt auf nichts Anderes hinausgelaufen wäre, als sowohl Rußland, wie der Pforte die Bedingungen des Friedens vorzuschreiben. Die russische Diplomatie arbeitete daher überall mit allen Mitteln und Kräften den Bestrebungen Oesterreichs entgegen und trug in diesem Kampfe den Sieg davon; hauptsächlich weil der Charakter der Personen, auf die es ankam, und eine Reihe ganz besonderer Verhältnisse sie begünstigte.

In England waren allerdings das Ministerium und die öffentliche Meinung mit gleicher Entschiedenheit gegen Rußland. Beim Beginn des Krieges fürchtete man dort als nächste Folge desselben den Umsturz des türkischen Reiches, und der Gedanke an eine russische Suprematie oder Herrschaft in Konstantinopel, an ein dauerndes sich Festsetzen der russischen Seemacht im Mittelmeer und eine mögliche künftige Vereinigung derselben mit der französischen versetzte die Nation in eine große Aufregung. Der Herzog von Wellington theilte persönlich die allgemeinen Gesichtspunkte der österreichischen Politik und war zu ihrer Unterstützung bereit.

Ganz anders dagegen stand es mit Frankreich. Karls X. persönliches Interesse für die Griechen — er sandte eben französische Truppen zur Vertreibung Ibrahims nach Morea — Erinnerungen an die alte antiösterreichische Politik der Bourbonen, Eifersucht über den ausschließlichen Einfluß Oesterreichs in Italien, und endlich der durch schlaue

Einflüsterung erweckte und genährte Glaube, daß der Wiener Hof die Ueberreste der Napoleonischen Partei in Frankreich an den Herzog von Reichstadt heranzuziehen suche — das Alles zusammen stimmte den König von vornherein gegen jede engere Verbindung mit Oesterreich, und er hielt um so mehr an dem schon unter Ludwig XVIII. angebahnten näheren Verhältniß zu Rußland fest, als dieses seine Wünsche nach einer Vermehrung des Einflusses und der Macht Frankreichs nach außen vor allen andern zu fördern versprach. Auch stimmte hierin mit ihm sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten, M. de la Férronays, völlig überein, der als Gesandter in Petersburg schon im Jahre 1823 für die Verbindung Frankreichs mit Rußland persönlich gearbeitet hatte und jetzt für sich und das ganze Ministerium Martignac, dem er angehörte, an Pozzo di Borgo die beste Stütze beim Könige gegen alle Angriffe der kirchlichen und politischen Ultras fand.

Neigte sich aber solchergestalt England zu Oesterreich, und Frankreich zu Rußland, so kam, wir wollen nicht sagen Alles, aber doch unendlich viel auf Preußen an, denn je nachdem dieses auf die eine oder die andere Seite hinübertrat, gab es entweder England und Oesterreich oder Rußland und Frankreich ein entschiedenes Uebergewicht. Allein Friedrich Wilhelm III. war nicht nur durch die engsten Bande des Bluts mit dem Kaiser von Rußland verbunden, sondern auch die Erinnerung an die Jahre 1813—15 übte sein Lebenlang auf ihn eine bedeutende Wirkung in derselben Richtung aus. Außerdem vor Allem geneigt, den europäischen Frieden zu erhalten, ordnete er

diesem Gesichtspunkte alle andern unter und war in Folge hiervon jeder Politik entgegen, welche zu einem allgemeinen Kriege führen zu können schien. Er lehnte daher alle Vorschläge Oesterreichs ab und leistete hierdurch seinem Schwiegersohne den größten Dienst, indem diese seine Haltung in Wien, Paris und London den Gedanken erweckte, daß Preußen sich im äußersten Falle mit Rußland verbinden könne.

„Das kaiserliche Kabinet" — urtheilte Pozzo di Borgo — „hat daher das größte Interesse daran, sich, wie es bisher gethan, auch ferner den Hof von Berlin zu attachiren, die einmal bestehende Verbindung zu pflegen und den preußischen Hof sehen zu lassen, daß, wenn England und Oesterreich durch einen Angriff auf Rußland den status quo von Europa aufs Spiel setzen möchten, Sr. königliche Majestät in der Verbindung mit Rußland Vortheile finden werde, welche Sie von keiner anderen erwarten könnte."

Und in der That, Preußens Haltung ermuthigte in dem entscheidenden Moment ebenso sehr Frankreich, an seiner Verbindung mit Rußland festzuhalten, als sie Englands Bedenken vermehrte. Denn wie sehr auch der Herzog von Wellington es wünschen mochte, der russischen Politik Schranken zu setzen, so übersah er doch nicht, daß ein europäischer Krieg bei dieser Stellung der Mächte England Opfer auferlegen werde, für welche keine sie irgendwie zu ersetzende Entschädigung in Aussicht stand. Und da er zugleich auf der einen Seite an dem Gange und den Resultaten des ersten Feldzuges der Russen erkannte,

daß ein rascher Umsturz des türkischen Reiches nicht zu befürchten stand, auf der anderen nicht nur die Schuld- und Handelsverhältnisse der Nation, sondern auch große schwebende Fragen der inneren englischen Politik, wie z. B. die Katholiken-Emancipation, in ihm das Bedürfniß und den Wunsch nach Erhaltung des Friedens nährten, so war er um so weniger dazu geneigt, schon jetzt England nach den Wünschen Oesterreichs zum „belebenden Princip, Kopf und Herz" einer Koalition gegen Rußland zu machen. Mochte es auch in ihm feststehen, im äußersten Fall „das türkische Reich und dessen wesentliche Integrität" zu erhalten*), so zeigte er sich doch inzwischen so nachgiebig gegen Rußland, daß er die russische Blokade der Meerbusen von Saros und Enos anerkannte, ungeachtet das Petersburger Kabinet früher versprochen hatte, im Mittelmeer keine Rechte einer kriegführenden Macht in Anspruch zu nehmen, und die öffentliche Meinung in England aufs höchste über diese Blokade aufgeregt war**).

Zwar unternahm er gegen das Ende des Jahres noch einen Versuch, Frankreich von Rußland ab- und zu England und Oesterreich hinüberzuziehen. Auf seine Veranlassung ging Fürst Polignac von London, wo er Gesandter war, nach Paris, um de la Férronays und dessen Politik zu verdrängen. Allein auch dieser Liebling des Königs, der sonst den größten Einfluß auf ihn besaß, scheiterte in dem Versuch gleich bei dem ersten Schritt.

*) Gentz wenigstens behauptet dies. Schriften 5. 164—65.

**) Depesche von Lieven und Matuszewicz vom 1/13. Juni 1829; jetzt vollständig im neuen Portfolio I. 1. 3.

„Ich will mit Rußland vereinigt bleiben," antwortete ihm Karl X., — — „wenn der Kaiser Nikolaus Oesterreich angreift, so werde ich mich bereit halten und nach den Umständen verfahren; greift aber Oesterreich den Kaiser an, so werde ich sofort gegen Oesterreich marschiren lassen. Vielleicht wird dieser Krieg gegen den Wiener Hof mir nützlich sein, da er dem inneren Parteiwesen ein Ende machen und die Nation, wie sie es wünscht, im Großen beschäftigen würde*)." Für diesen Fall hatte Pozzo di Borgo dem Könige aller Wahrscheinlichkeit nach die Erwerbung der Rheingränze in Aussicht gestellt; wenigstens gab er nach Petersburg den Rath: „es würde vielleicht klug und nützlich sein, auch die preußische Regierung allmählich mit der Idee vertraut zu machen, daß, wenn die Ereignisse die Gelegenheit böten, sich zu vergrößern, auch Frankreich sich seinerseits unmöglich ohne allen Gewinn schlagen könnte**)."

Solchergestalt scheiterte der Plan des Fürsten Metternich, alle großen Mächte Europa's auch nur zunächst zu dem Schritt zu vereinen, Rußland ihre gemeinsame Vermittelung anzutragen, an dem Widerstande Preußens und Frankreichs, welche sich auf Nichts einlassen wollten, was nur „irgendwie Rußland genuiren" könne. Was sollte Oesterreich nun thun? Es blieb ihm nur die Wahl, entweder es auf einen Krieg mit Rußland ankommen zu las-

*) Depesche Pozzo di Borgos v. 14/26. Decbr. 1828 im Portfolio II. p. 109.

**) Depesche Pozzo di Borgos v. 28. Novbr. / 9. Decbr. 1828 a. a. O.

ſen, in welchem es außerdem Frankreich und wahrſcheinlich auch Preußen gegen ſich, und England jedenfalls nur mit halbem Herzen für ſich gehabt hätte, oder ſich in die einmal gegebenen Verhältniſſe zu fügen.

Fürſt Metternich faßte raſch ſeinen Entſchluß. Schon im Januar 1829 ſuchte er in einer Unterredung mit dem ruſſiſchen Geſandten in Wien, von Tatitſcheff, den üblen Eindruck zu beſeitigen, welchen die bisherige Haltung Oeſterreichs — es hatte ſchon im Sommer 1828 gerüſtet — auf das Kabinet von St. Petersburg gemacht hatte, und ging hierbei ſelbſt ſo weit, zu verſichern, daß von ſeiner Seite kein Schritt geſchehen ſei, die Mächte zu einer gemeinſchaftlichen Dazwiſchenkunft zwiſchen Rußland und der Pforte zu bewegen. Gleichzeitig ward der General Graf Fiquelmont mit einem eigenhändigen Schreiben des öſterreichiſchen an den ruſſiſchen Kaiſer nach Petersburg geſandt. Es ſprach neben den Verſicherungen der größten Freundſchaft den Wunſch nach einem baldigen Frieden im Orient und einem aufrichtigen Einverſtändniß der Souveraine aus, welches um ſo nothwendiger werde, je größere Fortſchritte die revolutionären Ideen und Parteien im Weſten gerade während des Krieges im Oſten machten.

Dieſes Schreiben und die Erläuterungen, welche Graf Fiquelmont hinzuzufügen beauftragt war, ſprachen den Rückzug der öſterreichiſchen Politik auf das entſchiedenſte aus, und die ruſſiſche baute ihr — eine goldene Brücke. Schon Herr von Tatitſcheff hatte in Wien den Verſicherungen des Fürſten Metternich nicht widerſprochen, obwohl

er die Beweise ihrer Unwahrheit in Händen hatte; und auch in Petersburg ging Graf Nesselrode in seinen Unterhaltungen mit dem General Fiquelmont auf die neuen Gesichtspunkte des Wiener Kabinets ein, ohne den geringsten Zweifel zu äußern. Nur die Bemerkung ersparte selbst der Kaiser in seinem Antwortschreiben dem Wiener Hofe nicht, daß die Erfüllung seiner Wünsche in Betreff des Zusammenhaltens der Souveraine gegen die Revolution vornämlich von einem Rußlands „würdigen" Frieden mit der Pforte abhänge, und in dieser Beziehung sehr viel auf das Verhalten Oesterreichs während des bevorstehenden zweiten Feldzuges ankäme, welches, wie er gerne hoffe, mit den Versicherungen des Grafen Fiquelmont übereinstimmen werde. „Oesterreich" — sagte Graf Nesselrode zu diesem — „hat mehr als eine andere Macht ein Interesse daran, daß der künftige Friede für Rußland ein glorreicher und vortheilhafter werde; denn wenn er nicht diesen Charakter an sich tragen sollte, so würde der politische Einfluß Rußlands einen beklagenswerthen Verlust erleiden, der Glaube an seine Stärke würde sich schwächen, und der moralische Beistand, welchen es den befreundeten oder alliirten Mächten zu leisten berufen sein könnte, würde unsicher und unwirksam sein*)." Das Petersburger Kabinet war für die nächste Zukunft von jeder ernsteren Sorge vor einer europäischen Dazwischenkunft frei.

---

*) Depesche Tatitscheffs aus Wien vom 5/17. Febr. 1829 im Portfolio II. 56. Schreiben des Kaiser Nicolaus an Franz II. vom 10/22. Febr. Depeschen Nesselrodes an Tatitscheff vom 12/24. Febr., und 24. Febr./5. März im Portfolio IV. p. 5—14.

Inzwiſchen hatten auch die Kriegsunternehmungen von neuem begonnen. In Europa hatten ſich die Ruſſen am 15. Februar des Hafens von Sizebol bemächtigt, deſſen Beſitz ihnen durch ſeine Lage ſüdwärts vom Balkan bei jeder Ueberſchreitung dieſes Gebirges von großer Wichtigkeit war; und in Aſien warf ſich der kriegeriſche Gebirgsſtamm der Adſcharen in den erſten Tagen des März noch mitten im Schnee auf Achalzich. Dies Unternehmen mißglückte aber gänzlich und war gewiſſermaßen das Vorſpiel aller der Niederlagen, welche die Türken auf dem aſiatiſchen Kriegsſchauplatz auch in dieſem Feldzuge und aus denſelben Gründen, wie in dem früheren erlitten. Paskiewitſch führte den Krieg eben ſo glänzend, wenn nicht noch glänzender, als im eben vergangenen Jahre. In zwei Tagen, am 1. und 2. Juli, ſchlug und zerſprengte er in drei Schlachten auf der Straße von Kars nach Erzerum die Hauptmacht der Türken ſo völlig, daß ſie ſich in alle Winde zerſtreute, und der Seraskier ſich für die Vertheidigung von Erzerum nur auf die Kräfte der Einwohner beſchränkt ſah, als Paskiewitſch am 7. Juli vor dieſer volkreichen Stadt erſchien. Sie ergab ſich ihm nach kurzem Widerſtande der ungeordneten Menge, und alle Verſuche, welche die Türken ſeitdem, vornämlich von Trapezunt aus, unternahmen, die Ruſſen aus Erzerum wieder zu vertreiben, ſcheiterten an der Wachſamkeit von Paskiewitſch, der nie einen Angriff abwartete, ſondern den Feind ſelbſt aufſuchte und ihn einmal bei Chart und ein andermal bei Baiburt zurückwarf. Trug auch ſein Feldzug zur eigentlichen Entſcheidung des ganzen Krieges nur wenig

bei, so blieb doch der moralische Eindruck der russischen Siege in diesen Gegenden ein dauernder. Das stolze Selbstgefühl der Türken war gründlich gebrochen, und wenn heute dort in ihrem Verhalten zur Raja und Europäern nur selten noch der alte Hoch- und Uebermuth sich zeigt, und die Raja die türkische Herrschaft der russischen vorzieht, so ist dies vornämlich eine Frucht der russischen Waffen*).

Die Führung des Krieges in Europa hatte der Kaiser dem bisherigen Chef seines Generalstabes, dem General Grafen Diebitsch übertragen; er selbst nahm für seine Person keinen Antheil mehr an ihm. Schon am 24. Febr. traf der neue Oberfeldherr im Hauptquartier zu Jassy ein, um die Mitte März setzten sich die Truppen in Bewegung, in den ersten Tagen des Mai überschritten sie bei Hirsowa und Kalaradsch die Donau und erschienen am 17. Mai vor Silistria, um vor Allem diesen wichtigen Platz, der eine Hauptstraße nach dem Balkan beherrscht und die rechte Flanke der Russen in der Dobrudscha bedrohte, zu nehmen. Man fand —so groß war die Indolenz der Türken — die eigenen Angriffswerke aus dem letzten Feldzuge noch unzerstört und begann die Belagerung, die man vornämlich durch Legen und Sprengen von Minen zum gewünschten Ende zu führen suchte.

Mittlerweile hatte auch der neue Vezier, Reschid Pascha, während des März und April in Schumla sein Heer ge-

*) Moritz Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden. I. p. 210 u. a. m. O.

sammelt, ein Mann von großer Rechtschaffenheit, Strenge, Thätigkeit und Kühnheit*), der es verstand, unter seinen Truppen eine ihnen ungewohnte Mannszucht und Ordnung zu gründen. Aber gleich seine erste Unternehmung, von Schumla aus Pravadi zu nehmen, blieb ohne Erfolg, und auch die zweite hatte kein besseres Schicksal, welche Ende Mai darauf abzweckte, durch eine gleichzeitige Bewegung von Rustschuck und Schumla aus im Rücken des Belagerungsheeres vor Silistria die Verbindung desselben mit den Russen in der Dobrudscha zu stören.

„Wenn man die Türken einmal und ordentlich geschlagen hat," — soll der Herzog von Sachsen-Koburg, der die Oesterreicher am Ende des letzten Jahrhunderts gegen sie führte, einmal gesagt haben — „so ist man sie für einen ganzen Feldzug los." Von diesem Gesichtspunkte ging auch Diebitsch aus. Er überließ dem General Krassowski die Belagerung von Silistria, brach am 5. Juni von dort auf, zog alle disponiblen Truppen an sich und stand am 10. Juni zwischen Schumla und dem Vezier, der eben vom Plateau von Kuriwna aus einen neuen Angriff auf Pravadi ohne Erfolg versucht hatte. Am 11. Juni, als der Vezier sich bei Kulewtscha den Rückweg nach Schumla erzwingen wollte, kam es zur Schlacht, in der die Russen nach einem mehrstündigen und keineswegs leichten Kampfe die Sieger blieben. Ihre Artillerie hatte vornämlich den Ausschlag gegeben; das Heer des Veziers löste sich zuletzt in wilder Flucht auf.

*) Prokesch von Osten: Krieg Mohammed Alis gegen den Sultan. p. 129.

Achtzehn Tage nach dieser Schlacht ergab sich Silistria durch Kapitulation, worauf Diebitsch, der bisher Schumla nur beobachtet hatte, die dort entbehrlichen Truppen an sich zog, um sie zur ferneren Beobachtung von Schumla zu verwenden, und seinerseits am 14. Juli mit der Hauptarmee gegen den Balkan aufbrach. In zwei Kolonnen, von Varna auf Burgas und von Pravadi auf Aidos, überschritt er das Gebirge, das weniger durch seine Höhe, — es erhebt sich hier nur etwas über 2000 Fuß — als durch seine tief eingeschnittenen Thäler, seine mit Wald und dichtem Gestrüpp bedeckten Plateaus, seine Unbewohntheit und Unwirthbarkeit, und endlich durch den Mangel aller auch nur einigermaßen gebahnten Straßen einem Heere den Uebergang schwierig macht. In neun Tagen vollbrachten diesen damals die Russen, während der Großvezier ohne Ahnung von ihrem Marsche in Schumla seine in der Schlacht bei Kulewtscha zersprengten Truppen bis auf 10—12,000 Mann wieder sammelte.

Wie es immer der Fall ist, so machte auch jetzt das Unerwartete den größten moralischen Eindruck. Je fester bisher in allen Türken das Vertrauen auf den Balkan und Schumla als unbezwingbare Schutzmauern ihres Reichs gewesen war, die in der That noch niemals ein Feind überstiegen hatte, um so größer war auch ihr Schrecken, als Diebitsch mit seinem Heer in Rumelien erschien. Eine fast allgemeine Muthlosigkeit ergriff die Gemüther und lähmte alle zur Vertheidigung noch vorhandenen Kräfte; es gab sogar Viele, die in den Erfolgen der Russen eine gerechte Strafe Allahs für die gottlosen Reformen des Sultans erblickten.

Diebitsch aber ließ den einmal Erschreckten keine Zeit zur Besinnung. Er warf den Vezier, der inzwischen von Schumla auch seinerseits über den Balkan nach Jamboli vorgerückt war und ihn in seiner rechten Flanke bedrohte, ins Gebirge zurück und marschirte, obwohl nach allen nothwendigen Detachirungen nur etwas über 20,000 M. stark, kühn nach Adrianopel vor. Die Stadt zählte 80,000 Einwohner und hatte eine Besatzung von ungefähr 10,000 M. regulärer Truppen, aber der Schrecken, die Russen vor den Thoren zu sehen, war so groß, daß sie sich ohne die geringste Vertheidigung durch Kapitulation ergab (20. Aug.). Diebitsch stellte dann sofort seine Verbindungen links mit der Küste und Flotte des schwarzen Meeres, rechts mit Enos her, in dessen Bucht eine zweite russische Flotte lag, und schob seinen Vortrab bis Kirkilissa vor. Er stand kaum 30 Meilen von Konstantinopel.

Allein wie glänzend auch diese Stellung auf den ersten Augenblick erschien, so war sie doch nicht ohne große Gefahren. Die Russen standen in verhältnißmäßig sehr geringer Stärke mitten in einer zahlreichen feindlichen Bevölkerung auf einem weiten Bogen vertheilt. In ihrem Rükken hatten sie den Balkan, Schumla, die Donaufestungen, von welchen außer Silistria keine andere in ihrer Hand war, und außerdem stand Mustapha Pascha jetzt mit 40,000 Albanesen bei Sophia, um auch seinerseits nach Rumelien vorzugehen. Der Herbst brach herein, und schon lichteten ansteckende Krankheiten, namentlich die Ruhr, die Reihen der Armee, deren Verpflegung immer schwieriger

ward. An ein Verbleiben in dieser Stellung während des Winters war gar nicht zu denken, und doch gingen bei jedem Rückzuge die besten Früchte des ganzen Feldzuges verloren. Blieb aber der Sultan standhaft, so hatte Diebitsch nur die Wahl zwischen dem Rückzuge und einem Angriff auf Konstantinopel. Allerdings war auch hier in der Hauptstadt die Bestürzung und Muthlosigkeit der Türken groß, und außerdem gährte in der Masse der Altgläubigen der Plan eines Aufstandes gegen den Sultan, aber auf der anderen Seite hatten die Russen zu einem Angriff auf das volkreiche Konstantinopel höchstens nur 20,000 Mann, und wer stand dafür, daß nicht im entscheidenden Moment der religiöse Fanatismus der Bevölkerung erwachte und Leitung und Unterstützung von den Engländern fand, deren Flotte an den Dardanellen lag, und deren Ingenieuroffiziere bereits an der Verbesserung der Vertheidigungswerke der Stadt arbeiteten. Gesetzt auch, die Russen nahmen Konstantinopel, in welcher Lage befanden sie sich dann? Schon lag eine englische Fregatte am Serail, um den Sultan mit seinen Schätzen nach Asien hinüberzusetzen, und es bestand bereits zwischen England und ihm die Verabredung, daß in diesem Falle die englische Flotte vor Konstantinopel erscheinen und sich als Alliirten der Pforte erklären solle, wofern Rußland nicht gewisse Bedingungen erfülle, oder für deren Erfüllung Garantien gebe*). Schwerlich hätte Europa die Russen im Besitz von Konstantinopel gelassen, und eben so wenig

*) Nach Müffling: Aus meinem Leben p. 230.

hätten ſie ſich lange dort halten können, da die Stadt alle ihre Lebensmittel von Aſien überhaupt zu Waſſer bezieht, und ihr dieſe Ernährungsquelle durch die engliſche Flotte abgeſchnitten worden wäre.

Genug, nach der Einnahme von Adrianopel mußte den Ruſſen ſchon aus dem militäriſchen Geſichtspunkte der möglichſt raſche Abſchluß eines Friedens höchſt wünſchenswerth ſein. Aber auch der Kaiſer ſelbſt hegte bereits längere Zeit dieſen Wunſch. Man ſagt, daß das Vertrauen, welches er in die wenigen Perſonen, die man als die eigentlichen Urheber des Krieges betrachten konnte, früher geſetzt, nach und nach erloſchen ſei, und er ſich ſelbſt allmählich überzeugt habe, daß ſelbſt bei dem günſtigſten Ausgange des Feldzuges kein den Opfern angemeſſener Gewinn für Rußland zu erhalten ſei, nachdem er einmal ſelbſt vor aller Welt allen Eroberungen feierlich entſagt habe, und zum andern auch die Mächte keinen Frieden zulaſſen würden, den die Pforte mit dem Verluſt einiger Provinzen oder mit unerſchwinglichen Geldopfern erkaufen müßte*). Gewiß aber iſt, daß in der nächſten Umgebung des Kaiſers nicht nur die letztere Auffaſſung vertreten war, ſondern auch die Anſicht, daß der Uebergang über den Balkan ein „gewagtes und nicht nothwendiges" Unternehmen und die nächſte und ſchnellſte Beendigung des Krieges die beſte ſei**).

*) Gentz, in dem Aufſatze über den Stand und die nächſte Zukunft der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten. Schriften 5 p. 156 flgd. Er verſichert, ſeine Bemerkungen aus den „zuverläſſigſten Quellen" geſchöpft zu haben.

**) Müffling p. 299. flgd.

Auch ließ der Kaiser in der That von den höher gespannten Forderungen, welche sein Minister noch zwischen dem ersten und zweiten Feldzuge für den Frieden in Aussicht genommen hatte, nach, und entschloß sich zu einem Schritt, der jeden Zweifel darüber hob, daß er persönlich den Frieden wünsche. Er kam nach seiner Krönung in Warschau (24. Mai) unerwartet zur Feier der Hochzeit seines Schwagers des Prinzen Wilhelm (11. Juni) nach Berlin. Hier sprach er sich nicht nur in einer sehr absichtsvollen Form und Weise zu dem französischen Gesandten dahin aus, daß er die Verlängerung des Krieges bedauere, von seinen im Beginn desselben gestellten Forderungen aber weder abgehen, noch über sie hinausgehen werde, sondern verabredete auch mit dem Könige, daß dieser zwar nicht eine offizielle Vermittelung zwischen ihm und der Pforte übernehmen, wohl aber den Versuch machen solle, durch einen außerordentlichen Gesandten an den Sultan für den Frieden zu wirken. Die Wahl fiel auf den General von Müffling. Er sollte als Militär vornämlich den Sultan von der Nothwendigkeit Frieden zu schließen überzeugen und ihm die Gewißheit geben, daß auch der Kaiser seinerseits auf die in seinem ersten Manifest gestellten Bedingungen zum Abschluß bereit sei.

Müffling verließ am 20. Juni Berlin und traf am 4. August in Pera ein. Schon war Diebitsch über den Balkan und Paskiewitsch in Erzerum, aber alle Vorstellungen, die der preußische General dem Reis-Effendi machte, blieben ohne Erfolg, bis es ihm gelang, sie auf einem geheimen Wege an den Sultan selbst zu bringen.

Die Entdeckung einer weitverzweigten Verschwörung der Altgläubigen in der Hauptstadt selbst erschütterte zuerst dessen Muth. Zwar erstickte er sie noch im Keim durch ein furchtbares Blutgericht, das die Verdächtigen ebenso wie die Schuldigen traf; aber sein Vertrauen auf das Volk war einmal dahin, und Müfflings Vorstellungen untergruben in ihm auf der einen Seite jede Aussicht auf eine noch mögliche, für ihn günstige Wendung des Krieges, während sie ihm auf der anderen einen raschen und billigen Frieden in Aussicht stellten. Schon am 11. August erklärte er sich zum Frieden bereit; aber dennoch und obwohl die europäische Diplomatie in der Furcht vor dem Falle Konstantinopels und den großen Verwickelungen, die sich fast unvermeidlich anknüpfen mußten, den preußischen Gesandten nach Kräften unterstützte, geschah kein eigentlich entscheidender Schritt, bis die Einnahme Adrianopels die Gefahr größer erscheinen ließ, als sie in der That war. Am 22. August erhielt die Pforte die Kunde hiervon; am 24. gingen die türkischen Bevollmächtigten nach Adrianopel, und der Sultan vertraute gleich in den nächsten Tagen so fest auf den Abschluß des Friedens, daß er seine allerdings fast zuchtlosen Milizen sämmtlich nach Asien überschiffen ließ und nur 3000 Mann Linientruppen im Lager bei Konstantinopel behielt. Dennoch zogen sich die Verhandlungen noch einmal in die Länge. Die türkischen Bevollmächtigten verweigerten in der Hoffnung, daß Mustapha Pascha mit seinen 40,000 Mann Albanesen von Sophia aus heranrücken und durch Bedrohung der Russen ihnen selbst Gelegenheit geben werde, bessere Bedingungen zu

erhalten, hartnäckig ihre Unterschrift, so daß Diebitsch dem Sultan zuletzt erklären ließ, daß, wenn der Friede den 13. September nicht unterzeichnet sei, er nach Konstantinopel marschiren werde. Dies wirkte. Auf die dringendsten Bitten des Sultans begab sich der preußische Gesandte Herr von Royer — Müffling selbst war schon abgereist — nach Adrianopel mit dem Befehl für die Bevollmächtigten den Frieden zu unterschreiben, wenn auch durch ihn selbst keine Aenderung in den Bedingungen mehr zu erreichen sei. Am 14. September erfolgte die Unterzeichnung.

Der Inhalt des Friedens erklärt zur Genüge, woher sich die türkischen Bevollmächtigten so lange gegen seine Unterzeichnung sträubten, denn seine Bestimmungen gingen weit über die so oft und feierlich wiederholten Verheißungen des Kaisers hinaus. Er hatte versprochen, keine Eroberungen machen zu wollen, und ließ sich im Frieden nicht nur alle Inseln in den Mündungen der Donau, sondern auch in Asien die ganze Küste des schwarzen Meeres vom Kuban bis Nicolaja, so wie die Festungen und Bezirke von Atzschur, Achalzich und Achalkalaki abtreten. Durch die erstere Erwerbung ward Rußland der Herr über den Ausgang der größten Verkehrader des ganzen mittleren Europas, durch die letztere umschloß es fortan die freien Bergvölker des Kaukasus von allen Seiten, und schnitt sie von jeder unmittelbaren Verbindung mit dem türkischen Asien ab.

Er hatte ferner versprochen, sich mit der Erneuerung der alten Traktate zu begnügen, und der Frieden enthielt

eine ganze Reihe neuer Stipulationen zu Gunſten Rußlands.

Indem er beſtimmte, daß die Hospodare der Moldau und Wallachei nicht mehr auf ſieben Jahre, ſondern auf Lebenszeit ernannt werden, und in ihrer inneren Verwaltung vollkommen unabhängig ſein ſollten; indem er ferner ihnen geſtattete, eigene Truppen ſtatt der türkiſchen zu halten, alle Muhamedaner in Zukunft vom Wohnen in ihren Ländern ausſchloß, dieſen außer einem feſtzuſetzenden Tribut alle anderen bisherigen Leiſtungen für die Pforte abnahm und endlich die Türken aller auf dem linken Ufer der Donau liegenden Feſtungen beraubte, deren Werke nie wieder hergeſtellt werden ſollten, wurden dieſe Fürſtenthümer in viel höherem Grade als früher der Herrſchaft der Pforte entzogen und dem Einfluſſe Rußlands geöffnet.

Und wie der Moldau und Wallachei, ſo nahm ſich der Frieden auch Serbiens an. Sicher nicht ohne ein Einverſtändniß mit Rußland, hatten ſich die Serben weder an dem Aufſtande der Griechen, noch an dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege betheiligt; aber die neue Ordnung der Dinge, die von ihnen in Folge des Aufſtandes in ihrem eigenen Lande gegründet und ſeitdem erhalten war, hatte dennoch der Sultan bisher nie völlig anerkannt, obwohl er ſich bereits in dem Vertrage von Akjerman zur Regulirung auch dieſer Verhältniſſe gemäß des 8. Artikels des Friedens von Bukareſt verpflichtet hatte. Jetzt mußte er verſprechen, nicht nur dieſe Verpflichtung „ohne den geringſten Aufſchub und mit der gewiſſenhafteſten Pünktlichkeit“ zu erfüllen, und den betreffenden Hattiſcherif und Ferman „binnen einem

Monate" zur Kenntniß des ruſſiſchen Hofes zu bringen, ſondern auch ſechs ſerbiſche Diſtrikte, welche bisher durch die Türken verhindert worden waren an der neuen Freiheit des Landes Theil zu nehmen, mit dieſem wieder zu verbinden. Allerdings waren dieſe Feſtſetzungen zu Gunſten der Serben nicht neu, — ſie ſtanden, wie geſagt, ſchon im Traktat von Akjerman — aber indem der Sultan, beſiegt wie er war, nun auch zur wirklichen Ausführung ſchreiten mußte, und ſein Abkommen mit den Serben von neuem für einen integrirenden Theil der zwiſchen ihm und Rußland beſtehenden Verträge erklärt ward, ſo gab dies Alles zuſammen Rußland auch in dieſem Lande einen, wenn auch nicht völlig neuen, ſo doch weſentlich erhöhten Einfluß. Im Frühjahr 1830 ſtellten ruſſiſche Bevollmächtigte gemeinſam mit den türkiſchen die neuen Gränzen feſt. Hatten ſich auch die Serben zunächſt durch ihre eigene Kraft ein unabhängigeres nationales Daſein errungen, die rechtliche Anerkennung und Sicherſtellung deſſelben verdankten ſie doch zunächſt Rußland.

Daſſelbe verdankten ihm endlich auch noch die Griechen. Zwar hatte der Kaiſer wiederholt erklärt, daß er die griechiſche Frage von ſeinem Kriege mit den Türken ganz getrennt halten, und in Betreff ihrer nur im Verein mit ſeinen Verbündeten handeln werde; jetzt aber, als er im Siege war, ließ er doch den Ruhm und Gewinn nicht aus der Hand, den Griechen zu zeigen, daß die ruſſiſchen Waffen das für ſie durchzuſetzen vermöchten, was alle Vorſtellungen der europäiſchen Diplomatie und ſelbſt die Schlacht bei Navarin von der Pforte zu erreichen nicht

im Stande gewesen wären. Im 10. Artikel des Friedens von Adrianopel gab der Sultan nicht nur seine Zustimmung zu den Festsetzungen des Londoner Traktats vom 6. Juli, sondern unterwarf sich auch den näheren Anordnungen und Bestimmungen, über welche sich die Mächte inzwischen zur Vollziehung desselben vereinigt hatten.

Ueberblickt man dies Alles, und erwägt man noch außer den zahlreichen Bestimmungen des Friedens, durch welche der russische Handel und Verkehr zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere so wie im türkischen Reiche selbst erleichtert und gesichert ward, daß die Pforte sich verpflichten mußte 1,500,000 holländische Dukaten als Ersatz für die Verluste russischer Unterthanen, und zehn Millionen Dukaten als Kriegskosten zu zahlen, die Russen aber die besetzten Landschaften erst in gleichem Schritt mit den Terminen der Zahlung zu räumen gehalten waren, so begreift es sich leicht, daß Kaiser Nikolaus seinen Unterthanen den Frieden als „ein neues Geschenk" verkündete, das Rußland „reichliche Früchte" und „wichtige Vortheile" verschafft habe.

Aber auch der allgemeine Zweck des Krieges war völlig erreicht. Dem Reiche des Sultans vollständig ein Ende zu machen, daran hatte das Petersburger Kabinet selbst nicht gedacht. Wohl aber hatte die Pforte von neuem das Uebergewicht der russischen Macht, wie sie sollte, erfahren; sie war im tiefsten Grunde ihres Daseins erschüttert, auf lange entmuthigt und geschwächt, und für Rußland der Weg zu einem „überwiegenden Einfluß in Konstantinopel" geöffnet.

„Die Bedingungen des Friedens von Adrianopel" — berichtete Graf Nesselrode dem Großfürsten Konstantin am 24. Februar 1830 — „haben die Präponderanz Rußlands in der Levante consolidirt, seine Gränzen verstärkt, seinen Handel befreit, seine Rechte und seine Interessen gesichert. — Die finanziellen Forderungen sollen nicht auf das türkische Reich eine Last laden, deren Gewicht dessen Fall herbeiführen könnte; aber sie werden in unsern Händen die Schlüssel der Position lassen, so daß es uns leicht sein wird, sie in Furcht zu halten; sie werden auf die Pforte eine Schuld laden, welche ihr während langer Jahre, sowohl ein Bewußtsein ihrer wahren Lage Rußland gegenüber geben wird, als auch die Gewißheit ihres Ruins, wenn sie es versuchen sollte, noch ein zweites Mal uns zu trotzen*)."

Nur wenige Monate nach dem Frieden bekam es der Sultan in der griechischen Frage von neuem zu fühlen, daß er besiegt sei.

---

7. Die Schöpfung eines unabhängigen Griechenlands.

Als Kapodistrias im Januar 1828 in Griechenland ankam und zum erstenmale den Admiral Miaulis sah, nahm er ihn unter den Arm und sagte zu ihm vertraulich: „ich habe diese einfältigen Leute in London und Paris

*) Recueil des documents etc. p. 61 u. 71.

gut überlistet; wir müssen nach dem Norden allein unsere Blicke wenden, dort sind unsere wahren Freunde, ihr versteht mich; nur von dem jungen Herrn müssen und können wir Alles erwarten, was uns reich und geehrt machen soll*)."

Er fand die Nation im tiefsten Elend. Seitdem Ibrahim mit seinen ägyptischen Schaaren im Lande hauste, lagen die meisten Aecker in Morea, Attika und dem westlichen Festlande ohne Anbau. Die rüstigen Männer trugen fast alle die Waffen. Greise, Weiber und Kinder waren entweder auf die Inseln oder in die unzugänglichsten Gebirge geflüchtet; Städte und Dörfer lagen in Ruinen oder waren verlassen, und Tausende schmachteten in der Gefangenschaft der Feinde. Innere Parteiungen und Räubereien, Hungersnoth und Pest vermehrten die Drangsale und Leiden des Krieges.

Und dennoch war die Nation in diesem Moment voll freudiger Hoffnung, weil sie die Schlacht von Navarin und Kapodistrias Ankunft für eine sichere Gewähr des lange vergebens erwarteten Beistandes der christlichen Mächte hielt. In dieser Stimmung nahm sie den Präsidenten als „den Bringer des Heils, den lang verkündeten Messias" mit Jubel auf und kam ihm mit einer Ergebenheit und einem Gehorsam entgegen, der ihn selbst überraschte.

Er aber suchte sofort alle öffentliche Gewalt in seiner

*) F. Thiersch de l' état actuel de la Grèce. Leipzig 1833. I. p. 9.

Hand zu vereinigen, obwohl seine Berufung ihn ausdrücklich verpflichtete, das Land nach den „bestehenden Gesetzen" zu regieren, und dieselbe Nationalversammlung, welche ihn berufen, durch eine neue Verfassungs-Urkunde auch seine Stellung geregelt und beschränkt hatte. Kaum war er in Aegina gelandet und hatte die stellvertretende Regierungskommission ihr Amt niedergelegt, so erklärte er gleich am folgenden Tage, allerdings im Einverständniß mit dem Senat, die neue Verfassung von Trözene für die ganze noch fernere Dauer des Krieges für suspendirt. Kurz darauf löste sich auch der Senat selbst, natürlich auf Antrieb des Präsidenten, auf, der sich nun mit Ministern und einem berathenden Staatsrath umgab, dessen Mitglieder er selbst ernannte. So groß war sein Ansehen und das Vertrauen auf ihn, daß alle Parteien sich fügten und er den gefährlichen Schritt einer allgemeinen Entwaffnung aller derer, welche nicht zur Land- oder Seemacht gehörten, wagen, und wenn auch nicht ohne allen, so doch nur gegen einen geringen Widerstand durchsetzen konnte. Mit einer allerdings anzuerkennenden Thätigkeit und Energie nahm er sich dann als Alleinherrscher der inneren Regierung des Landes an, aber indem er diese nach dem Muster der europäischen Büreaukratie einrichtete und gleich anfangs viele Institute der alten Kulturstaaten auf einmal zu schaffen suchte, zeigte er, wie wenig er den Sinn und Charakter seiner eigenen Nation und ihre Lage verstand, und legte eben hierdurch den ersten Grund zu der Abneigung und dem Haß, der bald an die Stelle der ersten Hingebung trat.

Mit den Anfängen dieser neuen Einrichtungen war er

noch beschäftigt, als der russisch-türkische Krieg ausbrach. Kein Ereigniß konnte für die Griechen günstiger sein, und auch Kapodistrias erkannte das an. „Der Krieg, den Rußland in diesem Augenblicke beginnt, ist mehr als eine Diversion zu unsern Gunsten," schrieb er den Strategen von Ost- und Westhellas und forderte sie auf, das noch von den Türken besetzte Festland bis an seine natürlichen Gränzen zu erobern, damit die Nation bei dem Beginn der nahe bevorstehenden Unterhandlungen mit der Pforte sich auch bereits im wirklichen Besitz der Landschaften befände, welche sie in ihrem Interesse fordern müsse. Aber von einem Aufruf an die Nation, alle ihre noch übrigen Kräfte mit der äußersten Anstrengung für diese eine nächste und größte Aufgabe einzusetzen, war keine Rede. Kapodistrias wies vielmehr in einem Rundschreiben die öffentlichen Beamten an, das Volk über den wahren Zweck des russischen Krieges, der eben nur ein russischer sei, aufzuklären und ihm bekannt zu machen, daß die Pacification und die Zukunft Griechenlands zwar stets ein Gegenstand der christlichen Fürsorge des Kaisers von Rußland sei, der auch bereits ihm, dem Präsidenten, Subsidien zur Verfügung gestellt habe, die griechische Frage aber nur im Verein mit den Unterzeichnern des Vertrages vom 6. Juli ordnen wolle. Dies habe die Nation vor allem andern im Auge zu behalten und die bereits geleistete, wie noch zu erwartende Hilfe der Mächte durch Herstellung der inneren Ordnung des Landes zu verdienen*).

*) Correspondance II. 130 flg.

Ueberhaupt suchte und fand der Präsident von vorn herein seine Stütze viel weniger in der eigenen Nation, als in den Mächten. Allerdings war seine Lage bei den geringen Hilfsmitteln, die das Land selbst darbot, höchst schwierig, aber der Hauptgrund seiner Anlehnung an die Fremden war doch immer der, daß ihm die rascheste Begründung einer nach europäischen Begriffen regelrecht geordneten Verwaltung als seine erste Aufgabe erschien. Diese konnte er nur mit dem Gelde der Mächte und mit ihrer moralischen Unterstützung durchführen, und er bestürmte sie daher auch unaufhörlich mit Vorstellungen und Bitten nicht nur um Geld, sondern auch um militärische Hilfe. Obwohl die Türken durch den Krieg mit Rußland vollauf beschäftigt waren, drangen die Griechen doch nicht im Sommer 1828 vor, sondern es trat auf der ganzen Nordgränze eine Art thatsächlicher Waffenruhe ein, und selbst, um nur Morea von Ibrahim zu befreien, forderte Kapodistrias die Sendung fremder Truppen, weil die einheimischen, wie er in seinen Briefen oft wiederholte, den Aegyptern nicht zu widerstehen vermöchten.

Er handelte hierbei im vollen Einverständniß mit Rußland, und dieses versäumte begreiflicher Weise nicht, ihn in seinen Forderungen in London nach Kräften zu unterstützen. „In Griechenland haben" — schrieb Graf Nesselrode an den Fürsten Lieven — „die Alliirten sowohl schmähliche Excesse zu bändigen, als eine gesetzliche Ordnung zu begründen. Ohne Zweifel berechtigt die Wahl des Grafen Kapodistrias zum Präsidenten der Regierung dieses Landes die Alliirten zu bessern Erwartungen. Aber

Graf Kapodistrias wird ohne ihre Unterstützung nicht fähig sein, die große Aufgabe zu lösen, welche er mit edler Aufopferung übernommen hat. Jetzt, da der Abbruch aller Verbindungen der drei Höfe mit der Pforte die Bedenken beseitigt hat, welche aus der von den Mächten festgehaltenen Neutralität zwischen den kriegführenden Parteien hergenommen waren, ist es für die Triplealliance die erste Nothwendigkeit, ja fast ihre erste Pflicht, in Griechenland einen fest geordneten Zustand (a regular order of things) zu gründen. Diese Ordnung kann aber ohne Geldhilfe nicht gegründet werden, und es ist daher dringend nothwendig, daß die Alliirten in Erwägung ziehen, ob sie der griechischen Regierung Subsidien geben oder, wie Graf Kapodistrias vorgeschlagen, den Abschluß eines Anleihens von 2 Millionen Pfund Sterling begünstigen und fördern wollen. Wir selbst sind bereit, für den dritten Theil dieser Anleihe eine Garantie zu übernehmen und haben bereits sofortige Subsidien dem Grafen Heyden zur Verfügung gestellt*)." Frankreich unterstützte diese Bemühungen Rußlands, und Nesselrode stand nicht an, die Bedenken Englands durch die Behauptung zu beseitigen, daß die Zahlung von Subsidien an die Griechen „keine Handlung offener Feindseligkeit gegen die Pforte sei." Er forderte zu gleicher Zeit die Accreditirung von Bevollmächtigten der drei Mächte bei den Griechen, weil ein geordneter Zustand dort nicht gegründet werden könne, so lange die griechische

*) Beilage zum Konferenzprotokoll vom 12. März 1828.

Regierung nicht von solchen Repräsentanten umgeben und von ihnen unterstützt sein würde.

Inzwischen kam zu dieser Geldfrage bald noch eine andere und wichtigere hinzu. Nach der Kriegserklärung Rußlands hatte die Pforte endlich begriffen, von welchem Werth es für sie sein müsse, wenn es ihr gelänge, England und Frankreich von Rußland in Betreff der griechischen Frage zu trennen. Unter dem 28. Mai 1828 lud sie daher die Botschafter jener beiden Mächte, die sich nach Corfu zurückgezogen hatten, zur Rückkehr nach Konstantinopel ein, um sich mit ihnen über die griechische Frage zu verständigen, welche sie ohne Verzug zu beendigen wünsche. Allein die Botschafter sowohl, wie die Konferenz in London lehnten diese Einladung ab, weil kein russischer Bevollmächtigter sich gegenwärtig nach Konstantinopel begeben könne, und der Vertrag vom 6. Juli den beiden andern Mächten keine einseitigen Verhandlungen erlaube. Mit dieser Ablehnung verband man aber auch zugleich die Aufforderung, einen türkischen Bevollmächtigten nach Corfu oder nach einer andern Insel des Archipels zu senden, mit welchem die drei Mächte zu verhandeln bereit wären, sofern die Pforte vorher den oft verlangten Waffenstillstand mit den Griechen abgeschlossen und die vorgeschlagene Vermittelung der Triplealliance angenommen habe. Dies lehnte die Pforte ihrerseits ab. Sie weigerte sich entschieden, mit einem Bevollmächtigten Rußlands zu verhandeln, nahm nicht einmal die Vermittelung der Mächte in officieller Form an und berief sich auf den thatsächlich bestehenden Waffenstillstand an der Nordgränze Griechenlands,

während Ibrahim noch in Morea als Feind stand. Unter diesen Umständen war für den Augenblick natürlich an keine Fortsetzung dieser Verhandlungen mit der Pforte zu denken, wohl aber drängte sich die Frage auf, ob es nicht nothwendig sei, Ibrahim zum Abzuge aus Morea zu zwingen. Die griechischen Streitkräfte waren nach der oft wiederholten Versicherung Kapodistrias hierzu nicht im Stande; sollten die Mächte, wie dieser dringend bat, ihre eigenen Truppen nach Morea senden?

Es war dies doch an und für sich eine sehr bedenkliche Sache. Für Rußland freilich nicht, denn im offenen Kriege mit der Pforte, wie es war, konnte es ihm nur erwünscht sein, daß dem Sultan so zu sagen handgreiflich bewiesen würde, die Triplealliance sei selbst durch die russische Kriegserklärung gegen ihn nicht im mindesten erschüttert oder gelockert. Aber England und Frankreich wünschten weder die Ausbreitung des russisch-türkischen Krieges ins Mittelmeer, — sie hatten, wie wir sahen, gleich anfangs das Versprechen von Rußland erhalten, daß es hier keine Rechte einer kriegführenden Macht ausüben werde — noch viel weniger wollten sie sich selbst in einen Krieg mit der Pforte verwickeln; und doch lag in einer Expedition nach Morea ein Act offener Feindseligkeit gegen den Sultan, der gar leicht zu noch weiteren führen konnte.

Ueber dieses Bedenken setzte sich zuerst Frankreich hinweg. Unter dem Einflusse Rußlands und außerdem von eigenem Ehrgeiz, wie von der Hoffnung getrieben, auf diesem Wege einen dauernden Einfluß in Griechenland zu erwerben, erklärte es sich zur Uebernahme der Expedition

bereit. England dagegen zog die Unterhandlungen hin, um inzwischen das ganze Unternehmen überflüssig zu machen. Schon in der ersten Hälfte des März 1828 that es die ersten Schritte hiezu bei Mehmed Ali sowohl, als Ibrahim Pascha, und erreichte in der That von dem letzteren im Anfange des Juli die Erklärung, daß er Morea räumen wolle, wenn man ihm gestatte, seine Truppen nach Aegypten zu führen.

Allein Frankreich und Rußland hielten nichtsdestoweniger an dem Plane der Expedition fest, weil sie, wie wir bemerkten, neben dem allgemeinen und ostensiblen Zweck derselben noch ihre besonderen und geheimen Absichten dabei hatten; und selbst England gab schließlich ihrem Andringen nach. Am 19. Juli beschloß die Konferenz in London die Expedition nach Morea und übertrug ihre Ausführung Frankreich. Unter dem 11. August ward dieser Beschluß der Pforte mitgetheilt und dadurch gerechtfertigt, daß „das Hauptbinderniß der Pacification Griechenlands, welches die Pforte unter ihre Herrschaft zurückzuführen nicht mehr vermöge, die Gegenwart Ibrahim Pascha's und der türkisch-ägyptischen Truppen in Morea sei."

Frankreich rüstete hierauf seine Expedition; England aber verdoppelte seine Bemühungen, um es wenigstens nicht zu einem offenen Kampfe kommen zu lassen. Durch die Drohung, Alexandrien zu blokiren, wenn Mehmed Ali nicht sofort seinen Sohn zurückrufe, erreichte es Codrington, daß der erstere am 6. Aug. das Versprechen gab, die Truppen durch seine Transportschiffe unter Begleitung englischer Kriegsfahrzeuge abholen lassen zu wollen; nur 1200 Mann sollten in den festen Plätzen Moreas zurückbleiben.

Solchergestalt war bereits einem ernstlichen Kampfe vorgebeugt, noch ehe die französische Expedition unter Segel ging (17. August), und als sie am 29. auf der Rhede von Navarin Anker warf, war Ibrahim schon zum Abzuge bereit. General Maison aber schiffte dennoch seine Truppen aus, und als Ibrahim nicht Aegypter, sondern Türken in den Festungen zurückließ*), benutzte dies der französische General, um sich auch in den Besitz der festen Plätze zu setzen. Am 5. Oktober schifften sich die letzten Aegypter ein, und schon am 6. forderte Maison die Citadelle von Navarin zur Uebergabe auf. „Die hohe Pforte ist weder mit Frankreich, noch mit England im Kriege," antwortete der Kommandant, „man wird keinen Akt der Feindseligkeit ausüben, aber auch den Platz nicht übergeben." Und so geschah es auch in der That. Als die französischen Truppen heranrückten, stießen sie auf keinen Widerstand. Ohne einen Schuß verstanden sich die Türken zum Abzuge, und wie in Navarin, so ging es auch in Modon und Koron (6., 7. und 9. Oktober); Patras kapitulirte, und nur weil die aufrührerische Besatzung des Schlosses Morea ihren Anführer ermordet hatte und auf eigene Faust zu widerstehen versuchte, mußten hier die Franzosen erst Bresche schießen, ehe sich auch dieser Platz ihnen ergab (30. Oktober). Die Pforte selbst hatte die

*) So stellt wenigstens das englische Memorandum den Verlauf dar, welches dem Protokoll der Konferenz vom 16. November 1828 angehängt ist und auch nicht mit einer Sylbe Ibrahim einer Verletzung der Konvention vom 6. August anklagt. — Nach anderen Nachrichten ließ er nicht 1200, sondern 3000 Mann und unter ihnen ein Drittheil Türken in den Festungen stehen.

Befehlshaber der Festungen so zu handeln angewiesen, weil sie jeden ernsten Conflikt mit Frankreich vermeiden wollte.

Morea war von den Türken befreit, aber in Attika, im westlichen und östlichen Hellas, sowie auf der Insel Euböa hielten diese noch alle festen Plätze besetzt. Sollten die französischen Truppen, nachdem sie einmal dort waren, es nicht versuchen, auch diese Landschaften für die Griechen zurück zu gewinnen?

Kapodistrias und die Griechen wünschten dies natürlich sehr lebhaft, und auch die französische Regierung war nicht abgeneigt, ihre Truppen über den Isthmus von Korinth vorrücken zu lassen. Sie ließ in London vorstellen, daß die Griechen nicht fähig sein würden, Morea ohne fremden Beistand gegen neue Angriffe der Türken zu vertheidigen, wenn man ihnen nicht eine militärische Stellung verschaffe, welche wie die Linie von Volo nach Arta diese Vertheidigung nicht nur erleichtere, sondern sie auch allein möglich mache. Hiergegen erklärte sich aber England auf das allerentschiedenste. Es erinnerte bei den Berathungen der Konferenz in London daran, daß der „ursprüngliche Zweck des Traktats vom 6. Juli nicht gewesen sei, die hohen kontrahirenden Theile in die Lage zu setzen, Gebiete von der Pforte zu erobern, in der Absicht, Griechenland zu vergrößern, sondern Landschaften den Frieden wieder zu schenken, welche im Zustande der Empörung gegen die Pforte wären, und in denen diese ihre eigene Autorität nicht würde wiederherstellen können. Man habe der Pforte noch am 11. August ausdrücklich mitgetheilt, daß die französische

Expedition nach Morea bestimmt sei, und hiermit die Gränzen derselben gezogen. Im Vertrauen hierauf hätte Ibrahim Morea und die Türken auch noch die Festungen, ohne Widerstand zu leisten, geräumt, und jetzt wolle man die französischen Truppen in Landschaften einfallen lassen, in welchen der Aufstand längst unterdrückt sei. Man würde hierdurch die Empörung nur dort ermuntern, wo sie noch nicht sei, und den Griechen Gebiete erobern, welche sie ohne ferneren Beistand an Geld und Truppen zu behaupten nicht im Stande wären."

Diesmal drang der Widerstand Englands durch, welches sogar so weit ging, zu verlangen, daß die griechische Regierung aufgefordert werden sollte, auch ihre Truppen, die den Krieg im Norden des Isthmus fortsetzten, zurückzurufen. Die Konferenz einigte sich über eine andere Maßregel zum Schutze Morea's, indem sie am 16. November 1828 dieses und die cycladischen Inseln unter die provisorische Garantie der drei Mächte stellte, bis ihr Schicksal im Einverständniß mit der Pforte geordnet sei, ohne doch hiermit, wie in dem Protokoll ausdrücklich bemerkt ward, der Frage über die definitiven Gränzen für Griechenland irgendwie vorgreifen zu wollen. Hiegegen willigte England ein, daß ein Theil der französischen Truppen noch auf einige Zeit in Morea stehen bliebe, sprach aber auch zugleich den Wunsch aus, daß man die „versöhnlicheren Gesinnungen der Pforte benutzen" und zu diesem Zwecke die Rückkehr des englischen und französischen Gesandten nach Konstantinopel genehm halten möge, um die griechische Frage zum Abschluß zu bringen, und „damit zwei der

hohen kontrahirenden Theile in der Lage sein möchten, ihren Einfluß in Konstantinopel zu Gunsten der Wiederherstellung des Friedens geltend zu machen."

Hieran war nun freilich Rußland in diesem Moment wenig gelegen. Fürst Lieven unterschrieb zwar auch die Note, durch welche die Konferenz ihren neuen Beschluß der Pforte mittheilte, und in der die Mächte die Hoffnung aussprachen, daß jene, von demselben „Geist der Weisheit wie in Morea geleitet, endlich den Fragen, welche seit acht Jahren ganz Europa in einem Zustande der Unruhe und Spannung erhielten, ein Ziel setzen und sich mit den drei Höfen in einer völlig freundschaftlichen und wohlwollenden Unterhandlung über das Schicksal Griechenlands verständigen werde." Aber gleichzeitig arbeitete die russische Politik sowohl in London, wie in Paris auf das eifrigste daran, die Rückkehr der Gesandten Englands und Frankreichs nach Konstantinopel zu verhindern. Auch war die Pforte keineswegs so versöhnlich, wie England meinte, gestimmt. Der Reis-Effendi antwortete vielmehr auf die Vorstellungen, welche ihm die Gesandten Oesterreichs und Preußens Anfang November machten, „die Pforte werde niemals in der griechischen Frage nachgeben und durch einen förmlichen Akt den ungerechten Verfügungen ihrer Gegner beitreten: die geringste Einmischung Rußlands in die griechischen Angelegenheiten wäre ein tödtlicher Schlag, dessen traurige Folgen unheilbar sein würden, da man nur einmal sterbe; und auf Unterhandlungen mit Rußland könnte die Pforte nur dann eingehen, wenn sie die förmliche und bestimmte Versicherung von Seiten Oesterreichs

und Preußens in der Hand habe, daß der Kaiser aufrichtig den Frieden wünsche und auf einer, der Billigkeit und den wahren Interessen der Pforte entsprechenden Grundlage unterhandeln wolle, ohne sich künftig in die griechische Sache zu mischen."

Bei dieser Stimmung in Petersburg wie in Konstantinopel war natürlich zunächst eine friedliche Lösung der griechischen Frage nicht zu erwarten, und Kapodistrias mußte wohl aus der ganzen Haltung der Konferenz in London erkennen, daß er auf keine weitere militärische Hülfe zum Angriff gegen die Türken zu rechnen habe. Aber immer war es eine große Unterstützung für ihn, daß die drei Mächte nicht nur jetzt ihre diplomatischen Agenten förmlich bei ihm beglaubigten, sondern zwei derselben ihm auch Geld und anderweitige beträchtliche Hilfe zukommen ließen. Rußland ging auch hierin voran. Bereits im Mai hatte Admiral Heyden 28,000 Pfund Schiffszwieback, 10,000 Centner Pulver und 100,000 Thaler geliefert. Die Kaiserinmutter gab ein Geschenk von 200,000 Silberrubeln und der Kaiser selbst ein Darlehn von 2 Millionen Francs in die von dem Präsidenten errichtete Bank. Dann einigten sich Frankreich und Rußland — England verweigerte noch jede Hilfsleistung dieser Art — zu einer gemeinschaftlichen Zahlung von Subsidien im Betrage von monatlich einer Million Francs, und unterstützten außerdem die Neubildung der griechischen Armee durch große Geschenke von Kanonen, Gewehren und Kriegsmaterial aller Art. Hierdurch ward es den Griechen erleichtert, den Kampf mit den Türken auch jenseits des Isthmus fortzusetzen, den sie nicht ohne

Glück führten, und der auch den Russen zugutkam. Am 6. Oktober und 3. November 1828 schlugen sie siegreich bei Petra und Lomotiko, am 29. November nahmen sie Salona, dann im Frühjahr 1829 Livadien und Vonizza, im Mai Missolunghi, Anatoliko und Lepanto. Auch auf Kandia erhob sich im Sommer 1828 der Aufstand von neuem und drängte Aegypter und Türken in die Festungen zurück. Schon regte sich in den Griechen die Hoffnung, auch diese wichtige Insel schließlich behaupten zu können.

Aber auch den drei verbundenen Mächten trat diese Frage, welche Gebietsausdehnung sie dem künftigen Griechenland geben sollten, mit jedem Tage näher. Frankreich hatte sich inzwischen der Ansicht Englands angeschlossen, daß es für sie beide wünschenswerth sei, baldmöglichst aus der Lage herauszukommen, in der sie sich der Pforte gegenüber befanden. Sie hatten dann gemeinschaftlich in Petersburg darauf angetragen, in Konstantinopel über die griechische Frage auch ohne die direkte Mitwirkung eines russischen Bevollmächtigten unterhandeln zu dürfen, und erhielten unter dem 3. Januar 1829 von dort eine auf ihren Wunsch eingehende Antwort. „Dem Kaiser" — schrieb Nesselrode mit Selbstgefühl und nicht ohne Anflug feiner Ironie — „ist es nicht unbekannt, wie delikat die Lage der beiden Höfe ist, wie sehr sie sie drückt, und wie beide einem Zustand der Dinge ein Ende machen möchten, der dem ersteren beständige Hindernisse, dem zweiten bedeutende Kosten verursacht, allen beiden Verlegenheiten mit der Türkei und stets peinliche innere Discussionen. Es ist

daher nicht die Absicht der Entschlüsse Rußlands, England und Frankreich in neue Schwierigkeiten zu ziehen und für sie eine Lage zu verlängern, aus der sie herauszutreten wünschen. Rußland wird sich vielmehr glücklich schätzen, selbst sie in ihren Bemühungen zu unterstützen und ihnen die Hand hierzu zu reichen. Sr. Majestät wird mit Vergnügen einen glänzenden Beweis des Vertrauens auf ihre Alliirten geben und die englischen und französischen Gesandten auch mit seiner Vollmacht ausstatten." — Aber diese Einwilligung knüpfte der Kaiser noch an eine Bedingung. Nicht ohne Wahrheit führte Nesselrode aus, zu welchen fast unübersteiglichen Schwierigkeiten es führen müsse, wenn man die Verhandlungen mit der Pforte begönne, ohne sich vorher selbst über die wesentlichen Bedingungen der künftigen Existenz der Griechen geeinigt zu haben. Weder über die Gränzen, noch über die innere Organisation, weder über das Hoheitsverhältniß der Pforte, noch über den Tribut für sie sei bisher irgendwie etwas näheres und bestimmtes festgesetzt worden, und es sei daher „die offenbar legitime, offenbar unumgängliche" Bedingung, an welche der Kaiser seine Einwilligung in die Wünsche Frankreichs und Englands knüpfe, daß sie sich zuerst über alle die Fragen vereinbarten, welche sie später auch für ihn mit der Pforte ordnen wollten*).

Mit dieser Wendung verzögerte Rußland die Rückkehr der Gesandten nach Konstantinopel, ohne doch den auf sie

*) Depesche Nesselrodes an Lieven vom 22. Decbr. 1828/3. Januar 1829, als Beilage B. zu dem Konferenzprotokoll vom 22. März 1829 veröffentlicht.

gerichteten Wünschen Englands und Frankreichs hartnäckig entgegenzutreten, und benutzte zugleich diese Wünsche selbst, um beide Mächte in der Verhandlung der griechischen Frage weiter zu treiben. Die Konferenz ging wirklich sogleich in die Berathung der von Rußland aufgeworfenen Fragen ein; so wie es aber zu deren näherer Erörterung kam, zeigte es sich auch klar, wie weit jetzt die Ansichten und Absichten Rußlands und Englands auseinander wichen. England suchte sich in Allem so enge als möglich an den Vertrag vom 6. Juli zu halten, Rußland strebte danach, alle seine Bestimmungen so weit als möglich zu dehnen. Jenes wollte das künftige Griechenland immer nur unter dem Gesichtspunkte einer Provinz des Sultans betrachten, dieses stellte dessen Selbstständigkeit in die erste und die Abhängigkeit von dem Sultan erst in die zweite Reihe. Englands Absicht war es hierbei, die Pforte, so wenig als möglich, Rußlands, sie so viel als möglich zu schwächen. Daher verlangte das erstere die Beschränkung des griechischen Gebiets auf Morea und die Cycladen, dessen Ausdehnung das letztere bis an die Linie von Volo nach Arta mit Einschluß Euböas empfahl, und während Rußland auf die Errichtung einer erblichen monarchischen Regierung in Griechenland drängte, hielt England dies für „etwas außerhalb des Vertrages vom 6. Juli Liegendes" und widersprach.

„Der russische Vorschlag in Betreff der Gränzen", hieß es sehr charakteristisch in einem englischen Memorandum*),

*) Beilage D. zu dem Protokoll vom 22. März 1829.

„scheint auf Gründen zu ruhen, die den Rücksichten fremd sind, welche diese Frage entscheiden sollten, und kann in der That nur durch ein Vergessen der wahren Zwecke des Vertrages verantwortet werden. Wäre es der Zweck desselben gewesen, einen Staat zu errichten, der fähig wäre, die türkische Macht in Europa zu balanciren und die Verhältnisse des Friedens und Krieges auf einen mit der Pforte gleichen Fuß zu führen, so möchte die vorgeschlagene Gränze wünschenswerth gewesen sein, oder sie hätte selbst noch weiter ausgedehnt werden mögen. Wenn wir aber den Vertrag nicht ganz bei Seite schieben wollen, so kann ein solcher Grundsatz nie von den Verbündeten angenommen werden. Die Annahme, ein erweitertes Gebiet und ausgedehntere Hilfsquellen wären nothwendig, um Griechenlands Freiheit sicher zu stellen, ist offenbar irrig, und das ganze militärische Raisonnement zur Unterstützung der empfohlenen Gränze ist auf den Fall durchaus nicht anwendbar, mit dem wir es zu thun haben. Der Fall eines legitimen und anerkannten Krieges zwischen dem Souverain und den Vasallen ist nicht möglich. Die Pforte selbst muß der natürliche Protector Griechenlands gegen fremde Feindseligkeiten sein, und gegen türkische Ungerechtigkeit oder Unterdrückung wird die Unterstützung der verbündeten Mächte hinreichen."

Aber noch viel mehr als die Gränzen lag Rußland die innere Einrichtung des neuen griechischen Staatswesens am Herzen. „Der Kaiser," schrieb Nesselrode unter dem 3. Januar 1829, „wird sich stets auf das Strengste ver-

pflichtet halten, Griechenland nicht eine Regierung zu geben, welche zu schwach wäre, sowohl die geheimen Gesellschaften, welche sich dort gebildet haben, als auch die Saat der Revolution zu vernichten, auf welche man dort bei jedem Schritte stößt. Die drei Höfe würden nicht nur weit davon entfernt bleiben, die Aufgabe des Vertrages vom 6. Juli zu lösen, „wenn sie Griechenland unter dem Joche einer verderblichen Anarchie ließen, sondern sie würden auch ihre Pflichten gegen sich selbst und gegen Europa versäumen; denn sie würden dann den Triumph der unglücklichsten und ansteckendsten Lehren sanctioniren. Wir sind überzeugt, daß dieser Ausgang nicht weniger unseren Alliirten wie uns selbst als durchaus unzuläßig erscheint."

Unter diesem Gesichtspunkt vornämlich war es, daß Rußland den auch bereits vom Wiener Kabinet vorgebrachten Plan empfahl, die Griechen „unter die Herrschaft eines Chefs zu stellen, dessen Macht um so heilsamer wirken dürfte, je ausgedehnter sie sein und je näher sie der monarchischen Gewalt stehen würde."

Um dem englischen Ministerium die Nothwendigkeit einer solchen Forderung recht einleuchtend zu machen, ward Fürst Lieven beauftragt, dem Herzoge von Wellington und Lord Aberdeen eine Depesche des russischen Bevollmächtigten in Griechenland, Grafen Bulgari, vorzulegen, welche „einen lichtvollen Ueberblick der gegenwärtigen Lage Griechenlands und Ideen über die Form der in diesem Lande zu errichtenden Regierung enthält, die Sr. Majestät dem Kaiser durch ihre Richtigkeit auffielen."

Diese Depesche Bulgaris vom 2/14. Dezember 1828*), der von Geburt ein Corfiote war, und mit dessen Auffassungen und Rathschlägen, wie er selbst versicherte, auch Kapodistrias vollkommen übereinstimmte, schilderte nun den Character und die Zustände der Griechen mit den schwärzesten Farben, um darauf den Schluß zu bauen, daß dort nur die unbeschränkte Alleinherrschaft möglich und wohlthätig sein könne. Die Primaten werden darin eine Kaste von Menschen genannt, die kein Rath, keine wohlwollende Bemühung in die Bahn der Ordnung zurückführen dürfte, und für welche jede geregelte Regierung nur eine Veranlassung zu Unruhen und Anarchie wäre. Zu ihnen aber hätten sich seit sieben Jahren die wirklichen oder verstellten Doctrinäre gesellt, die wechselsweise theils ihre Unfähigkeit, theils ihre Unredlichkeit durch die drei demagogischen Constitutionen an den Tag gebracht hätten, welche eine Last für das Land gewesen wären und dessen Organisation bis auf die Ankunft des Präsidenten unmöglich gemacht hätten. Nur diesen drei Verfassungen, ihren liberalen Principien und den Agenten der Revolution, welche aus allen Theilen Europas der griechischen zugeströmt wären, sei die Anarchie zuzuschreiben, unter der das Land so lange gelitten habe. Das Volk selbst zeige dagegen seit zehn Monaten eine Sanftmuth, eine Unterwürfigkeit und einen Geist der Ordnung und des Rechts, der die Aufmerksamkeit der drei verbündeten Höfe verdiene, und die Ruhe, welche jetzt auf den Inseln und dem Festlande herrsche, die Sicherheit der

*) Beilage C. zum Konferenzprotokoll vom 22. März 1829. Auch im Portfolio V. 452.

Wege und die Abwesenheit von Unordnungen und Verbrechen, die bei Völkern so gewöhnlich wären, welche sich von dem doppelten Joch der Tyrannei und der Revolution frei machten, bewiesen augenscheinlich, daß die Nation einer „weisen" Regierung würdig sei, deren Wohlthaten sie bereits eingesehen habe, und deren schwierige Bemühungen und edle Absichten sie durch ihren Gehorsam und ihre ganze Haltung unterstütze. Sie verdiene es also ebenso sehr, als es das Interesse der Mächte gebiete, der Herrschaft jener „destructiven Lehren" entrissen zu werden, welche mehr oder weniger alle Völker Europa's ergriffen hätten, und welche in Griechenland ermuntern zu wollen zum mindesten als unklug erschiene. Hierzu sei aber nur eine streng monarchische Regierung fähig, welche allein, wie auch der Präsident meine, den wohlerwiesenen Interessen des Landes, wie den nicht minder legitimen Interessen der Mächte entsprechen könne; deren Formen und Wesen überdies für die Gewohnheiten, die Sitten und den Character der Griechen besser paßten, als die „abstracten Grundsätze und das Dogma der angeblichen Volkssouverainität, welchem Griechenland eine Schuld von siebenzig Millionen, nebst Bürgerkrieg, Elend und Anarchie verdankt." Alle anderen Fragen über die Gränzen, die Souverainität der Pforte u. s. w. wären gegen diese von nur untergeordneter Bedeutung. Alle Mittelcombinationen würden nothwendig die Revolution auch nach Europa führen, welche man in der Levante aufrecht und siegreich gelassen hätte, und es genüge, um sich hiervon zu überzeugen, nur die Verfassung von Trözene zu lesen, die alle demokratischen Grundsätze

der Revolutionäre von 1793—1820 in sich aufgenommen habe. „Nur durch die Aufrichtung einer monarchischen Regierung in Griechenland" — schloß Bulgari — „werden die Mächte den Demagogen aller Länder den Stoß in's Herz geben, indem sie ihnen beweisen, daß es keine Revolution giebt, der die Vereinigung der verbündeten Souveraine nicht ein Ziel setzen kann, und daß selbst dann, wenn Revolutionen ermuthigt und möglich gemacht worden sind, sie dennoch in dem vereinigten Handeln der Kronen eine unübersteigliche Schranke und einen Willen finden, der stets bereit ist, sie entweder zu vernichten, oder ihnen eine Wendung zum Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft zu geben."

Wir wissen nicht, welchen Eindruck diese Denkschrift, in der zu einem im voraus bestimmten Zwecke Wahres und Unwahres künstlich gemischt war, auf den Herzog von Wellington und Lord Aberdeen machte. Unmöglich aber konnte ihnen der Widerspruch entgehen, in welchem sie mit dem Gutachten stand, das die Bevollmächtigten der drei Mächte in Griechenland, Graf Bulgari mit eingeschlossen, über dieselbe Frage vor Kurzem der Konferenz in London eingesandt hatten. Denn in diesem Gutachten war es nachdrücklich ausgesprochen, daß es „sowohl ungerecht, als gefahrvoll sein würde, bei der Aufrichtung einer erblichen Regierung in Griechenland die Nation des Repräsentativsystems zu berauben, da sie selbst unter der türkischen Regierung ihre Magistrate selbst erwählt habe, und ihre Notabeln allgemein das Recht gehabt hätten, die von der Pforte auferlegten Steuern zu vertheilen."

Welchen Widerstand indeß England den Plänen Rußlands auch entgegengesetzt haben mag, es gab für den Augenblick doch in allen wesentlichen Punkten zuletzt nach; theils weil Frankreich auch in diesen Verhandlungen mit Rußland zusammenhielt, vor Allem aber wohl, weil es selbst in Rücksicht auf den russisch-türkischen Krieg die Rückkehr seines und des französischen Botschafters nach Konstantinopel auf das lebhafteste wünschte, und diese von der Verständigung mit Rußland in der griechischen Sache wenn auch nicht absolut abhängig, so doch insofern durch sie bedingt war, als der Sultan leicht auf einen inneren Bruch der Triplealliance schließen und hierdurch in seinem Widerstande bestärkt werden konnte, sobald Englands und Frankreichs Gesandten in Konstantinopel erschienen, ohne im Namen der Alliance zur Verhandlung der griechischen Frage bevollmächtigt zu sein. Um das erstere zu erreichen und das letztere zu vermeiden, gab England den russisch-französischen Forderungen nach, und es zeigte sich hiermit auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß seine Politik seit der Unterzeichnung des Petersburger Protokolls immer nur gleichsam zwischen Scylla und Charybdis durchschiffen konnte. Doch gab es nur unter der Bedingung nach, daß jene Forderungen der Pforte nur als Vorschläge, nicht aber als ein Ultimatum der Verbündeten mitgetheilt werden sollten, außerdem jedem der drei Höfe das Recht vorbehalten bliebe, den Werth der Einwürfe zu erwägen, welche die Pforte machen dürfte, und in diesem Falle zwischen den drei Mächten auch andere Vorschläge verabredet werden könnten.

Demgemäß trug also auch das Protokoll vom 22. März 1829, in welchem die drei Mächte das Resultat dieser Verhandlungen niederlegten, nur den Charakter einer vorläufigen, nicht aber den einer schließlichen Vereinbarung an sich. Es forderte für die Griechen die Gränzlinie von Arta nach Volo mit Einschluß Euböa's, hielt an der Souverainität des Sultans über sie fest, normirte den diesem zu zahlenden Tribut auf jährlich 500,000 Franken und bestimmte dann, daß die „innere Verwaltung unter modificirter Oberherrlichkeit der Pforte sich so weit als möglich den monarchischen Formen nähern und einem christlichen Chef oder Fürsten anvertraut werden sollte, dessen Autorität nach der Ordnung der Erstgeburt erblich sein würde. Die erste Wahl solle im Einverständniß mit den drei Höfen und der Pforte zu Stande gebracht werden, jeder Nachfolger die „Investitur" der Pforte empfangen und für sie den Tribut eines Jahres zahlen; im Fall der Erlöschung des regierenden Stammes solle die Pforte an der Ernennung eines neuen Chefs eben so wie an der Wahl des ersten theilnehmen. Ausgeschlossen bleiben für immer von ihr die Prinzen der Familien, die in den drei verbündeten Staaten regieren. Von dem Repräsentativsystem aber, dessen Aufrechthaltung in Griechenland die dortigen Bevollmächtigten der drei Höfe so dringend empfohlen hatten, stand kein Wort in dem Protokoll, welches dagegen die Verbündeten verpflichtete, von den Griechen die unverzügliche Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die Türken, so wie die Rückkehr ihrer Truppen in das von den Mächten garantirte Gebiet zu fordern.

Und nun kehrten die Botschafter Frankreichs und Englands wirklich nach Konstantinopel zurück, um dort auch zugleich im Namen Rußlands die alten Verhandlungen von Neuem zu beginnen. Allein auch jetzt hatten ihre Bemühungen keinen besseren Erfolg, als die früheren, und es bestätigte sich wiederum die Ansicht derjenigen, die stets behauptet hatten, daß die Pforte niemals auf dem Wege der Unterhandlung, sondern nur, durch die Gewalt gezwungen, in der griechischen Frage nachgeben werde. So lange Diebitsch den Balkan noch nicht überschritten hatte, wies der Sultan alle Vorstellungen und Anträge der Gesandten zurück, und als dann die russischen Fahnen in Rumelien erschienen, drängte wieder die unmittelbare Kriegsgefahr alle anderen Interessen zurück.

Aber nicht nur in Konstantinopel stießen die Mächte auf einen Widerstand. Ihr Protokoll vom 22. März fand auch unter den Griechen Widerspruch, und da Kapodistrias selbst sich auf's eifrigste gegen dasselbe erhob, so kann man im Hinblick auf das enge Einverständniß, in welchem er sich stets mit Rußland hielt, wohl annehmen, daß auch das Petersburger Kabinet mit dem Protokoll nicht ganz zufrieden war und auf einem Umwege durch die Griechen zu erreichen suchte, was es in London entweder nicht hatte fordern wollen oder erreichen können. Da die Türken schon seit längerer Zeit nicht mehr die Griechen angriffen, hatte das Protokoll auch von den letzteren die Einstellung aller Feindseligkeiten verlangt, um durch die Herstellung einer factischen Waffenruhe die beabsichtigten Unterhandlungen in Konstantinopel zu erleichtern. Kapodistrias aber

weigerte sich, nicht nur die griechischen Truppen von dem Festlande zurückzurufen, sondern er strengte gerade jetzt alle Kräfte und Mittel an, um den Krieg dort gegen die Türken lebendiger und erfolgreicher als früher führen zu lassen.

Zugleich protestirte er gegen die Gränzbestimmungen des Protokolls, verlangte für die Griechen Samos und Kandia und forderte überhaupt, daß auch die Nation bei der schließlichen Entscheidung ihres Schicksals gehört werde. Das Alles lag allerdings im Interesse der Griechen, aber es lag auch zugleich im Interesse Rußlands, von dem schon ein ernstes Wort hingereicht hätte, den Präsidenten zur Unterwerfung unter den Konferenzbeschluß zu bringen. Dieser aber that jetzt noch einen Schritt und durfte ihn thun, den er unter anderen Umständen schwerlich gethan hätte. Schon zur Zeit des Protokolls vom 10. Novbr. hatte er an die Berufung einer neuen Nationalversammlung gedacht und seitdem die Vorbereitungen zu ihr getroffen. Aber mit der wirklichen Einberufung hatte er doch immer gezögert, bis das Protokoll vom 22. März den Ausschlag gab. Unter dem 18. Mai hatte er durch den englischen Residenten die officielle Mittheilung des Protokolls zugleich mit der Aufforderung in Betreff des Waffenstillstandes erhalten, am 27. Mai hatte er ablehnend geantwortet, und den 28. unterzeichnete er das Decret, durch welches er die Wahlen zum Nationalcongreß ausschrieb und die Deputirten zum 7. Juli nach Argos berief. Es lag ihm jetzt Alles daran, den Mächten zu zeigen, daß er das volle Vertrauen der Nation besitze, und diese mit ihm in dem Widerspruch gegen die Beschlüsse der Konferenz einig sei.

Beides gelang ihm vollkommen. Er hatte alle Mittel seiner Stellung angewendet, um auf die Wahlen zu wirken, und die Nationalversammlung, die er am 23. Juli zu Argos in russischer Uniform und mit seinen russischen Orden geschmückt, eröffnete, entsprach in ihrer Zusammensetzung und Haltung allen seinen Wünschen. Sie hieß nicht nur alle Acte seiner bisherigen Regierung gut, sondern sie sanctionirte auch auf eine ganz unbestimmte Zukunft hinaus seine fast dictatorische Gewalt und gab ihm endlich in Betreff der Verhandlungen mit den Mächten über die künftige Gestaltung des Landes eine Vollmacht, wie er sie wollte. Wie widerwärtig ihm auch sonst jede Berufung auf die Beschlüsse der früheren „demokratischen" Nationalversammlungen war, für diesen Zweck erklärte er es doch für seine Pflicht, „von den Grundlagen nicht abzuweichen, welche die Nationalversammlung von Epidauros (im Jahre 1826) für die Wiederherstellung Griechenlands aufgestellt habe;" die Nationalversammlung aber bevollmächtigte ihn, mit den Mächten auf denselben Grundlagen zu verhandeln, und sprach außerdem und sicher nicht gegen seinen Willen es aus, daß das Resultat jener Verhandlungen erst dann für die Nation verbindlich sein solle, wenn es von deren Repräsentanten anerkannt und bestätigt sein werde. Jene „Grundlagen" forderten eben für die Griechen neben dem Peloponnes und dem Festland auch die Inseln Euböa, Kandia, den Archipel und „alle die Provinzen, welche die Waffen ergriffen und sich der hellenischen Regierung unterworfen haben."

Man sieht, diese öffentliche und feierliche Einsprache

des Präsidenten und der griechischen Nationalversammlung gegen die Bestimmungen des Protokolls vom 22. März war, wie gerechtfertigt sie auch unter dem nationalen Gesichtspunkt erscheint, doch auch zugleich ganz dazu geeignet, die soeben durch die Botschafter Englands und Frankreichs in Konstantinopel wieder aufgenommenen Verhandlungen zu durchkreuzen und sie in die Länge zu ziehen, bis den Waffen der Russen ein entscheidender Schlag gelänge und ihr Kaiser als der wahre Retter der Griechen erschiene. In dem Moment, in welchem die Nationalversammlung zu Argos am 2. August jene Vollmacht für Kapodistrias gab, stand Diebitsch schon im Süden des Balkan, und kaum vier Wochen darauf begannen die Verhandlungen über den Frieden zu Adrianopel, in welchem der Sultan sich endlich zu den Jahre lang verweigerten Zugeständnissen für die Griechen verstand.

Wohl machten nun sofort die Höfe von London und Paris dem Petersburger Kabinet darüber Vorstellungen, „daß die Vollziehung des Vertrages von London nicht das ausschließliche Werk Rußlands sein könne, sondern eine gemeinschaftliche Angelegenheit der drei verbündeten Mächte sei.“ Allein nachdem Rußland seinen Zweck erreicht, kam es wieder auf's verbindlichste den Höfen entgegen. Fürst Lieven erklärte schließlich in der Konferenz zu London vom 3. Febr. 1830, „der Artikel 10. des Friedens von Adrianopel hebe die Rechte der Verbündeten des Kaisers nicht auf, stehe den Berathungen der zu London vereinigten Gesandten nicht im Wege und setze den Anordnungen kein Hinderniß entgegen, welche die drei Höfe im gemeinsamen

Einverständnisse für die vortheilhaftesten und den Umständen entsprechendsten erachten sollten."

Inzwischen hatten auch noch andere Verhandlungen über die griechische Frage unter den Mächten stattgefunden. Nachdem die Pforte einmal in den Vertrag v. 6. Juli eingewilligt, war sie noch weiter gegangen und hatte sich gegen die Botschafter in Konstantinopel verpflichtet, „alle Beschlüsse zu unterschreiben, welche die Konferenz zu London in Betreff der Vollziehung jenes Vertrages fassen werde*)." Dies Zugeständniß gab den Mächten, ihr gegenüber, vollkommen freie Hand, über das Schicksal Griechenlands zu bestimmen, und sie faßten jetzt einen Beschluß, der über die Grundprincipien des Vertrages v. 6. Juli weit hinausging. Wir wissen nicht bestimmt, welcher der drei Höfe sich zuerst zu diesem Fortschritt entschloß, aber am 3. Febr. 1830 sprachen sie alle zusammen die Unabhängigkeit Griechenlands aus, und am 24. April erkannte die Pforte auch diese an. Auf ihren Wunsch wurden die Gränzen des neuen Staates noch enger, als das Protokoll vom 22. März sie entworfen hatte, gezogen, und den Griechen blieb Nichts übrig, als sich in den Willen der Mächte zu fügen.

---

*) Dieses Zugeständniß der Pforte soll nach dem Protokoll vom 3. Febr. bereits unter dem 9. Septbr. gegeben worden sein. Je nachdem der 9. Septbr. alten oder neuen Styls gemeint ist, fiele es nach oder vor den Abschluß des Friedens von Adrianopel, eine nicht ganz unwichtige Frage, für deren Lösung es nicht entscheidend ist, daß zugleich der vorausgegangenen Zustimmung der Pforte zu dem Vertrage vom 6. Juli gedacht ist. Denn diese Zustimmung konnte auch schon vor der schließlichen Unterzeichnung des Friedens feststehen.

Diese wünschten sich Glück, „inmitten der ernstesten und zartesten Verhältnisse eine vollkommene Uebereinstimmung erreicht zu haben," und schmeichelten sich, „daß diese Vereinigung eben so bleibend als wohlthätig, nicht aufhören wird, zur Befestigung des Friedens der Welt beizutragen*)."

Allein das eine wie das andere war eine Täuschung. Nur durch den Erfolg der russischen Waffen war es zu jener „Uebereinstimmung" gekommen, und wie sie eben nur die Frucht einer momentanen Konstellation der politischen Verhältnisse Europa's war, so ging sie zugleich mit dieser Konstellation auch wieder verloren. Nur einige Monate später zerriß der Sturm der Julirevolution die bisherige Verbindung von Frankreich und Rußland auf lange Jahre, und der Gegensatz der Mächte und ihrer Interessen in der orientalischen Frage bedrohte immer wieder von Neuem den Frieden der Welt.

---

8. Rückblick.

Ueberblicken wir nun noch einmal die Entwickelung im Ganzen, deren Verlauf im Einzelnen wir bisher gefolgt sind.

Unsere Betrachtung ging von dem ursprünglichen Gegensatz aus, in welchem Moslemin und Christen im osmanischen Reich zu einander standen. Wir sahen dann den allmählichen Verfall der einen, und das eben so allmäh-

---

*) Schluß des Protokolls vom 3. Febr. 1830.

liche Emporkommen der andern, und wie sich in diesen nach Jahrhunderte langer Knechtschaft der Gedanke der Freiheit zu regen begann.

An diese innere Entwickelung des türkischen Reiches knüpfte Katharina II. zuerst das griechische Projekt an, das auf den völligen Umsturz des Reiches der Osmanen in Europa und die Begründung einer russischen Herrschaft in Konstantinopel ging. Seitdem blieb die Ausführung dieses Projekts ein lockendes Ziel der russischen Politik. Die Vernichtung Polens und der Sturm der französischen Revolution ließen nur zeitweise dieses Ziel in den Hintergrund treten; kaum schien die allgemeine Weltlage wieder günstiger für die Erreichung, als auch Alexander es von neuem ins Auge faßte und mit aller Lebhaftigkeit seiner Jugend und seines Ehrgeizes zu vollenden strebte, was Katharina nur begonnen hatte.

Allein er kam ebenso wenig wie sie zum Ziel. Die Pforte bewährte eine größere Lebenskraft, als man ihr in Petersburg zugetraut hatte, und Napoleon war nicht zu bestimmen, Konstantinopel in die Hand Rußlands zu geben. Aber bei alledem war doch die russische Macht theils in unmittelbarer, theils in mittelbarer Folge des griechischen Projekts in Asien wie in Europa weit über ihre früheren Gränzen gerückt. In Asien hatte sie den Kaukasus überschritten, in Europa aber an die Stelle des alten unabhängigen Polens ein neues unter russischem Scepter gesetzt; sie hatte Finnland den Schweden, und alle Küstenlande des schwarzen Meeres westwärts bis an den Pruth den Türken entrissen, die Moldau und Wallachei ihrem Ein-

fluß geöffnet, und endlich in der ganzen christlichen Raja des europäisch-türkischen Reiches den Gedanken an die Wiedererringung nationaler Freiheit genährt und gefördert. Indem Rußland im Frieden von Bukarest die Empörung der Serben unter seinen Schutz nahm, legitimirte es gewissermaßen im voraus jede ähnliche Erhebung der christlichen Unterthanen der Pforte.

Neun Jahre hierauf erfolgte der Aufstand der Griechen. Auch dieser war, wenn nicht ausschließlich, so doch zu einem großen Theil eine Frucht des griechischen Projekts; die Griechen erhoben sich nur in der Hoffnung und Zuversicht, daß Rußland sie ebenso wenig wie die Serben im Stich lassen werde. Allein ihre Hoffnung erfüllte sich nicht sogleich. Durch die welterschütternden Ereignisse zwischen dem Frieden von Tilsit und dem von Paris hatte sich Kaiser Alexanders jugendlicher Ehrgeiz theils abgekühlt, theils hatte er eine andere Färbung und Richtung erhalten. Wohl trug er sich noch immer mit dem Plan einer Befreiung der Griechen von dem Joche des Islam; aber der Besitz von Konstantinopel war für ihn kein so lockendes Ziel mehr, daß er für dessen Erreichung den kaum errungenen Frieden der Welt und die Erhaltung ihrer bestehenden Ordnung gegen die Revolution aufs Spiel gesetzt hätte. Er theilte persönlich die Sympathien seines Volkes für die Griechen und war zugleich keineswegs gegen die großen Interessen etwa gleichgültig, welche für Rußland hierbei in Frage standen; allein er schwankte zwischen jenen Sympathien und seiner Abneigung gegen die Revolution, zwischen den Interessen Rußlands und den Grundsätzen

der heiligen Alliance, und bemühte sich bis an seinen Tod vergebens, jene mit diesen in Einklang zu bringen.

Damals hatte Oesterreich die Entscheidung in seiner Hand. Fürst Metternich aber verkannte völlig oder übersah absichtlich den engen Zusammenhang, in welchem die Erhebung der Griechen mit der ganzen inneren Entwickelung des türkischen Reiches stand. Er betrachtete sie nur als eine Frucht des revolutionären Geistes der Gegenwart, und nicht als die Frucht eines wahrhaft geschichtlichen Lebens, die sie in der That war. Er sah daher nur ihre Schwäche und übersah ihre Stärke; und anstatt das neue Leben zu fördern, sprach er über dasselbe das Urtheil des Todes aus. Durch diese Politik spielte er aber die griechische Sache gerade der Macht in die Hand, welche er von ihr am fernsten halten wollte. Canning erkannte die Gefahr und suchte zu retten, was zu retten noch möglich war; aber ein früher Tod raffte ihn hinweg und seine Nachfolger, die viel mehr die Auffassung Metternichs als die seinige theilten, ließen sich das von England kaum erfaßte Steuer durch Rußland wieder entreißen.

Denn der Tod Alexanders hatte inzwischen dem Schwanken der russischen Politik ein Ende gemacht. Sie emancipirte sich von der heiligen Alliance und nahm den alten Gedanken Katharinas in einer neuen Form wieder auf. Hatte diese den raschen Umsturz des osmanischen Reiches erstrebt, so stellte man sich jetzt in Petersburg die allmähliche Schwächung desselben zur Aufgabe, und ging statt auf den unmittelbaren Besitz von Konstantinopel, auf die Erwerbung eines durchaus vorwiegenden Einflusses in Konstantinopel aus. Das Reich der Pforte zunächst durch

die Pforte selbst zu beherrschen, das ward seit der Thronbesteigung des Kaiser Nicolaus ein Grundgedanke der russischen Politik, welche mit diesem Gedanken denselben Weg gegenüber der Pforte betrat, der sie in Polen zu ihrem letzten Ziele geführt hatte.

Und von dem Moment an, daß Rußland solchergestalt für seine eigene Politik einen festen Gesichtspunkt wieder gewonnen hatte, verfolgte es mit Geschick, Entschlossenheit und Glück seine Bahn. Seine nächste Aufgabe war, die Pforte um jeden Preis von der Ueberlegenheit seiner eigenen Macht zu überzeugen und sie zugleich die Erfahrung machen zu lassen, daß sie gegen Rußlands entschiedenes Wollen auch bei den anderen europäischen Mächten keinen Schutz finden werde.

Während England und Frankreich zwischen ihren Sympathien für die Griechen und ihrem Interesse an der Erhaltung der Pforte hin und her schwankten, Preußen sich auf die Seite Rußlands neigte und Oesterreich in eine immer vereinsamtere Stellung gerieth, nahm Rußland die griechische Sache, die Fürst Metternich als eine lebensunfähige von sich gewiesen hatte, in seine Hand und nutzte sie im eigenen Interesse vortrefflich aus. Durch sie brachte es England und Frankreich in eine durchaus halbe und schiefe Stellung zur Pforte, isolirte und paralysirte Oesterreichs Macht je länger je mehr und griff zuletzt entschlossen zum Schwert, als der Sultan selbst ihm hierzu die günstigste Gelegenheit bot.

Wohl näherten sich in diesem Moment Oesterreich und England einander von Neuem, und auch Preußen und Frankreich billigten weder den Krieg, noch sahen sie ihn

irgendwie gern. Aber Preußen hielten die Bande des Bluts, welche den König mit dem Kaiser verbanden, und die Liebe zum Frieden — Frankreich die Abneigung gegen Oesterreich und politischer Ehrgeiz auf der Seite Rußlands fest, und selbst in London und Wien fehlte in den wahren Zweck des Krieges eine klare Einsicht. Am Anfange fürchtete man dort wie hier einen völligen Umsturz des türkischen Reichs, an den Rußland nicht dachte, und beruhigte sich um so leichter, als man sich überzeugte, daß dies Aeußerste nicht zu erwarten sei.

So führten die Uneinigkeit und die aus dieser folgende Unthätigkeit der vier großen Mächte auf der einen Seite, und das Selbstvertrauen, die Entschlossenheit und die Kraft Rußlands auf der anderen den Kaiser an das erstrebte Ziel. Durch den Krieg und den Frieden von Adrianopel riß er nicht nur ganz Griechenland völlig vom Reiche des Sultans los, sondern begründete auch wirklich einen durchaus überwiegenden Einfluß Rußlands in Konstantinopel, und übte seitdem ein Protektorat über die Pforte, das sich über ein Decennium hinaus erhielt.

Das Wiener Kabinet dagegen war in seiner ganzen langjährigen und eifrigen Opposition gegen Rußland völlig gescheitert. Die Entwickelung der griechischen Frage, die Fürst Metternich hatte unterdrücken wollen, hatte sich dennoch Bahn gebrochen und Rußland statt Oesterreich in die Höhe gehoben. In allen Landschaften der niederen Donau ward sein Einfluß stärker als je, die Mündungen dieses, vornämlich österreichischen Stroms gehörten ihm, und schon nahm es hier eine Stellung ein, die nicht nur für die Pforte, sondern auch für Oesterreich selbst voller

Gefahr war. Sein Ansehen in Europa stieg, während das Ansehen Oesterreichs sank: die natürliche Folge der verschiedenen Politik beider Mächte in der orientalischen Frage.

Diese Frage selbst aber war durch den Frieden von Adrianopel keineswegs zu einem völligen, sondern nur zu einem vorläufigen Abschluß gelangt. Wir sahen, ihre tieferen Wurzeln lagen nicht allein in der russischen Politik; sie lagen vielmehr in dem allgemeinen Verfall des osmanischen Reichs und in dem Umschwunge, welcher sich in dem ganzen gegenseitigen Verhältniß zwischen Christen und Moslemin langsam, aber unaufhaltsam angebahnt hatte.

Dieser große Entwickelungsprozeß setzte sich auch nach dem Frieden von Adrianopel fort. Zwar suchte nun auch Mahmud II. gleich Selim III. nach dem Frieden von Jassy die Schäden seines Reichs durch Reformen nach europäischem Muster zu heilen, aber diese Reformen waren der Masse seines Volkes ein Greuel, und zu dem alten Zwiespalt zwischen Moslemin und Christen trat jetzt auch noch der neue zwischen den Anhängern des alttürkischen Wesens und den Freunden der Neuerung hinzu. Die wahrhaft gläubigen Osmanen verachteten den Sultan wegen seiner Niederlagen und seiner Sitten, haßten ihn wegen seiner Reformen und nahmen gegen diese fortwährend zu Verschwörungen und Empörungen ihre Zuflucht; die christliche Raja aber hob nach dem Vorgange und den Erfolgen der Serben und Griechen auch in Bosnien und Albanien, in Bulgarien wie in Rumelien ihr Haupt höher empor, und verlangte je länger je mehr nach Erleichterung, Gleichstellung und Freiheit, während noch außerdem Mehmed

Ali den Sultan zu einer völligen Losreißung Aegyptens, Syriens und Arabiens bedrohte.

So blieb das Reich das ganze nächste Jahrzehnt hindurch in einer faſt ununterbrochenen inneren Gährung. Die alten Einrichtungen vermochten es nicht mehr zu tragen, und den neuen ſtand der ganze nationale und religiöſe Geiſt der Maſſen entgegen. Als Mahmud einmal mit ſeinem Gefolge über die Brücke von Galata ritt, trat ihm ein Derwiſch entgegen und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Ghiaur Padiſchah, biſt Du nicht Deiner Greuel ſatt? Du wirſt Gott von Deinen Gottloſigkeiten Rechenſchaft abzulegen haben! Du vernichteſt die Einrichtungen Deiner Väter! Du richteſt den Islam zu Grunde und rufſt auf Dich und auf uns die Rache des Propheten herab!“ Der Derwiſch wurde erwürgt, aber er hatte nur ausgeſprochen, was Tauſende dachten. Nur durch die rückſichtsloſeſte Gewalt ſetzte der Sultan ſeine Reformen durch; aber ſie veränderten nur die Oberfläche der Dinge. Im tieferen Grunde des Lebens erhielt ſich das alttürkiſche Weſen, das der eindringende Geiſt der chriſtlich abendländiſchen Welt und ihrer Kultur wohl zu zerſetzen, aber nicht zu regeneriren vermag.

Der alte weltgeſchichtliche Gegenſatz und Kampf zwiſchen dem Chriſtenthum und dem Islam iſt in einer neuen Form und Geſtalt wieder lebendig geworden. Ueber den endlichen Ausgang ſelbſt kann kein Zweifel ſein; es fragt ſich nur, ob es im Intereſſe Europa's und ſeiner Bildung liegt, daß Rußland allein für ſich die Früchte des Sieges davon trägt?

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

YB 21532

913397

D571
R6

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY